~~Biogr. 193 n.~~ ~~Remot. 666~~

Remot. II Casanova

11

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Rem. II 11-9

<36625210940013

<36625210940013

Bayer. Staatsbibliothek

Aus den Memoiren von Jacob Caſanova de Seingalt.

Neunter Band.

Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Caſanova de Seingalt,

oder

ſein Leben,

wie er es zu Dux in Böhmen niederſchrieb.

Nach dem Original-Manuſcript bearbeitet.

Neunter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1826.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Erſtes Capitel. Meine Ankunft in London. — Die Cornelis. — Ich miethe ein Haus. — Vorſtellung bei Hofe. — Zahlreiche Bekanntſchaften. — Moral der Engländer 1

Zweites Capitel. Der Dame Cornelis Beſtrafung. — Abenteuer zu Ranelagh. — Londons Courtiſanen. — Die Portugieſin Pauline 49

Drittes Capitel. Paulinens Schickſale. — Ein Sturz vom Pferde. — Arioſt. — Mein Sieg. — Die Trennung 100

Viertes Capitel. Seltſamer Charakter der Engländer. — Caſtel=Bajac. — Graf Schwerin. — Meine Tochter Sophie. — Der Wett=Clubb. — Die Charpillon 157

Fünftes Capitel. Eine unglückliche Liebſchaft . 195

Sechstes Capitel. Diner bei Malingan. — Richmont. — Ich ſpiele den raſenden Roland. — Mein Teſtament. — Egard. — Ball und Souper in Soho=Square. — Ich komme ganz unerwartet nach Newgate 254

Seite
Siebentes Capitel. Bottarelli. — Der Papagei. — Porchini. — Eine alte Bekanntſchaft wird erneuert. — Sara's Rückkehr nach der Schweiz. — Eine neue Bekanntſchaft 303
Achtes Capitel. Verſuchungen aller Art . . . 350
Neuntes Capitel. Flucht des Marquis della Pettina. — Leiden der Trennung. — Ich finde meinen Sohn. — Baron Stenau. — Abreiſe von London. 383
Zehntes Capitel. Aufenthalt in Weſel. — Redegonda. — Unfreiwillige Entführung. — Braunſchweig. — Der Herzog. — Berlin. — Geſchichte der Belanger. — Calſabigi. — Die Lotterie . . 419
Elftes Capitel. Lord Keith. — Der König. — Die Denis. — Lambert. — Abreiſe nach Rußland. — Abenteuer in Mietau. — Der Herzog und ſeine Gemalin. — Ich ſpiele den Mineralogen. — Abreiſe nach Riga 465

Erſtes Capitel.

Meine Ankunft in London. — Die Cornelis. — Ich miethe ein Haus. — Vorſtellung bei Hofe. — Zahlreiche Bekanntſchaften. — Moral der Engländer.

Kaum in Calais angelangt, befahl ich den Wirth zu rufen, ließ mir eine Beſcheinigung über die Poſtchaiſe geben, die ich ihm zurückließ, und beſtellte ſogleich ein Paketboot. Es waren deren zwei vorhanden: das eine noch unbeſetzt, das andere mit Paſſagieren angefüllt, wovon jeder für die Ueberfahrt ſechs Franken zahlte. Ich zahlte ſechs Guineen, um das erſtere Boot zu meiner Verfügung zu erhalten; und ehe noch die Ebbe eintrat, war durch Clairmont mein ſämmtliches Gepäck an Bord geſchafft. Inzwiſchen fand ich Urſache, die Rechtlichkeit meines Wirthes zu bewundern. Indem er mich unterrichtete, daß in England die

Louisd'or keinen Cours hätten, gab er mir Guineen dafür, ohne das geringſte Agio zu verlangen; und doch überſtieg der innere Werth der Guinee den Louisd'or um ſiebzehn franzöſiſche Sous.

Der junge Aranda hatte ſeinen Theil erwählt. Ruhig ergab er ſich in ſein Schickſal, und war froh darüber, daß er mir eine Probe ſeines ritterlichen Muthes abgelegt. — Als wir zur Abendtafel gehen, höre ich vor der Thüre einen verwirrten Lärm von Worten in engliſcher Sprache: der Wirth erſcheint mit der Nachricht, es ſey von dem engliſchen Geſandten Herzog von Bedford, der nach London zurückkehre, ein Courier angelangt. Und dieſer Courier hatte mit dem Eigenthümer des von mir gemietheten Paketbootes Streit angefangen, indem er behauptete, durch einen vorausgeſchickten Brief das Fahrzeug für ſich beſtellt zu haben; jener aber leugnete den Empfang des Briefes, da er ihm nicht bewieſen werden konnte. Froh war ich, das Paketboot mein nennen zu dürfen.

Als ich in der Frühe des andern Morgens aufſtand, kam der Wirth mit der Meldung, daß gegen Mitternacht der Herzog eingetroffen ſey

und deſſen Kammerdiener mich zu ſprechen wünſche. Ich ließ ihn hereinkommen. In Mylords Namen ſagte er mir, daß es große Eile mit ihrer Reiſe habe, und daß ich ja eben ſo gut Dover erreichen könne, wenn ich ihnen auch das Paketboot überließe. Ich griff zur Feder und antwortete mit dieſen Zeilen: „Das Paketboot ſteht zu Ew. Excellenz Verfügung, und ich behalte mir nur einen Platz für drei Perſonen und mein weniges Gepäck vor. Mit dem größten Vergnügen benutze ich dieſe Gelegenheit, dem Geſandten Englands einen kleinen Dienſt zu erweiſen.“ —

Der Kammerdiener kam zurück, um mir zu ſagen, daß der Ambaſſadeur mir danke, jedoch zur Bezahlung des Paketbootes verbunden zu ſeyn glaube. — Das kann nicht ſeyn, denn es iſt bereits bezahlt. — Se. Excellenz werden die ſechs Guineen zurückſtellen. — Sagen Sie Ihrem Gebieter, daß ich ihm dieſen Dienſt entweder umſonſt, oder gar nicht leiſte; denn mit einer Waare die von mir gekauft iſt, pflege ich nicht Handel zu treiben.

Nach einer halben Stunde läßt der Herzog ſich melden und erklärt mir ſehr artig, daß hier das Recht auf meiner Seite wäre, es ihm aber

nicht zu verdenken ſey, wenn er dieſe allzugroße Güte ablehnen müſſe. Das gebe ich ihm zu, beharre aber auf meinem Entſchluß. Es giebt hier einen Ausweg, ſagte er; und wenn Sie dieſen wählen, ſo bin ich Ihnen recht ſehr verpflichtet. Jeder von uns zahle die Hälfte. — Das nehme ich an, Mylord, und bin Ihnen dankbar für die mir erzeigte Ehre. Nicht eher reiſe ich, als bis Sie dazu bereit ſind. — Der Herzog legte nun drei Guineen auf den Tiſch, und mit vielen Dankſagungen ſchied er. Eine Stunde ſpäter erwiderte ich ſeinen Beſuch. Dem Eigenthümer des Paketboots ließ ich ſagen, daß es ihm frei ſtehe den Geſandten und ſein Gefolge aufzunehmen.

Ein günſtiger Wind ſchwellte die Segel, und in weniger denn drei Stunden flogen wir über den Kanal und begrüßten Albions Geſtade. Am folgenden Morgen fiel mir der Beſuch eines Zollbedienten, der bei mir nach Contrebande forſchte, nicht nur ſehr beſchwerlich, ſondern erſchien mir auch unbeſcheiden und unanſtändig; aber hier mußte zum böſen Spiel gute Miene gemacht werden. Denn ein plumper Engländer, für den das Geſetz ſpricht, iſt hundertmal impertinenter als ein Franzoſe.

Die Inſel, welche England heißt, erſcheint in einem andern Farbenſpiel, als die Oberfläche des Feſtlandes. Von anderm Geſchmack, als irgendwo, ſind hier Fleiſch und Fiſch, überhaupt alles Eßbare. Bis auf die Geſtalt, ſind die engliſchen Pferde von einer ganz eigenthümlichen Art; und einen beſtimmt ausgeprägten Charakter haben die Menſchen: ſie glauben von einem Stamme zu ſeyn der alle andern Völker der Welt übertrifft. Nun iſt das freilich die gewöhnliche Einbildung aller Nationen; jede glaubt die erſte zu ſeyn, und alle mögen ſie Recht haben.

Mich überraſchte die große Reinlichkeit, die Schönheit der Landſchaft, die trefflichen Kunſtſtraßen, und die Solidität der Nahrungsmittel; nicht weniger die Eleganz der Poſtwagen, der ſcharfe Trab, in welchem man von Stadt zu Stadt eilt, und die Bauart der Städte. Gegen Abend, achtzehn Stunden nach der Abreiſe von Dover, langten wir in London an.

Thereſe, die Mutter des jungen Aranda, welche in Wien Signora Pompeati, in Amſterdam Madame Trenti hieß, nannte ſich in London Miß Cornelis. Man erinnert ſich wohl noch

ihres Amſterdamer Liebhabers, des Herrn Cornelis van Rigerboos, deſſen früherhin in dieſen Memoiren Erwähnung geſchehen iſt: ihm zu Ehren hatte Thereſe den Namen Cornelis angenommen. Sie wohnte auf Soho-Square, dem Hotel des venetianiſchen Reſidenten gegenüber. In Begleitung ihres Sohnes fahre ich bei ihr vor, und bin darauf gefaßt, daß man mich ſogleich annehmen werde; allein der Portier erſucht mich einen Augenblick zu warten. Zwei Minuten ſpäter erſcheint ein Bedienter mit einem Billet, worin die Cornelis mich bittet in dem Hauſe abzuſteigen, welches der Ueberbringer mir nachweiſen ſolle; dort werde ſie ſich bei mir zum Souper einfinden. Dies fiel mir gar nicht auf, ſie mochte dazu ihre Gründe haben; und ſo fuhr ich denn ruhig nach dem bezeichneten Hauſe. Entgegen kam uns hier eine wohlbeleibte Franzöſin, Madame Raucour, nebſt zwei Bedienten. Den jungen Herrn Cornelis umarmte die Dame und freute ſich ſeiner glücklichen Ankunft, mir aber machte ſie eine flüchtige Verbeugung. Es verging keine Viertelſtunde, ſo hatte die Raucour mein ſämmtliches Gepäck in das mir beſtimmte Zimmer

ſchaffen laſſen. Neben dieſem befand ſich ein Kabinet, durch welches man zu drei prächtigen Zimmern gelangte, die für meinen Telemach eingerichtet waren. Der junge Menſch ſtand ganz verblüfft da und wußte nicht was er ſagen ſollte, als die Dame ihm ankündigte: er habe die beiden Bedienten als die ſeinigen zu betrachten, und auch ſie wäre ganz zu ſeinem Befehl.

Mein Logis fand ich nicht nur ſchlecht, ſondern auch unanſtändig; aber, was bei mir ein gar ſeltener Fall iſt, ich wußte mich zu beherrſchen und verlor darüber kein Wort. Blos fragte ich meinen Clairmont, wo er ſein Zimmer habe, mit dem Bedeuten, daß er ſeinen Koffer, der noch neben den meinigen ſtand, hinüberſchaffen ſollte. Er ging, um Erkundigung einzuziehen, und brachte dann die Nachricht, daß die unverſchämte Madame ihm ein Dachkämmerchen angewieſen habe, wo ſchon ein Bedienter des jungen Herrn ſchlafe. Clairmont, der mich kannte, erſtaunte nicht wenig, als er mich ruhig antworten hörte: es iſt gut; trage nur Deinen Koffer hin. — Soll ich die Ihrigen auspacken? — Nein, es kann bis morgen bleiben. — Ohne mir das Geringſte merken

zu laſſen, begab ich mich nach dem Zimmer des jungen Herrn. Da ſaß Madame Raucour und gab ihm eine Schilderung von der glänzenden Lage ſeiner Mutter: von ihren weitumfaſſenden Unternehmungen, ihrem unermeßlichen Credit, und dem prächtigen Hauſe, welches ſie habe erbauen laſſen; von ihren zweiunddreißig Bedienten, zwei Secretairen, ſechs Pferden, einem prächtigen Landhauſe, und andern Herrlichkeiten mehr. — Wie befindet ſich meine Schweſter Sophie? fragte der bisherige Aranda, nunmehrige Cornelis. — Heißt ſie denn Sophie? Hier nennt man ſie Miß Cornelis. Ich verſichere Ihnen, mein Herr, es iſt eine glänzende Schönheit, ein wahres Wunder von Geiſt, Talent und Grazie. Sie ſingt, ſie ſpielt fertig alle Inſtrumente; ſie tanzt, ſpricht drei Sprachen, und ſchreibt darin vollkommen richtig. Sie hat eine eigene Gouvernante, und auch eine Kammerjungfer. Schade nur, daß ſie für ihr Alter etwas gar zu klein iſt; denn bereits zählt ſie acht Jahre.

Bereits zehn Jahre war Sophie alt; da indeß dieſes hochmüthige Weib keines Blickes mich würdigte, ſo ſagte ich nichts dazu. Herr Cornelis,

der von den Anſtrengungen der Reiſe ſich zu erholen wünſchte, erkundigte ſich angelegentlich, zu welcher Stunde man ſoupiren werde. Man antwortete: um zehn Uhr, und eher nicht; denn bis dahin arbeitet Madame Cornelis mit ihrem Advocaten, der für ſie einen wichtigen Proceß gegen Sir Fredrick Fermer führt. Nun kehrte ich in mein Zimmer zurück, und ohne ein Wort zu ſagen, nahm ich Hut und Stock, um einen Spaziergang zu machen. Es war erſt ſieben Uhr. Damit ich mich nicht verirre, bin ich aufmerkſam auf den Weg, den der Zufall mich führt, und gerathe endlich in ein Kaffeehaus, wo ich zahlreiche Geſellſchaft vorfinde. Dies war der berüchtigte Caffé d'Orange, ein Sammelplatz aller Taugenichtſe die aus Italien nach London kommen. Schon in Lyon hatte ich davon gehört, und mir vorgenommen dieſes Haus zu meiden, und nun ſollte die Laune des Zufalls mich hinführen; indeß hat man mich in der Folge dort nicht mehr geſehen. Ich ſetze mich in einen Winkel und verlange ein Glas Limonade. Bald darauf nimmt Jemand an meiner Seite Platz, um bei dem Schein des vor mir ſtehenden Lichtes eine Zeitung zu le=

ſen. Wie ich bemerkte, war es ein Blatt in italieniſcher Sprache: der Mann hatte einen Bleiſtift in der Hand, ſtrich damit verſchiedene Worte aus und ſchrieb Verbeſſerungen auf den Rand. Gewiß ein Schriftſteller, ſagte ich bei mir ſelbſt. Ich bemerkte, wie er in dem Wort ancóra einen Buchſtaben ausſtrich und an den Rand ein ch hinſchrieb, ſo daß nach ſeiner Lesart ein anchóra daſtand. Nun konnte ich mich länger nicht halten. Mein Herr, begann ich, ſeit vier Jahrhunderten ſchreibt man ancóra ohne ein h. — Zugegeben, verſetzte der Mann: allein hier gilt mir Boccaccio als eine Autorität, und man muß genau ſeyn bei dergleichen Citaten. — Da haben Sie Recht, und ich muß um Entſchuldigung bitten. Gewiß ſind Sie ein Gelehrter? — Ein wenig; mein Name iſt Martinelli. — Der Ruf hat Sie mir bereits genannt. Sie ſind ein Verwandter von Calſabigi, und der hat mir von Ihnen viel geſagt. Ihre Satyren habe ich mit Vergnügen geleſen. — Darf ich fragen, wen ich zu ſehen die Ehre habe? — Ich heiße Seingalt. Iſt Ihre neue Ausgabe vom Decameron vielleicht ſchon vollendet? — Noch bin ich damit beſchäftigt, indem

ich die Zahl der Subſcribenten zu vermehren ſuche. — Wollen Sie auch mich dazu rechnen? — Sie erzeigen mir viel Ehre. —

Er gab mir nun einen Pränumerationsſchein; und da er nur eine Guinee koſtete, ſo bat ich mir einen zweiten aus, bezahlte ſie und ſchied mit dem Wunſche, ihn künftig wieder hier anzutreffen. Doch fällt mir im Fortgehen noch ein, ihn nach dem Namen des Kaffeehauſes zu fragen. Ueber dieſe Unkunde ſtaunt er; allein er findet ſie verzeihlich, als ich ihm ſage, daß ich ſo eben erſt in London angekommen ſey. Es wird Ihnen daher nicht leicht ſeyn, ſprach er, Ihre Wohnung wieder zu finden, und ich erbiete mich Ihnen zum Begleiter. — Wir gingen. Er machte mir bemerkbar, wie der Zufall mich in das allerverrufenſte Kaffeehaus geführt habe. Und Sie beſuchen es doch? ſagte ich. — Unter der Aegide von Juvenals „Cantabit vacuus coram latrone viator“ darf ich mir das erlauben. Ich bin eben keine Lockſpeiſe für Beutelſchneider: ich ſpreche nicht mit ihnen, und ſie nicht mit mir. Seit fünf Jahren ſchon bin ich in London, habe indeß mit niemand Umgang, den Lord Spencer ausge-

nommen. Ich beſchäftige mich ausſchließlich mit der Literatur, und da ich unverheirathet bin, ſo verdiene ich genug, um eine Chambre garnie bewohnen zu können und täglich in der Tavern ein Mittagbrod zu verzehren. Aus dieſem Rock und aus einem Dutzend Hemden beſteht meine Garderobe, und dabei befinde ich mich recht wohl. Nec ultra deos lacesso!*)

Dieſer Mann, der den toscaniſchen Dialekt in ſeiner höchſten Reinheit ſprach, gefiel mir. Unterwegs fragte ich ihn, wie ich es denn anfangen müſſe, um ein gutes Quartier zu erhalten. Als er nun erfuhr, wie lange ich in London mich aufhalten wollte und welche Lebensweiſe ich führen würde, ſprach er: ich rathe Ihnen, ein ganzes Haus zu miethen, welches mit Ameublement, Küchengeſchirr, Tiſch- und Bettzeug, überhaupt mit allen Bedürfniſſen des Haushalts vollſtändig verſehen iſt. Sobald Sie nur Bürgſchaft leiſten können, werden Sie unbeſchränkter Herr vom Hauſe, ſind frei wie ein Engländer und blos vom Geſetze abhängig. — Nun bat ich ihn, mir ein ſol-

*) Mehr begehre ich von den Göttern nicht.

ches Haus nachzuweiſen; und ſogleich tritt er in einen Laden, ſpricht mit dem Inhaber ein paar Worte, zeichnet etwas in ſeine Schreibtafel und kehrt dann zufrieden zurück. Einem Blatte des Advertiser hatte er die Notizen entnommen, deren wir gerade bedurften. Das uns zunächſt gelegene Haus, welches vermiethet werden ſollte, befand ſich in der Straße Pall-Male. Wir eilen hin: ein Schlag an die Hausthür, und ſie wird von einer alten Frau geöffnet. Man zeigt uns das Erdgeſchoß und die drei obern Stockwerke mit ſechszehn Zimmern und acht Kabinetten. In jedem Kabinet befanden ſich zwei Betten; überall die größte Sauberkeit und Eleganz. Ein ſtattlicher Schrank enthielt Tiſch- und Bettzeug, ein anderer das Silbergeſchirr, Porzellan und Fayence. Große Spiegel und Klingelzüge fehlten in keinem Zimmer. Blankgeſcheuertes Zinn, Kupfer und Meſſing zierten die Küche, und geräumige Speiſekammern und Keller waren bereit, alles aufzunehmen, was man irgend bedarf um ein gutes Haus zu machen. Der Miethzins betrug für die Woche zwanzig Guineen. Ich eröffnete Martinelli, daß mir dieſes Haus ſehr wohl

gefalle, und ich es ſogleich miethen wolle, um einziehen zu können, ſobald es mir beliebe. Als er dieſe Erklärung der alten Wirthin dollmetſchte, erbot ſie ſich zu meiner Haushälterin (House-Keeper); da es dann einer Caution nicht bedürfe, und ſie zufrieden ſeyn werde, wenn ich die Miethe wöchentlich vorausbezahle; wenn ich aber geſonnen ſey, die Haushaltung einer andern Perſon anzuvertrauen, brauche ſie wenigſtens zwei Tage, um über das ſämmtliche Mobiliar ein Verzeichniß aufzunehmen; auch würde in dieſem Fall die von mir beſtellte Haushälterin Bürgſchaft leiſten müſſen. Ich entgegnete darauf, ſie möge nur immer im Hauſe bleiben; jedoch unter der Bedingung, daß ſie eine Aufwärterin miethe, die außer dem Engliſchen noch Franzöſiſch oder Italieniſch verſtehe. Das verſprach ſie, empfing von mir für den erſten Monat achtzig Guineen, und gab darüber Quittung. Froh über den Dienſt, welchen er mir geleiſtet, begleitete mich Martinelli bis vor das Haus der Dame Raucour, und dann empfahl er ſich.

Es war jetzt bereits zehn Uhr, doch ließ Madame Cornelis noch immer auf ſich warten. Ihr Herr Sohn ſchnarchte auf dem Sopha. Empfind-

lich gekränkt durch die Art und Weiſe, wie die Cornelis mich in London aufnahm, ſah ich ihrem Erſcheinen mit Ungeduld entgegen, war indeß feſt entſchloſſen mich durch nichts außer Faſſung bringen zu laſſen. Endlich ertönen drei Schläge an der Hausthür, ich ſpringe ans Fenſter, und ſehe Thereſen, die eben aus einer Portechaiſe ſteigt. Sie eilt raſch die Treppe hinan, und freut ſich ganz außerordentlich über mein Wiederſehen; doch mir um den Hals zu fallen, wie ſie es ſonſt gethan, vergaß ſie diesmal. Nur für ihren Sohn hat ſie Augen, drückt ihn an ihre Bruſt, bedeckt ihn mit Küſſen; und der junge Menſch, der dies alles ſchlaftrunken hinnimmt, antwortet mit einem froſtigen: ma chère maman, ma chère maman! Ich bemerkte nun, daß ihr Sohn der Ruhe bedürftig ſey und wir auf ihre Ankunft etwas zu lange hätten warten müſſen. Jetzt kam endlich die Meldung, daß angerichtet ſey, und Madame erweiſt mir die Ehre, ſich an meinen Arm zu hängen. Wir treten in einen großen Saal, wo eine Abendtafel von vier Gedecken aufgeſchlagen iſt. Madame läßt ein Couvert fortnehmen, und als ich nach der Urſache mich erkundige, ſagt ſie:

es war für meine Tochter beſtimmt; ich habe ſie aber zu Hauſe gelaſſen, weil ſie bei der erſten Nachricht von Ihrer Ankunft ſich nach Ihrem Befinden erkundigte. — Soll ſie etwa dafür beſtraft werden? fragte ich. — Allerdings; denn billig hätte ſie doch zuerſt nach ihres Bruders Befinden und dann erſt nach dem Ihrigen fragen ſollen. Finden Sie nicht, daß ich ganz Recht habe? — Arme Sophie, ich beklage Dich! Das Gefühl der Dankbarkeit hat größere Gewalt über Dich, als die Bande der Blutsverwandtſchaft. — Von Gefühl darf hier die Rede nicht ſeyn; aber das Schickliche kann man jungen Leuten nicht früh genug einprägen. —

Madame Cornelis ſprach nun viel mit ihrem Sohne; der gab indeß nur ſtudirte Antworten, ſchlug die Augen nieder und ſah ehrerbietig, aber nichts weniger denn zärtlich aus. Mein Sohn, ſprach die Mutter: es iſt das Ziel meines Strebens, daß ich Dir ein anſehnliches Vermögen hinterlaſſe. Wenn ich Herrn Caſanova erſucht habe Dich in meine Arme zurückzuführen, ſo geſchah es hauptſächlich darum, weil Du nun ein Alter erreicht haſt, wo Du einen Theil meiner Sorgen mir ab-

nehmen kannſt. — Bei welchen Geſchäften könnte Ihnen meine Hülfe nöthig ſeyn? — Du mußt wiſſen, liebes Kind, daß ich jährlich zwölf Ball- feſte für den hohen Adel, und eben ſo viel für den Bürgerſtand gebe. Oft ſind fünf bis ſechs- hundert Perſonen verſammelt, und jede von ihnen zahlt zwei Guineen. Der Aufwand, den ich zu machen habe, iſt gar nicht zu berechnen; und da ich allein ſtehe, ſo iſt kaum zu vermeiden daß ich betrogen werde: denn ich kann nicht überall ſeyn und muß mein Vertrauen auf Menſchen ſetzen, die es ohne Zweifel misbrauchen. Jetzt aber, da Du hier biſt, kann alles unter Deiner Aufſicht ſtehen. Du wirſt die Kaſſe unter Dir haben, Rechnung führen, Geld empfangen, Quittungen ausſtellen, und wohl Acht haben, daß man Herren und Da- men gehörig bediene. Mit einem Wort, Du wirſt den Herrn vom Hauſe ſpielen, was Du denn als mein Sohn auch wirklich biſt. — Glauben Sie denn, beſte Mutter, daß ich wirklich im Stande ſeyn werde dies alles auszuführen? — Ja wohl, Du wirſt es lernen. — Das ſcheint mir ganz un- möglich. — Einer meiner Secretaire ſoll hier im Hauſe wohnen, und von ihm wirſt Du gehörige

Anleitung erhalten. Ein ganzes Jahr hindurch ſollen Deine Geſchäfte darin beſtehen, daß Du Dich in der engliſchen Sprache übſt, und meine Aſſembleen beſuchſt, damit ich Dich den Damen vorſtelle, und Du alles kennen lernſt, was London Glänzendes aufzuweiſen hat. So wirſt Du nach und nach zum Engländer umgewandelt, und alle Welt ſoll von Maſter Cornelis ſprechen. — Cornelis? — Ja, ſo heißeſt Du. — Dies wäre mein Name? So will ich ihn denn geſchwind aufſchreiben, damit ich ihn nicht vergeſſe. —

In der Meinung, daß ihr Sohn Scherz treibe, ſah Madame Cornelis mich verwundert an. Sie hieß ihn zu Bette gehen, und als wir nun allein waren, ſagte ſie: er iſt allzu klein für ſein Alter, und ſcheint mir auch nicht die beſte Erziehung gehabt zu haben. Ich ſehe wohl, man wird etwas zu ſpät anfangen müſſen, ihm eine angemeſſene Bildung zu geben. Was hat er denn gelernt in ſechs Jahren? — Er war in der Lage, ſich mit jeder Wiſſenſchaft bekannt zu machen, denn er befand ſich in einer der erſten Penſionsanſtalten von Paris. Er hat indeß leider nichts weiter gelernt, als was ihm beliebte: er bläſt die Flöte, ſitzt mit Anſtand

zu Pferde, kann fechten, tanzt eine Menuett, wechſelt täglich das Hemde, weiß ſich mit Grazie darzuſtellen, artige Antworten zu geben, hübſche Geſchichtchen zu erzählen, und ſich geſchmackvoll anzukleiden. Das iſt ungefähr alles, was er verſteht. Und da er nun allem, was auf Geiſtesbildung geht, durchaus keinen Geſchmack abgewinnen konnte, ſo ſieht es gar übel aus mit ſeiner Gelehrſamkeit. Er kann weder ſchreiben noch rechnen, und daß England eine europäiſche Inſel iſt, kümmert ihn gar nicht. — So wären denn ſechs Jahre rein verloren! Meine Tochter, die ich ſelbſt erzogen habe, wird ihn auslachen. Schämen muß er ſich wenn er ſieht, wie dieſe in dem zarten Alter von acht Jahren ſo reich an Kenntniſſen aller Art iſt: ſie verſteht Geographie, Geſchichte, Sprachen, Muſik, und ihr Geſpräch iſt ungemein geiſtreich. Alle Damen machen ſich das kleine Mädchen ſtreitig. Den ganzen Tag nimmt ſie Unterricht in einer Zeichnenſchule, und erſt am Abend kehrt ſie nach Hauſe zurück. An Sonntagen behalte ich ſie bei mir zum Diner. Wollen Sie mir die Ehre erzeigen, und nächſten Sonntag bei mir ſpeiſen, ſo werden Sie ſehen, daß ich nicht übertreibe. —

Heute war erſt Montag: ich ſage nichts, finde es aber doch ſeltſam, daß ſie nicht morgen ſchon zum Souper mich einladet. Nach einer Weile fing ſie an: Sie ſind nach London gerade noch zu rechter Zeit gekommen, um dem letzten großen Ball beizuwohnen, den ich in dieſem Jahre dem hohen Adel gebe: binnen zwei oder drei Wochen begiebt ſich alles auf's Land. Zwar kann ich Ihnen kein Billet geben, da nur Edelleute darauf Anſpruch haben; aber dennoch können Sie Theil nehmen, wenn Sie an meiner Seite, als ein Freund von mir erſcheinen wollen. Fragt man mich wer Sie ſind, ſo antworte ich, Sie wären in Paris der Mentor meines Sohns geweſen, und hätten ihn jetzt in meine Arme zurückgeführt. — Ich bin Ihnen ſehr dankbar, erwiderte ich. Wir blieben plaudernd bei Tafel bis zwei Uhr Morgens. Ausführlich erzählte ſie mir die Lage ihres Proceſſes gegen Sir Fermor. Dieſer behauptete nämlich, das von ihr erbaute Haus, welches zehntauſend Guineen gekoſtet hatte, ſey ſein Eigenthum: denn er war es, der ihr das Geld dazu gab. Indeß ſollte Sir Fermor Unrecht haben, weil es Madame Cornelis war, welche die Hand-

werker bezahlte, und darüber Quittung empfing; folglich gehörte das Haus ihr. Nun behauptet zwar ihr Gegner, das Geld ſey nicht das ihre geweſen; aber das leugnet ſie und fordert ihn auf, den Beweis zu führen. Freilich iſt es wahr, ſagt die rechtſchaffene Frau, daß Sie mehr als einmal mir die Summe von tauſend Guineen zahlten, allein das waren Geſchenke, die Folge einer Großmuth, die an einem reichen Engländer ſo ungewöhnlich nicht iſt: und überdem liebten wir uns ja, und lebten beiſammen.

Dieſer Proceß, den die Cornelis binnen zwei Jahren viermal gewann, den aber die Chicane ihres Gegners immer wieder aufnahm, koſtete ihr große Summen. Dieſer Proceß, ſagte ſie, macht dem Sir Fermor wenig Ehre. Das hatte nun freilich ſeine Richtigkeit, doch begriff ich nicht, wie ſie Ehre davon haben könne; allein ſie ſchien es ganz treuherzig zu glauben. Uebrigens fiel es ihr gar nicht ein, mich zu fragen, ob ich mit meiner Wohnung zufrieden ſey; auch verlangte ſie nicht zu wiſſen, wie lange ich in London mich aufhal=ten, und was ich hier beginnen würde. Eben ſo wenig bot ſie mir Geld oder Credit an, ſon=

dern geſtand mir offen, daß ihre Kaſſe ſtets leer zu ſeyn pflege. Sie nahm jährlich mehr als vierundzwanzigtauſend Pfund Sterling ein, aber zeither hatte ſie noch mehr ausgegeben. Indeß hoffte ſie, im nächſten Winter ihre Schulden bezahlen zu können.

Da nun Madame Cornelis um meine Angelegenheiten ſich gar nicht bekümmerte, ſo fand ich für gut, ihr davon nichts zu ſagen. Ein Zeichen beſondern Wohlſtandes bemerkte ſie an mir nicht, meine Diamanten befanden ſich ſämmtlich im Koffer, und ich trug blos eine ſehr einfache Uhr. Etwas unzufrieden, doch ohne Groll, kehrte ich in mein Zimmer zurück; denn eigentlich war es mir ſehr lieb, daß ihr bösartiger Charakter mir offenbar geworden. Unerachtet der Sehnſucht, welche ich nach dem Anblick meiner Tochter empfand, war ich doch entſchloſſen, ſie nicht eher zu ſehen als am Sonntag.

Am folgenden Morgen, um ſieben Uhr, befahl ich Clairmont, meine Koffer auf den Wagen zu packen. Dann begab ich mich vor das Bette des jungen Herrn Cornelis, kündigte ihm an, daß ich nach Pall-male ziehen würde, und gab ihm

meine Adreſſe. Der arme Kleine war ganz erſtaunt. Wie, rief er, Sie wollen mich verlaſſen? — Meine Schuld iſt es nicht, aber Ihre Frau Mutter hat vergeſſen für eine anſtändige Wohnung zu ſorgen. — Ja wohl; und darum will ich auch nach Paris zurück. — Begehen Sie keine Thorheit. Bedenken Sie wohl, daß Sie nun bei Ihrer Mutter ſind, und folglich in der Heimath; daß Sie aber in Paris vielleicht kein Unterkommen mehr finden würden. Am Sonntag ſehen wir uns bei Ihrer Mutter. Bis dahin leben Sie wohl.

Keine Stunde verging ſo war durch Clairmont alles in Ordnung gebracht, und ich bezog die neue Wohnung. Drauf verfügte ich mich zu Signor Zuccato, dem Reſidenten von Venedig, und überreichte den Empfehlungsbrief des Procurators Moroſini. Er lieſt ihn und ſagt dann ganz kalt, er freue ſich meiner Bekanntſchaft. Als ich ihn nun bat, mich bei Hofe vorzuſtellen, lachte er laut auf. Ich ließ ihn lachen und ſetzte keinen Fuß mehr über ſeine Schwelle. Nun gehe ich zu Mylord Egremont, um gleichfalls einen Brief des Procurators zu überreichen: er iſt aber krank,

und ich laſſe den Brief beim Portier zurück. Nach wenigen Tagen ſchon ſtarb der edle Lord, und ſeine Wittwe hat ſpäter den ſächſiſchen Geſandten am Londner Hofe, den Grafen von Brühl geheirathet. — Mit einem Briefe des Marquis de Chauvelin begab ich mich zum franzöſiſchen Geſandten, Grafen Guerchi. Hier ward ich auf den folgenden Tag zum Diner geladen und erhielt das Verſprechen, am nächſten Sonntag bei Hofe vorgeſtellt zu werden. An der Tafel des Grafen fand ich den Ritter d'Eon, damals ſein Legationsſecretair, von dem in der Folge ganz Europa geſprochen hat. Dieſer Ritter war ein Frauenzimmer, und vor dem Beginn ſeiner diplomatiſchen Laufbahn, Dragoner-Rittmeiſter. Seines männlichen Weſens unerachtet, fand ich doch ſchon damals einiges an ihm, was mir verdächtig erſchien. Die folgenden Tage wendete ich dazu an, alle Banquiers zu beſuchen, auf welche ich mit Anweiſungen verſehen war: ich beſaß in Wechſeln mindeſtens hunderttauſend Thaler. Meine Tratten wurden überall angenommen, und in Folge der Empfehlungsbriefe von den Herrn Tourton und Baur erbot man ſich zu allen möglichen Dienſt-

leiſtungen. Ich beſuchte die beiden Theater Co-ventgarden und Drurilane, und ſpeiſte zu Mittag in den Tavernen, um mich nach und nach mit der engliſchen Sitte vertraut zu machen. Hier war es, wo ich den Kaufmann Boſanquet an-traf und ihn erſuchte, mir einen Bedienten zu empfehlen, der außer der engliſchen Sprache noch der franzöſiſchen oder italieniſchen mächtig ſey: er gab mir einen Neger, und verbürgte deſſen Treue. Auch verſchaffte mir Boſanquet einen engliſchen Koch, der gut franzöſiſch ſprach, und mit ſeiner ganzen Familie ſogleich bei mir einzog. Auch wollte ich noch in dieſer Woche die Bagnios kennen lernen, wo ein Mann von Stande baden, ſpeiſen und mit einem köſtlichen Freudenmädchen zu Bette gehen kann. Es iſt eine genußreiche Partie, welche im Ganzen ſechs Guineen koſtet. Will man ſparen, ſo darf ſich die Ausgabe auf vier Guineen beſchränken; aber wo das Vergnü-gen herrſchen ſoll, iſt Oekonomie nicht an ihrem Platz.

Der Sonntag erſchien. Mit höchſter Eleganz gekleidet, geſchmückt mit meinem Ordenskreuze, meinen koſtbarſten Brillantringen und Uhrketten:

ſo fuhr ich nach Hofe. Im letzten Vorzimmer traf ich den Grafen Guerchi. An ſeiner Seite betrat ich den Audienzſaal und ward dem König Georg III. vorgeſtellt. Es geruheten Sr. Majeſtät, ein paar Worte an mich zu richten, doch wurden dieſe ſo leiſe und unverſtändlich geſprochen, daß ich nur mit einer Verbeugung zu antworten vermochte. Aber die Königin ſuchte das gut zu machen. Als Guerchi ihr meinen Namen nannte, bemerkte ich das Erſtaunen des venetianiſchen Reſidenten, der ſich gerade in ihrer Nähe befand: denn in dem Briefe des Procurators war ich nicht Seingalt, ſondern Caſanova genannt. Als die Königin mich fragte, aus welcher Provinz Frankreichs ich gebürtig ſey, und ich darauf Venedig mein Vaterland nannte, ſah ſie verwundert den Reſidenten an, und der gab durch eine Verbeugung zu erkennen, daß er dawider nichts einzuwenden habe. Nun fragte die Königin ob ich die venetianiſchen Geſandten gekannt habe, die vor ſechs Wochen London verließen. Zu Lyon, war meine Antwort, befand ich mich drei Tage in ihrer Geſellſchaft und erhielt von Herrn von Moroſini Briefe an Mylord Egremont und den Re-

ſidenten der Republik. Monſignor Querini, ſagte die Königin, hat mir vielen Spaß gemacht: er nannte mich einen petit diable. — Sicherlich hat er damit ſagen wollen, daß Ew. Majeſtät Geiſt beſitzen wie ein Engel.

Wohl hätte es mich gefreut, von der Königin gefragt zu werden, warum ich denn nicht durch Signor Zuccato vorgeſtellt ſey: denn alsdann würde ich auf eine Weiſe geantwortet haben, die dem Herrn Reſidenten nichts weniger als lieb geweſen ſeyn möchte. Nach beendigter Cour ſtieg ich in eine Portechaiſe, und ließ mich nach Soho-Square zu Miſtreß Cornelis bringen: denn in meinem Aufzuge die Straßen Londons zu Fuß zu durchwandern, durfte ich nicht wagen, wollte ich nicht vom Pöbel mit Kothwürfen und wieherndem Gelächter begrüßt werden. Man würde mich geneckt haben um mich zu einem Schimpfwort zu reizen, und dann hätte ich eine Boxpartie zu beſtehen gehabt. Der democratiſche Geiſt bleibt in England ſtets lebendig, nur wird er durch eine treffliche Verfaſſung gezügelt. Uebrigens iſt Neigung zu Unruhen in jeder großen Stadt vorhanden und ſie zu unterdrücken muß das Augenmerk

jeder weiſen Regierung ſeyn. Iſt es einmal zum Aufruhr gekommen, ſo wüthet er gleich einem Strome, der ſeine Ufer verläßt und den kein Damm aufzuhalten vermag.

In Begleitung meines Negers, mit Namen Jarbe, lange ich vor dem Hauſe der Madame Cornelis an. Zwölf bis vierzehn Zimmer der Bel-Etage muß ich durchwandern, ehe ich das Kabinet erreiche, wo die Frau vom Hauſe ſich in Geſellſchaft von zwei Damen und zwei Herren befand. Mit dem Weſen der vertrauteſten Freundſchaft empfängt ſie mich, weiſt mir neben ſich einen Platz an und fährt dann fort ſich mit ihren Gäſten in engliſcher Sprache zu unterhalten, ohne daß ſie uns einander vorſtellt. Als ihr Haushofmeiſter mit der Meldung erſcheint, daß die Tafel ſervirt ſey, beſiehlt ſie, daß man ihre Kinder zu ihr führe. Beim Eintritt Sophiens eile ich auf ſie zu, um ſie zärtlich in meine Arme zu ſchließen; allein der empfangenen Verhaltungsbefehle gemäß, zieht ſie ſich zurück und macht mir eine tiefe Verbeugung. Darauf ſpricht ſie ein auswendig gelerntes Kompliment, welches ich, aus Schonung für die Kleine, nicht beantworte, und endlich

ward den Gäſten der junge Herr Cornelis vorgeſtellt und ihnen geſagt, daß ich es ſey, der ihn nach London begleitet, nachdem ich ſechs Jahre lang für ſeine Erziehung Sorge getragen. Madame ſagt dies in franzöſiſcher Sprache, und mit Vergnügen bemerke ich, daß die ganze Geſellſchaft ſie verſtand.

Wir gingen zur Tafel. Madame ſaß zwiſchen ihren beiden Kindern und ich ihr gegenüber, die engliſchen Damen zur Seite. Eine derſelben war über die Blüthenzeit hinaus, aber ſie feſſelte mich durch ihren Geiſt; und mit ihr unterhielt ich mich ausſchließend, als ich ſah, daß die Cornelis ſehr ſelten nur das Wort an mich richtete und Sophie mich gar nicht anzublicken wagte, während das Feuer ihres ſchönen Auges den andern Gäſten entgegenblitzte. Offenbar folgte Sophie den Vorſchriften ihrer Mutter, die ich eben ſo lächerlich als impertinent fand. Unzufrieden darüber, daß ſo etwas mich aufbringen könne, und meinen Unwillen zu verbergen bemüht, knüpfte ich mit meinen Nachbarinnen ein ergötzliches Geſpräch über die engliſche Lebensweiſe an. Indem ich dabei den geringſten Schein von Tadelſucht vermied, gab

ich den Damen Stoff zum Lachen, zeigte mich als angenehmen Geſellſchafter, und nahm von Madame Cornelis gar keine Notiz.

Nachdem meine liebenswürdige Nachbarin die Schönheit meines Spitzenjabots gelobt, fragte ſie mich, was es denn Neues gebe bei Hofe. — Alles, Madam, erſchien mir neu, denn heute iſt's das erſte Mal, daß ich zu St. James war. — Haben Sie den König geſehen? fragte der junge Cornelis. — Mein Sohn, fiel die Mutter ein, ſolche Fragen pflegt man ſich nie zu erlauben. — Warum denn nicht, liebe Mutter? — Weil vielleicht dieſe Frage Herrn von Seingalt misfallen könnte. — Im Gegentheil, ſagte ich, die Frage iſt mir lieb. Es ſind nun ſechs Jahre, ſeit ich ihm die Lehre einſchärfte, daß man es an Fragen nie fehlen laſſen ſoll. Ein junger Menſch, der niemals fragt, bleibt immer unwiſſend.

Die Cornelis maulte und ſprach kein Wort mehr. Nun weiß ich aber noch nicht, fuhr ihr Sohn fort, ob Sie den König ſahen oder nicht? — Ja, mein Lieber, Sr. Majeſtät haben mit mir geſprochen; doch ſo leiſe, daß ich nicht ſagen kann was. Dagegen ſprach die Königin recht

vernehmlich zu mir. — Wer hat Sie denn vorgeſtellt? — Der franzöſiſche Geſandte. — Sehr gut, bemerkte Madame; aber geſtehen Sie nur, daß dieſe zweite Frage ſehr überflüſſig war. — Allerdings, wenn ſie an einen Andern gerichtet war; ich aber bin ſein Freund. Wollte ich ein Geheimniß daraus machen, daß ich bei Hofe war, ſo würde ich nicht in dieſem Anzuge bei Ihnen erſcheinen. — Sehr wohl! Da Sie nun aber gern gefragt ſeyn wollen, ſo ſagen Sie mir gütigſt, warum Sie durch den franzöſiſche" Geſandten und nicht durch den Reſidenten Venedigs vorgeſtellt wurden? — Weil aus guten Gründen der Reſident darauf verzichtete. —

Unter ſolchen Geſprächen fand uns das Deſſert, und noch hatte meine Tochter kein Wort hören laſſen. Da ſprach Madame: liebe Tochter ſage doch Herrn von Seingalt etwas. — Ich weiß nichts zu ſagen, liebe Mutter. Aber möge Herr v. Seingalt mich nur fragen, ſo will ich ihm antworten wie ich kann. — Wohlan liebes Kind, ſo ſage mir was jetzt Dein Lieblingsſtudium iſt. — Die Zeichnenkunſt; und wenn Sie es wünſchen, will ich Ihnen etwas von meiner Arbeit

zeigen. — Mit Vergnügen werde ich es ſehen; aber ich bitte Dich mir zu ſagen, ob Du mich irgend beleidigt zu haben glaubſt? Denn Du zeigſt mir die Miene einer armen Sünderin. — Ich? Wüßte ich doch nicht, worin ich gegen Sie gefehlt haben ſoll. — Du ſprichſt mit mir ohne mich anzuſehen. Ob Du etwa Deiner ſchönen Augen Dich ſchämſt? Und was noch mehr iſt, Du errötheſt! Welches Verbrechen haſt Du denn begangen? — Sie bringen das Kind in Verlegenheit, ſagte die Mutter. Antworte nur Sophie, daß Du keines Verbrechens ſchuldig ſeyſt, und blos aus Reſpect und Beſcheidenheit die Augen niederſchlägſt, indem Du ſprichſt. — Sophie blieb ſtill.

Nach einer kurzen Pauſe des Schweigens, ſtand man von Tiſche auf und Sophie ging, ihre Zeichnungen zu holen. Mademoiſelle, ſagte ich, ich will nichts ſehen, bevor Sie mir nicht einen Blick geſchenkt haben. — Nun, ſprach die Mutter, ſo ſiehe doch den Herrn an! — Jetzt liebe Sophie, rief ich, erkenne ich Dich wieder. Und erinnerſt auch Du Dich, daß Du ſchon früher mich geſehen haſt? — Ja, es ſind nun ſchon ſechs Jahre, aber ſogleich hab' ich Sie wieder erkannt.

— Wie konnte das ſeyn, da Du nicht ein einziges Mal mich anblickteſt? Wenn Du nur wüßteſt, mein Engel, welch' eine große Unart es iſt, denjenigen nicht anzuſehen, zu dem man ſpricht. Wer konnte Dir eine ſo ſchlechte Lehre geben? —

Die Kleine ſah hier nach ihrer Mutter hin, die eben an ein Fenſter getreten war. Als ich mich auf dieſe Weiſe gerächt ſah, fing ich an die Zeichnungen zu betrachten und jedes Stück beſonders zu loben; wünſchte Glück zu ſo viel Talent, und machte der Mutter ein Kompliment über die vortreffliche Erziehung, welche ſie ihrer Tochter gebe. Ganz entzückt war die Cornelis von den Lobſprüchen, die ich ihr und ihrer Tochter ertheilte; vom Niederſchlagen der Augen war die Rede nicht mehr. Und Sophie machte nun von der ſtillſchweigenden Erlaubniß, mich anſehen zu dürfen, fleißigen Gebrauch: eine ſchöne Seele las ich in den Zügen ihres Geſichts und heimlich beklagte ich ihr Schickſal, der tyranniſchen Herrſchaft einer Mutter unterworfen zu ſeyn, die eine Thörin war. — Sophie ſetzte ſich an das Klavier und ſang ein italieniſches Lied; dann begleitete ſie es mit der Guitarre und zuletzt forderte ſie ihren Bru=

der zu einer Menuett auf. Dieſer hatte in Paris Tanzunterricht gehabt, aber ſeine Haltung war ſchlecht und die Schweſter ſagte es ihm, nachdem ſie ihm einen Kuß gegeben. Darauf tanzte ſie eine Menuett auch mit mir und die Mutter ward davon ſo bezaubert, daß ſie ihr Erlaubniß gab, ſich umarmen zu laſſen: das that ich denn, indem ich ſie auf meinen Schooß nahm und ihr hundert Küſſe gab, die ſie voll Zärtlichkeit erwiederte. Als die Mutter darüber lachte, ging ſie zu ihr, umarmte ſie eben ſo zärtlich und fragte, ob ſie böſe ſey.

Madame Cornelis zeigte mir jetzt den großen Saal, der zu Ball und Souper beſtimmt war: er faßte gegen vierhundert Perſonen, die alle an einer einzigen Tafel, in Form eines Hufeiſens, Platz fanden. Leicht ließ ich mich überreden, daß es einen größern Saal in ganz London nicht gebe. — Der letzte Ball für dieſes Jahr ward fünf Tage ſpäter, beim Schluß der Parlamentsſitzungen gegeben. Zur Aufwartung war ein Dutzend Lakaien und einige zwanzig Mädchen da. So viel Diebsvolk, wie die Cornelis ſich ausdrückte, war ihr unentbehrlich. Ich bewunderte

ihren Muth, wünſchte ihr viel Glück und empfahl mich um nach St. James-Park zu Lady Harington zu gehen. Wie der Leſer ſich erinnern wird, erhielt ich für dieſe Dame einen Brief. Es war jeden Sonntag bei ihr Aſſemblee zu finden, und ſogar das Spiel war hier erlaubt; denn der St. James-Park ſteht unter königlicher Gerichtsbarkeit. An jedem andern Ort iſt dagegen Spiel und ſelbſt Muſik hart verpönt. Spione ſchleichen durch die Straßen Londons und horchen aufmerkſam auf jedes Geräuſch, das aus dem Innern der Häuſer ſich vernehmen läßt. Und vermuthen ſie, daß man irgendwo ſpielt oder ſingt, ſo warten ſie aus einem Verſtecke auf den Augenblick, wo die Thür des verdächtigen Hauſes ſich öffnet, alsdann ſchlüpfen ſie hinein und führen in's Gefängniß alle ſchlechten Chriſten, die auf ſolche Weiſe den Sonntag entheiligen, deſſen Heiligkeit in den Tavernen bei einer Flaſche Wein und an der Seite eines Freudenmädchens man nicht gefährdet glaubt.

Ich komme bei Mylady Harington an und gebe meinen Brief ab. Sogleich erhalte ich eine verbindliche Einladung und ſehe mich in einem großen Kreiſe von Damen und Herren. Ich

mache der Lady mein Kompliment und ſogleich ſagt ſie mir, daß ſie am Morgen bei der Königin mich geſehen und das Vergnügen meiner nähern Bekanntſchaft gewünſcht habe. Dreiviertelſtunden lang führte ich ganz allein das Wort; Fragen und Antworten, wie ſie bei dem erſten Beſuche eines Fremdlings vorfallen, drängten ſich. Mylady Harington, die im vierzigſten Jahre noch Anſprüche auf Schönheit hatte, war in London berühmt durch ihren Credit und ihre galanten Abenteuer. Sie ſtellte mir ihren Gemahl und ihre vier mannbaren, ſehr liebenswürdigen Töchter vor. Dann fragte ſie, warum ich nach London in einer Jahreszeit gekommen ſey, wo man Anſtalt mache das Landleben zu genießen. Als ich erwiderte, daß ich ein ganzes Jahr zu verweilen gedenke, verſicherte ſie, alles aufbieten zu wollen, um mir den Aufenthalt in ihrem Vaterlande ſo angenehm als möglich zu machen. Am Donnerſtag, ſprach ſie, wird in Soho-Square der geſammte Adel vereinigt ſeyn, und auch Sie ſollen ein Billet erhalten. Hier iſt es: Ball und Souper koſten zwei Guineen. — Ich gab die zwei Guineen und ſie ſchrieb auf das Billet: „payé Harington.“ Daß ich heute bei

der Cornelis zum Diner geweſen, ſagte ich ihr nicht.

Jetzt wird eine Partie Whiſt arrangirt und Mylady fragt, ob ich auch an andere Damen Briefe abzugeben habe. Noch einen, erwiderte ich und zwar von ganz beſonderer Art; ich gedenke ihn morgen an die Behörde abzuliefern. Dieſer Brief iſt das Bildniß einer Dame. — Haben Sie es vielleicht hier? — Ja, Mylady. — Darf ich es ſehen? — Warum nicht; hier iſt es. — Das iſt ja die Herzogin von Northumberland. Warten wir nur, bis ſie ihren Rober beendigt hat.

Sehen Sie hier, Herzogin, — ſprach Lady Harington — einen Empfehlungsbrief, welchen dieſer Herr an Sie abzugeben hat. — O, das iſt Herr v. Seingalt! Mein Sohn hat mir geſchrieben; ich freue mich ſehr Ihrer Bekanntſchaft. Hoffentlich beſuchen Sie mich bald. Wöchentlich dreimal ſehe ich Geſellſchaft bei mir. — So erlauben Sie denn, Mylady, daß ich dieſen werthvollen Empfehlungsbrief erſt in Ihrem Palais überreiche. — Herzlich gern; Sie haben ganz Recht.

Unſer Whiſt ward nicht hoch geſpielt, und dennoch verlor ich funfzehn Guineen. Als ich dieſe bezahlt hatte, nahm mich Mylady bei Seite und gab mir eine Lection, die wohl verdient, daß ſie in dieſen Memoiren auf die Nachwelt kommt. Sie haben, ſprach ſie zu mir, verloren und in Gold bezahlt. Ich muß daher glauben, daß Sie mit Banknoten nicht verſehen ſind. — Um Vergebung, Mylady! ich habe deren funfzig und jede von hundert Guineen. — So hätten Sie eine davon wechſeln, oder die Zahlung bis zum folgenden Tage aufſchieben müſſen. Spielſchulden in klingender Münze zu zahlen, gilt bei uns für eine kleine Unart, die man dem Fremden, der Englands Gebräuche nicht kennt, wohl verzeihen kann: aber hüten Sie ſich, daß dergleichen Ihnen kein zweites Mal begegne. Sie werden das Lächeln der Dame wohl bemerkt haben. — Wer iſt denn dieſe Dame? — Lady Covendri, Schweſter der Herzogin von Hamilton. — Soll ich ſie um Verzeihung bitten? — Keineswegs; auch iſt ſie vielleicht recht zufrieden, da ſie funfzehn Schillinge dabei gewinnt.

Hier machte ich auch Bekanntſchaft mit Lord

Hervey, dem Eroberer von Havannah, einem ſehr liebenswürdigen, geiſtreichen Manne. Er war mit Miß Chodeleig vermählt geweſen, ließ ſich aber bald von ihr ſcheiden; es iſt dieſelbe Miß Chodeleig, die früher Hofdame der verwittweten Prinzeſſin von Wales war, und in der Folge als Herzogin von Kingſton berühmt wurde. Ihre Schickſale ſind ziemlich bekannt; ich will zu ſeiner Zeit etwas über ſie anführen. — Sehr zufrieden mit meinem Tagewerk, kehrte ich in meine Wohnung zurück. Tags darauf aß ich das erſte Mal zu Hauſe und fand Urſache, mit meinem engliſchen Koch ſehr zufrieden zu ſeyn; denn er gab mir delicate franzöſiſche Ragouts. Was mich einigermaßen mismüthig machte, war meine Einſamkeit. Weder eine hübſche Freundin, noch einen Freund hatte ich um mich, und in London iſt es nicht Sitte, daß man Perſonen vom Stande in ſeinem eigenen Hauſe bewirthet: die Tavernen erfreuen ſich dieſes Vorzugs, und da bezahlt jeder ſein Couvert. Ausgelacht ward ich, als man hörte, daß ich blos deshalb zu Hauſe ſpeiſete, weil ich in den Tavernen keine Suppe bekäme. Man fragte mich gutherzig ob ich denn krank ſey. So ſind

einmal die Engländer. Da wird auch ſelten Brod gegeſſen, und viel bildet man ſich auf ſeine Oekonomie ein, wenn Suppe und Deſſert erſpart werden. Dies hat mich denn zu dem Ausſpruche veranlaßt, daß ein engliſches Diner weder Anfang noch Ende habe. Als ſehr koſtſpielig betrachtet man eine Suppe, weil ſelbſt das Geſinde kein Rindfleiſch eſſen will, aus welchem Bouillon bereitet wurde. Solches Fleiſch, ſagt man, iſt nur noch gut genug, um den Hunden vorgeworfen zu werden. Gewöhnen wollte ich mich an das engliſche Bier, doch ſchon nach acht Tagen mußte ich dieſen Vorſatz aufgeben: unerträglich war die Säure, die es in meinem Magen zurückließ. Dagegen verſorgte mich der von Boſanquet empfohlene Weinhändler mit trefflichen franzöſiſchen Weinen. Freilich habe ich ſie ihm etwas theuer bezahlen müſſen.

Am Dienſtag früh ſtattete Martinelli bei mir einen Beſuch ab. Ich lud ihn zu Mittag, und da er mir ſagte, daß er bis zwei Uhr auf dem brittiſchen Muſeum beſchäftigt ſeyn werde, ſo begleitete ich ihn zu jenen reichen Kunſtſchätzen, welche dem brittiſchen Volke zur Ehre gereichen.

Hier machte ich Bekanntſchaft mit dem Doctor Mati, welchem ich in der Folge viel zu verdanken haben ſollte. Um zwei Uhr gingen wir zur Tafel und Martinelli unterhielt mich ſehr angenehm mit Schilderungen der Landesſitte, die ich zu der meinigen machen mußte, wenn der Aufenthalt in England mir behagen ſollte. Denn es heißt: Dum fueris Romae, Romano vivito more.

Nach Tiſche beſuchte ich in Martinelli's Geſellſchaft das Drurilane-Theater. Kaum rollte der Vorhang auf, ſo gab es gewaltigen Lärm; denn ein ganz anderes Stück war angekündigt und man ſah ſich getäuſcht. Vergebens zeigte ſich der berühmte Garrick, um das Publikum zu verſöhnen: man ziſchte ihn aus und er muß ſich entfernen. Allgemein erſcholl jetzt der Ruf: „Rette ſich, wer kann!" Der König und die Königin verließen ihre Loge und bald war das Theater der Willkür einer wüthenden Volksmaſſe preisgegeben. In weniger denn einer Stunde war bis auf die nackten Wände alles in Trümmer geſchlagen, und alsdann ſtrömte dieſe demokratiſche Horde nach den Tavernen, um ſich in Branntwein zu berauſchen. Erſt nach drei Wochen konnte

das Theater wieder eröffnet werden. Als der Vorhang aufrauſchte, zeigte ſich Garrick um vom Publikum Vergebung zu erbitten. Kaum aber hat er ſeine Rede begonnen, ſo läßt eine Stimme im Parterre ſich vernehmen: „Niedergeknieet!“ und augenblicklich von hundert Kehlen wiederholt, zwang dieſer Ruf den Roscius Englands das Knie zu beugen. Jetzt ward unbändiger Beifall geklatſcht und alles war beendigt. So iſt das Volk zu London: bei Gelegenheit beſchimpft es ſelbſt die königliche Familie, und darum läßt dieſe ſich ſelten öffentlich ſehen.

Vier oder fünf Tage nach meiner Bekanntſchaft mit Lord Hervey, ſah ich ihn im Hyde-Park mit jemand im Geſpräch begriffen. Als der Fremde ſich entfernt, frage ich den Lord, wer dieſer Herr ſey. — Es iſt der Bruder von Lord Ferey, der vor zwei Monaten auf dem Schaffot ſtarb, weil er ſeinen Kammerdiener ermordete. — Und Sie ſprechen mit ihm? iſt er denn dadurch nicht entehrt? — Wie ſo entehrt? Das wäre ja ſeltſam. Auch ſein Bruder iſt keineswegs ehrlos, denn ſeine Uebertretung des Geſetzes hat er mit dem Leben bezahlt und iſt nun aller Schuld

ledig. Dieſer gute Mann hat blos ein hohes Spiel gewagt. So weit die Geſetze Englands reichen, giebt es keine Strafe, die entehrend wäre; denn eine ſolche würde als der Ausfluß tyranniſcher Gewalt zu betrachten ſeyn. Kaltblütig darf ich jedes Geſetz nach Belieben übertreten, wenn ich mich ſtark genug fühle die Strafe zu dulden, welche dieſem Schritte folgt. Freilich wäre das ein wenig Tollheit, ich gebe es zu; aber ich darf ſie mir erlauben wenn ich will. Als ein Ehrloſer iſt nur der Verbrecher anzuſehen, der ſich, um der Strafe zu entgehen, Niederträchtigkeiten erlaubt die eines Gentlemans unwürdig ſind. — Zum Beiſpiel? — Wer den König um Begnadigung anfleht, oder beim Volke um Verzeihung winſelt, der iſt ein Ehrloſer. — Vielleicht auch der welcher ſich durch die Flucht rettet. — Nein, es iſt ein Beweis von Muth, wenn man ſeine Rettung verſucht. Der Flüchtling iſt nur auf ſeine eigene moraliſche oder phyſiſche Kraft hingewieſen; er beſteht einen Kampf wider den Tod und iſt Sieger indem er flieht. Vir fugiens denuo pugnabit. — Was halten Sie von Straßenräubern? — Es iſt ein Abſchaum der Menſchheit, den ich ver-

achte, weil er die bürgerliche Geſellſchaft beunruhigt; aber zugleich beklage ich dieſe Unglücklichen, wenn ich bedenke, daß ſie bei Ausübung ihres Gewerbes ſtets den Galgen vor Augen haben. Nehmen wir an, daß Sie in einem Fiacre London verlaſſen, um einen Freund zu beſuchen, der auf dem Lande in einer Entfernung von drei oder vier Meilen wohnt. Sie haben kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, da ſpringt auf den Wagentritt ein wohlgekleideter Mann und bittet ſich Ihre Börſe aus, indem er Ihnen ein Piſtol auf die Bruſt ſetzt. Was werden Sie nun anfangen? — Habe ich ein Piſtol zur Hand, erſchieße ich den Kerl; wo nicht, ſo reiche ich ihm die Börſe, indem ich ihn einen niederträchtigen Meuchelmörder nenne. — In beiden Fällen würden Sie gar ſehr Unrecht thun. Erſchießen Sie den Räuber, ſo werden Sie zum Tode verurtheilt; denn über das Leben eines Engländers haben Sie nicht zu gebieten. Und nennen Sie ihn einen niederträchtigen Meuchelmörder, wird er Ihnen ruhig entgegnen, daß er ein ſolcher keinesweges ſey, weil er Ihnen ja die Stirn gezeigt, auch die Wahl gelaſſen habe. Auch wäre das wirklich honett,

denn eben ſo gut könnte er Sie tödten. Indem Sie dem Räuber kaltblütig die Börſe hinreichen, können Sie ihm die Niederträchtigkeit ſeines Gewerbes vorwerfen und er wird Ihnen recht geben; er wird ſagen, daß er den Galgen ſo lange als möglich von ſich entfernt halten wolle, ihm aber ſchwerlich entgehen werde. Zuletzt wird er Ihnen noch danken und den Rath geben, London nie anders zu verlaſſen, als in Begleitung eines bewaffneten Dieners zu Pferde; denn alsdann wird kein Räuber einen Angriff auf Sie wagen. Wir Engländer, die wir mit dieſem Geſchmeiß näher bekannt ſind, pflegen uns immer mit zwei Börſen auf den Weg zu machen: die größere enthält das nöthige Reiſegeld und die kleinere iſt dem Räuber beſtimmt, dem man zufällig begegnen könnte. —

Was konnte ich hierauf erwidern? Der Lord ſprach ganz vernünftig. England iſt ein Meer voll Sandbänke; wer es beſchifft, muß die größte Vorſicht gebrauchen. Außerordentliches Vergnügen gewährte mir dieſe Vorleſung des Lords Hervey.

Nachdem unſer Geſpräch von einem Gegen-

ſtande zum andern übergegangen war, beklagte Mylord das Schickſal eines Räubers, der mit 70,000 Pfund Sterling in Frankreich Sicherheit geſucht hatte, aber dennoch vor wenig Tagen in London an den Galgen kam. Man verſichert, daß der König in einem beſondern Artikel des Friedenstractats mit Frankreich die Auslieferung des Flüchtlings verlangt habe. Der franzöſiſche Geſandte, Herzog von Nivernois, erklärte dem engliſchen Miniſterium, daß der König ſein Herr nicht die geringſte Schwierigkeit machen werde, einen Dieb nach ſeiner Heimath zurückſenden zu laſſen, und wirklich erfolgte die Auslieferung. — Man hat alſo die 70,000 Pfund Sterling zurück erhalten? fragte ich. — Keinen Pfennig. — Wie das? — Weil man kein Geld bei ihm gefunden hat. Wahrſcheinlich ließ er den Schatz bei ſeiner Frau zurück; denn dieſe lebt herrlich und in Freuden. Ueberdem iſt ſie jung und hübſch, wird alſo ohne Zweifel eine gute Partie machen. — Ich wundere mich, daß man dieſe Frau in Ruhe läßt. — Was iſt mit ihr anzufangen? Leicht können Sie ſich vorſtellen, daß ſie nimmermehr eingeſte- ben würde, von ihrem verſtorbenen Ehemann Geld

empfangen zu haben. Es iſt niemand eingefallen, dieſerhalb Unterſuchungen anzuſtellen. Nach dem Buchſtaben des Geſetzes wird der Dieb gehangen, doch von dem geſtohlnen Gut iſt die Rede nicht; man ſetzt voraus, daß es nicht mehr vorhanden ſey. Nun muß alſo ein jeder über ſein Eigenthum ſorgfältig wachen: denn iſt er deſſelben einmal beraubt, ſo iſt eine Reſtitution höchſt ſchwierig. Ich nahm z. B. den Spaniern Havannah fort; dieſer Raub mußte zurückgegeben werden, da es mir nicht gelang die ganze Inſel Cuba in meine Taſche zu bringen. Aber von den vierzig Millionen Piaſtern, welche dabei aufgingen, war gar nicht die Rede.

Nachdem noch mehreres der Art zwiſchen uns verhandelt worden war, begab ich mich in Mylords Begleitung zur Herzogin von Northumberland. Hier fanden wir die Lady Rochefort, deren Gemahl ſo eben zum Geſandten am Madrider Hofe ernannt war: die galanten Abenteuer dieſer Dame gaben der ſchönen Welt Londons unerſchöpflichen Stoff zu intereſſanter Unterhaltung. Von der Herzogin erfuhr ich, daß ſie täglich der Rückkehr ihres Sohnes entgegen ſehe.

Am Vorabend der großen Aſſemblee in Soho-Square, ſpeiſete Martinelli bei mir. Er ſagte mir, die Cornelis habe eine Menge Schulden und dürfe darum ihr Haus blos an Sonntagen verlaſſen, wo ſie von ihren Gläubigern nichts zu fürchten habe. Ein ungeheuerer Aufwand, der ganz unnöthig ſey, bringe ſie unaufhörlich in Verlegenheit, und ihr Sturz ſey unvermeidlich. Ihre Schulden, verſicherte Martinelli, betragen das Vierfache der Summe, welche ihr Haus werth iſt. Und ob dieſes ihr wirklich zugehöre, werde durch einen Proceß zweifelhaft gemacht.

Zweites Capitel.

Der Dame Cornelis Beſtrafung. — Abenteuer zu Ranelagh. — Londons Courtiſanen. — Die Portugieſin Pauline.

Ich verfügte mich zur Aſſemblee bei Madame Cornelis. Sie wünſchte mir Glück dazu, daß ich par billet zur Theilnahme an dieſem Vereine alles Großen und Schönen berechtigt worden ſey. Jetzt erſchien ihre vornehmſte Gönnerin, Mylady Harrington, und ſagte, daß ſie ihr eine hübſche Anzahl von Guineen einzuhändigen habe. Mich mit der Cornelis im Geſpräch findend, fügte ſie hinzu: Ja, ja; ich habe es mir wohl gedacht, daß ihr einander kennt und wollte nur nichts darüber äußern. — Warum denn, Mylady? Ich rechne es mir zur Ehre, ein alter Bekannter von Ma=

dame Cornelis zu ſeyn. — Das glaube ich wohl, entgegnet ſie lachend; auch wünſche ich Glück dazu. Gewiß nicht minder kennen Sie auch dieſe liebenswürdige Kleine? — Bei dieſen Worten umarmt ſie Sophien, küßt ſie zärtlich und ſagt zu mir: wenn Sie ſich ſelbſt lieben, müſſen Sie auch dieſen Engel lieben; denn er ſieht Ihnen ſehr ähnlich. Damit nahm Mylady die kleine Sophie bei der Hand, hing ſich an meinen Arm und ging mit uns zur Geſellſchaft. Ruhig mußte ich anhören, wie Herren und Damen mehr als zwanzig Mal fragten: C'est donc le mari de Madame Cornelis qui est arrivé? Worauf denn Lady Harrington mit einem: Non, non, non! antwortete, und es langweilte mich ein wenig, da man mir als eine Artigkeit von allen Seiten verſicherte: niemals habe noch ein Kind dem Vater ſo ähnlich geſehen, wie mir die kleine Miß Cornelis. Nun wünſchte ich, daß Mylady die Kleine fortſchicken möge; allein ſie ergötzte ſich zu innig an meiner Verlegenheit, um meine Bitte zu erfüllen. Man bleibe nur, ſprach ſie, ſtets in meiner Nähe, will man mit der Geſellſchaft gehörig bekannt werden. Damit ließ ſie ſich auf einen

Stuhl nieder, nahm die Kleine auf den Schooß und ich mußte mich neben ſie ſetzen. Bald darauf erſchien Madame, um der Geſellſchaft die Honneurs zu machen, und ward mit Fragen beſtürmt, ob ich denn ihr Mann ſey. Der Chevalier, entgegnete ſie, iſt ein alter Freund von mir, und es iſt zu bewundern, daß meine Tochter ſo große Aehnlichkeit mit ihm hat. — Nun lacht man und verſichert, dies ſey eben nicht erſtaunenswerth. Um dieſem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, bemerkte die Cornelis, daß ihre Tochter ſehr gut die Menuett tanze. — Voyons, voyons! rief Lady Harrington. Man laſſe doch eine Violine kommen!

Es geſchieht; ich nehme die Hand der Kleinen und ſo glücklich führen wir die Menuett aus, daß der allgemeine Beifall der Anweſenden uns zu Theil wird. Darauf eröffnete man den Ball, und er dauerte ohne Unterbrechung bis zum Morgen. Alle Mitglieder der königlichen Familie und den hohen Adel ſah ich hier verſammelt; ausgenommen den König, die Königin und die Prinzeſſin von Wales. Mehr als 1200 Guineen hatte die Cornelis eingenommen; aber bei ihrer ſchlech-

ten Oekonomie und dem Mangel an gehöriger Aufſicht über die Dienerſchaft, war der Aufwand auch nicht gering. Uebrigens unterließ ſie nicht, aller Welt ihren Sohn vorzuſtellen; der arme Junge war ganz verblüfft, wußte nicht, was er ſagen ſollte, und machte bei jeder an ihn gerichteten Frage tiefe Verbeugungen, welche in England übel angebracht waren. Er flößte mir Mitleid ein in dieſer traurigen Rolle.

Nach Hauſe zurückgekehrt, ſchlief ich den ganzen Tag. Am nächſten Morgen beſuchte ich Startavern, wo nach Ausſage des Lord Pembrocke die reizendſten Freudenmädchen von ganz London anzutreffen ſeyn ſollten. Einem Marqueur ſage ich, mir ein eigenes Zimmer anzuweiſen. Der Wirth, mich ſogleich für einen Fremden erkennend, nähert ſich mir, unterhält mich in franzöſiſcher Sprache und läßt alles herbeibringen was ich verlange. Alles dies geſchah mit ſo ernſtem und edlem Anſtande, daß ich gar nicht den Muth finden konnte, ihm zu ſagen, daß ich mit einer hübſchen Engländerin zu ſpeiſen wünſche. Endlich gab ich ihm entfernt zu verſtehen, was ich eigentlich verlange und äußere dabei Verwunderung mich durch Lord Pem-

brocke getäuſcht zu ſehen: denn dieſer habe mir verſichert, daß hier die ſchönſten Mädchen von London zu finden wären. — Um Vergebung, mein Herr! erwiderte jener, Mylord hat Sie nicht getäuſcht und jeden Augenblick können Sie hier ſoviel Mädchen haben, als Sie irgend wünſchen. — Er rief nun einen wohlgebildeten Burſchen; und in einem Tone, als ob von Feder und Dinte die Rede ſey, gab er ihm Auftrag, mir ein Mädchen zu bringen. Der Burſche eilt fort und nach wenigen Minuten ſteht vor mir ein Mädchen, welches mir durchaus nicht gefällt. — Geben Sie, ſprach der Wirth, für die Portechaiſe einen Schilling und ſchicken Sie das Mädchen zurück. In London, mein Herr, macht man keine Umſtände. — Ich laſſe alſo einen Schilling zahlen und beſtelle ein anderes Mädchen das hübſcher ſeyn ſoll. Die Schöne kommt, wird aber zurückgeſchickt; und gleiches Schickſal trifft die dritte, vierte und fünfte, ſogar zehnte. Weit entfernt darüber unzufrieden zu ſeyn, ergötzte ſich vielmehr der Wirth an dieſem Mäkeln und Küren. Statt eines Mädchens verlangte ich jetzt ein Diner, indem ich äußerte, der Burſche habe mich wahrſcheinlich gefoppt,

um den Portechaiſenträgern einen Verdienſt zuzuwenden. Mein Herr, verſetzte der Wirth, das pflegt ſo die Art dieſer Leute zu ſeyn. In Zukunft müſſen Sie Namen und Wohnung des Mädchens angeben, deſſen Geſellſchaft Sie wünſchen.

Am Abend ging es feſtlich her in Ranelagh. Um dieſen Luſtort kennen zu lernen und bei Gelegenheit ein hübſches Mädchen zu erobern, beſteige ich den Wagen. Außerordentlich gefiel mir die Rotunda des Gartens; ich trinke Thee und eſſe Butterbrod, tanze auch eine Menuett, aber Bekanntſchaften mache ich nicht. Zwar ſehe ich hier Mädchen und Frauen die recht hübſch ſind, doch einen Angriff wage ich nicht. Endlich werde ich gelangweilt und entſchließe mich um Mitternacht zur Abfahrt. Vor dem Portal hoffe ich meinen Fiacre zu finden, denn ich hatte ihn nicht bezahlt; aber er war bereits davongefahren. Vergebens fluche ich und ſchelte, der Wagen iſt nicht da, und ich bin ſehr verlegen, wie ich nach Hauſe kommen ſoll. Da erbarmt ſich meiner Verlegenheit eine reizende Dame, die gleichfalls auf ihren Wagen wartete. Franzöſiſch ſagte ſie mir: wohnen Sie nicht weit von Whitehall, ſo will ich

Sie nach Ihrer Wohnung bringen. Mit Dank nehme ich das an; der Wagen erſcheint, ein Bedienter öffnet den Schlag, wir ſteigen ein und die Dame befiehlt nach Pall-mall zu fahren.

Kaum ſaß ich in dem ſehr bequemen Wagen an der Seite der ſchönen Engländerin, als ich mich in Dankſagungen ergoß. Es wundert mich, ſagte ich, daß ich Mylady in der Aſſemblee von Soho-ſquare nicht geſehen habe. — An demſelben Tage, erwiderte ſie, war ich von Bath zurückgekehrt. — Nun preiſe ich mein Glück, küſſe zuerſt ihre Hand, dann ihr reizendes Geſicht und endlich den himmliſchen Buſen. Und da ich nicht den geringſten Widerſtand erfahre, vielmehr das Lächeln der Liebe mir entgegenglänzt, ſo zögerte ich nicht ihr den überzeugendſten Beweis zu geben, daß ich von ihren Reizen entzückt ſey. Darauf bat ich ſie mir ihre Wohnung bekannt zu machen, damit ich ihr während meines Aufenthaltes zu London die treueſten Huldigungen darbringen könne. Wir ſehen uns wohl wieder, war ihre Antwort. Nun drang ich nicht weiter in ſie, und ſehr erfreut über dieſes Abenteuer ſtieg ich vor meiner Wohnung ab. Vierzehn Tage ver-

gingen, ohne daß ich meine Schöne wieder ſah; bis ich ſie endlich in einer Geſellſchaft bei Lady Germen fand. Sie las eben eifrig in einer Zeitung und ich kam auf den Einfall ſie zu bitten, mich der Geſellſchaft vorzuſtellen, da Lady Harrington, welche mich hieher beſchieden hatte, noch nicht anweſend war. Aber mit feinem Lächeln erwidert ſie mir, daß ſie mich nicht vorſtellen dürfe, weil ſie mich nicht kenne. Mylady, ſprach ich, meinen Namen habe ich Ihnen doch genannt. Sollten Sie denn meiner ſich gar nicht erinnern? — Wohl erinnere ich mich Ihrer, doch ſolche Tändeleien führen noch zu keiner nähern Bekanntſchaft. — Bei dieſer ſeltſamen Antwort verſtummte ich; und ſie fuhr nun ruhig fort ihre Zeitung zu leſen, bis Mylady Harrington erſchien. Zwei Stunden lang führte die ſchöne Philoſophin mannigfaltige Geſpräche, ohne im geringſten zu verrathen, daß ich ihr bekannt ſey. Dieſe Dame genoß übrigens in London den beſten Ruf. —

Als ich eines Morgens bei Martinelli einen Beſuch abſtatte, frage ich ihn, wer das Mädchen ſey, das aus dem Fenſter des gegenüberliegenden Hauſes mir Kußhände zuwerfe. Mit Erſtaunen

hörte ich, das ſey die Tänzerin Binetti. Es waren noch keine vier Jahre, daß ſie mir in Stuttgart den wichtigen Dienſt leiſtete, deſſen meine Leſer ſich erinnern werden; daß ſie nun in London wohne, war mir ganz unbekannt. Zwiefach freute ich mich dieſes Wiederſehens, als Martinelli mir ſagte, daß die Binetti jetzt von ihrem Mann getrennt lebe, obſchon ſie auf dem Haymarket-Theater mit einander tanzen müßten. Ich nahm Abſchied, um zu ihr zu eilen.

Ich habe Sie ſogleich wieder erkannt! rief ſie beim Eintritt mir zu. Sie nannte mich ihren Decan, weil ich der älteſte ihrer Bekannten war. Wie kommt es denn, daß Sie mit Ihrem Manne ſich nicht vertragen? fragte ich. — Weil er mit großem Verluſte ſpielt und alles verkauft. Auch darf eine Tänzerin, die einen Mann auf dem Halſe hat, von keinem reichen Liebhaber Beſuche erwarten. Nun ich allein lebe, können meine Freunde ganz unbefangen mich beſuchen. — Was hätte man wohl von Binetti zu fürchten? Ich glaube doch nicht, daß er in dieſem Puncte ſo intolerant iſt. — Und dennoch iſt er das. Doch, Du mußt wiſſen, es giebt in England ein Ge-

ſetz, welches den Ehemann berechtigt, den Liebhaber ſeiner Frau in's Gefängniß bringen zu laſſen, ſobald er ihn bei dieſer allein antrifft. Blos zwei Zeugen bedarf es, die den Liebhaber in einer etwas verdächtigen Stellung auf dem Bette gefunden haben, und dieſer verliert die Hälfte ſeines Vermögens. So ſind ſchon mehrere reiche Engländer angeführt worden und darum hütet man ſich verheirathete Frauen zu beſuchen; beſonders die Italienerinnen. — Mithin darfſt Du Dich gar nicht beklagen, ſollteſt vielmehr mit der Gefälligkeit Deines Mannes ſehr zufrieden ſeyn. Denn Du haſt ja nun volle Freiheit, kannſt Beſuche annehmen und Reichthümer erwerben. — Ach, Du weißt noch nicht alles, mein lieber Decan. Kaum fällt es ihm ein, daß ich von irgend jemand ein Geſchenk erhalten haben könne, ſo überfällt er mich in der Nacht und droht mit dem Hinauswerfen, wenn ich nicht alles vorräthige Geld hergeben würde. Du kennſt noch gar nicht dieſen nichtswürdigen Schurken. —

Ich gab der Binetti meine Adreſſe und bat ſie mich benachrichtigen zu laſſen, wann ſie ein Diner bei mir einnehmen wolle. So hatte ich

denn über das Capitel der Damenbeſuche abermals eine Vorleſung angehört. Nun giebt es zwar in England außerordentlich ſchöne und gute Geſetze; doch wie Schade, daß ſie ſo leicht zu umgehen ſind! Da die Geſchwornengerichte an dem Buchſtaben des Geſetzes halten müſſen, dieſer jedoch nicht ſelten ziemlich dunkel iſt, ſo geſchieht es, daß man ihm eine nicht gewöhnliche Auslegung giebt; und dann befindet ſich der Richter in Verlegenheit. Daher kommt es denn, daß man täglich im Parlament neue Geſetze vorſchlägt und den alten einen Commentar beifügt.

Mylord Pembrocke ſah mich am Fenſter; er kam zu mir hinauf. Nachdem ich ihm meine Wohnung gezeigt, auch den Koch vorgeſtellt hatte, ſprach er: Es giebt in ganz London keinen Lord, deſſen Haushaltung ſo bequem und prächtig iſt, als die Ihrige; ausgenommen die, welche für immer hier wohnen. Es wird Ihnen monatlich gegen 300 Pfund koſten, wollen Sie zum Diner und Souper Freunde bei ſich ſehen. In den zweiten oder dritten Stock könnten Sie wohl ein hübſches Mädchen einquartieren; man wird Ihnen das nicht verargen, da Sie unverheirathet

ſind. — Haben Sie etwa auch ein hübſches Mädchen in Ihrer Nähe? — Mit nichten; denn ich bin ſo unglücklich kein Frauenzimmer leiden zu können, mit dem ich einmal das Lager theilte. Ich muß alſo täglich ein anderes Mädchen haben, und gebe viermal mehr aus als Sie, ohne dabei ſo gut eingerichtet zu ſeyn. Denn wiſſen Sie, ich bin unverheirathet, lebe in London als Fremdling und ſpeiſe täglich außer dem Hauſe. Wundern muß ich mich, daß Sie faſt beſtändig auf Ihrem Zimmer allein eſſen. — Ich verſtehe nicht Engliſch, bin auch ein Freund von guter Suppe, franzöſiſchen Entrees und edlem Weine. Folglich finde ich das Leben in den Tavernen ganz unerträglich.

Mylord Pembrocke lachte ſehr, als er hörte, wie ich in Star-tavern zehn Mädchen fortgeſchickt und ihm die Schuld davon zurechnete. Habe ich Ihnen doch, war ſeine Gegenrede, die Namen der Mädchen nicht genannt, die ich holen zu laſſen pflege. — Das hätten Sie aber thun ſollen. — Ohne vorausgegangene Bekanntſchaft mit Ihnen wären die Mädchen dennoch nicht gekommen, denn weder Portechaiſenträger noch Marqueurs haben über ſie zu gebieten. Wollen Sie indeß verſpre-

chen zu zahlen gleich mir, ſo will ich Ihnen die Namen dieſer Mädchen aufzeichnen, und ſobald ſie meine Handſchrift erkennen, werden ſie Ihnen zu Befehl ſtehen. Sogar in Ihre Wohnung kommen ſie dann. — Ja, ja, mögen ſie nur herkommen; es ſoll mich unendlich freuen. Schreiben Sie nur ſogleich die Billets, und die Preiſe beſtimmen Sie ſelbſt. Den Vorzug aber bitte ich denjenigen zu geben, welche franzöſiſch ſprechen. — Ach! wie Schade iſt es, daß gerade die reizendſten Mädchen nichts als Engliſch verſtehen! —

Nachdem Mylord ein wenig nachgedacht, ſchrieb er mir fünf oder ſechs Adreſſen, mit ſeinem Namen unterzeichnet. Auf einem beſondern Papier copirte ich die Namen dieſer Mädchen und den Preis, welchen ſie für eine Nacht ſtellten. Eine derſelben galt zwölf Guineen. Iſt ſie denn ſoviel hübſcher als die andere? fragte ich. — Dieſerhalb iſt ſie nicht theurer; wohl aber als Maitreſſe eines engliſchen Herzogs, der höchſtens ein oder zwei Mal monatlich ſie beſucht. — Wollen Sie, Mylord, mir nicht zuweilen die Ehre erzeigen, das Talent meines Kochs zu prüfen? — Mit

Vergnügen; doch ohne mich vorher anmelden zu laſſen, ganz wie der Zufall mich führt. — Wie aber, wenn Sie mich nicht zu Hauſe finden? — Dann beſuche ich die Taverne. —

Der Lord verließ mich. Heute war ich ganz geſchäftslos und bedurfte der Unterhaltung: alſo ſchickte ich meinen Neger zu einem der von Mylord nachgewieſenen Mädchen und ließ daſſelbe zu einem Diner tête à tête einladen. Sehr große Luſt hatte ich, die Schöne liebenswürdig zu finden; aber ſie gefiel mir nicht, und ich beſchränkte mich auf leichte Tändelei. Sehr zufrieden ſchied die Dame mit einer Gratification von vier Guineen. Ein zweites Mädchen ſoupirte bei mir am folgenden Abend und erhielt gleichfalls vier Guineen. Sie war einmal ſehr hübſch geweſen, doch fand ich ſie nicht heiter genug und allzuſehr hingebend, ich konnte mich entſchließen ſie im Deshabillé zu ſehen. Am dritten Tage fand ich ein höchſt reizendes Mädchen in Coventgarden, redete ſie franzöſiſch an, und erhielt zu meinem Entzücken in derſelben Sprache Antwort. Meiner Frage: wollen Sie mit mir ſoupiren? begegnet ihre Frage: was ſchenken Sie mir? Je vous

donnerai trois guinées, ſagte ich. C'est bon! erwidert ſie.

Nach beendigtem Schauſpiel verfügen wir uns zum Souper, und ich finde das Mädchen ſehr liebenswürdig. Als ich nach ihrer Wohnung frage, zeigt es ſich, daß ſie unter dem Namen Chenedy auf dem Verzeichniſſe des Lord Pembrocke ſteht, und ebenſo ihre beiden Schweſtern. Den Lord zum Hahnrei zu machen, war mir eben keine Gewiſſensſache.

Als ich am nächſten Morgen bei Pembrocke einen Beſuch abſtatte, erzähle ich ihm die ganze Geſchichte von den ſechs Sultaninnen. Ich freue mich, ſagte er, daß Chenedy Ihnen gefallen hat und nicht weiß, daß Sie von mir ihre Adreſſe erhielten. Nun fange ich an Ihren Geſchmack kennen zu lernen. Das Mädchen war einſt die Favoritin des venetianiſchen Legationsſecretairs Berlendi. Was mich betrifft, ſo habe ich nicht mehr als eine einzige Nacht bei ihr zubringen können. —

Dieſer Lord Pembrocke war jung, hübſch reich und geiſtvoll. Eben hatte er das Bett verlaſſen, und ſchon rief er ſeinen Kammerdiener, um ſich raſiren zu laſſen. Ich ſehe ja, ſprach

ich, keine Spur von Bart! — Das werden Sie auch nie, weil ich täglich dreimal raſirt werde. — Dreimal? — So oft ich das Hemd wechsle, waſche ich die Hände und beim Händewaſchen wird auch das Waſchen des Geſichts vorgenommen; mit dem Raſirmeſſer wird aber ein männliches Geſicht am beſten gereinigt. — Zu welcher Zeit nehmen Sie denn dieſe drei Abwaſchungen vor? — Beim Aufſtehen, kurz vor Tiſche und am Abend, ehe ich in die Oper oder zu einem hübſchen Mädchen gehe. — Ich lobte Mylords Reinlichkeitsliebe, ſah jedoch, daß ſein Kammerdiener blos ganz leicht mit dem Meſſer über das Geſicht hinfuhr, und in weniger denn einer Minute war er fertig. Ich empfahl mich jetzt, um einige Briefe zu ſchreiben. Der Lord fragte, ob ich zu Hauſe ſpeiſen würde, und ich bejahete es. In der Erwartung, einen Beſuch von ihm zu erhalten, gab ich meinem Koch die nöthigen Befehle.

Gegen Mittag klopft es an meine Thür; und ſiehe, die Binetti hüpft in's Zimmer, indem ſie mir ankündigt, daß ſie meine Suppe verzehren helfen wolle. — Du bereiteſt mir die größte Freude, ſagte ich; denn ewig allein zu eſſen bin

ich ſchon müde. — Jetzt ſoll einmal der werthe Herr Gemahl ſich den Kopf zerbrechen, wo ich heute zu Mittag eſſe.

Mein Wohlgefallen an dieſer Frau blieb ſich immer gleich. Sie war nun bereits fünfunddreißig Jahre alt; doch niemand konnte ſie für älter halten als zwei oder dreiundzwanzig. Ein mächtiger Reiz war über ihre Geſtalt verbreitet: die Perlenzähne und die Korallenlippen mußten den eigenſinnigſten Kritikaſter zu dem Geſtändniſſe bewegen, daß ihr Mund nicht allzugroß ſey. Außerdem beſaß ſie viel Geiſt und die fröhlichſte Laune.

Gegen zwei Uhr tritt in's Zimmer Mylord Pembrocke, und von beiden Seiten ein Ausruf der Verwunderung, als er und die Binetti ſich erblicken. Der Lord entdeckte mir, daß er ſeit ſechs Monaten in die Binetti verliebt ſey, ihr Briefe mit Flammenſchrift zuſende und dennoch verſchmäht werde. Die Binetti aber erzählte mir, daß ſie den Lord nur darum unerhört ſchmachten laſſe, weil er der größte Libertin in ganz Großbritannien ſey; indeß wäre dies bei ſeiner Liebenswürdigkeit unendlich zu bedauern. Die Küſſe, wel-

che dieſer Erklärung folgten, bewieſen zur Genüge das gute Vernehmen beider Parteien. Man hielt Lobreden auf den Zufall und betrachtete mich als den geweihten Prieſter dieſer mächtigen Gottheit. Bei Tafel betheuerte Mylord, daß er ſeit Menſchengedenken ſo gut noch nicht gegeſſen habe, und zugleich bedauerte er mich, daß ich nicht täglich das Vergnügen haben könne, Gäſte bei mir zu ſehen. Eben ſo tapfer als der Engländer aß die Italienerin. Nach zwei Stunden verließen wir die Tafel in der heiterſten Stimmung und zum Dienſte der paphiſchen Göttin ſehr aufgelegt: aber zu klug war die Binetti, um dem Lord ein leichtes Spiel zu gewähren. Küſſe gab es im Ueberfluß, doch nichts mehr.

Während ich mit neueingekauften Büchern mich beſchäftigte, ließ ich das verliebte Paar ſo viel Geheimniſſe austauſchen, als nur zu wünſchen war. Um jedoch zu verhindern, daß ſie nicht für ein zweites Mal ſich bei mir zum Diner einladen möchten, ſagte ich ihnen: ich hoffte, daß der Zufall eine gleiche Gunſt mir öfter ſchenken werde. Um ſechs Uhr ließ ſich die Binetti in einer Portechaiſe nach St. Jamespark tragen, um von

dort zu Fuß nach Hauſe zurückzukehren. Um ſeinen Anzug zu wechſeln, ging auch der Lord nach Hauſe. Ich verfügte mich in das Vauxhall und traf hier auf Herrn Malingan, jenen franzöſiſchen Officier, welchem ich einſt zu Aachen meine Börſe öffnete. Er ſagte, daß er mit mir ein Geſchäft habe, und ich gab ihm daher meine Adreſſe. Auch traf ich hier einen Menſchen von ſchlechtem Ruf, den Chevalier Goudar, der mir vieles von Mädchen und Spiel vorſchwatzte. Bald darauf ſtellte Malingan mir als eine höchſt achtungswerthe Perſon, die in London mir vielfach nützlich ſeyn könne, einen Mann vor, der etwa vierzig Jahr alt war und wie ein Gaudieb ausſah. Es war dies der Baron Friedrich von Neuhoff, ein Sohn des Königs Theodor von Korſika, welcher vor vierzehn Jahren zu London elend geſtorben war, nachdem er ſieben Jahr im Schuldgefängniſſe zugebracht hatte. Ich hätte ſehr gut gethan, das Vauxhall heute zu meiden.

Für ein geringes Eintrittsgeld genoß man im Vauxhall mannigfaches Vergnügen. Da fand man wohlbeſetzte Tafeln, Muſik und ſchattige Baumgänge, in denen die berühmteſten Schönheiten Lon-

dons luſtwandelten. Doch, wie viele Genüſſe ſich mir auch darboten, ich langweilte mich; denn bereits fünf Wochen war ich in London, und noch fehlte mir eine Freundin, die mich bei Tafel und im Bett unterhielt. War doch mein Haus ganz eigentlich dazu eingerichtet, um mit allem Anſtand eine Maitreſſe darin zu unterhalten. Lord Pembrocke hatte vollkommen Recht: mir fehlte an meinem Glücke nichts weiter als eine Freundin. Wie aber in London ein Mädchen finden, das ganz für mich geſchaffen wäre, und ähnlich den Mädchen, die ich ehemals geliebt hatte? Bereits hatte ich in London mehr als funfzig Mädchen geſehen, die alle Welt höchſt liebenswürdig fand, und dennoch hatte mir dies nicht einleuchten wollen. Unaufhörlich beſchäftigte mich dieſer Gedanke. Endlich gerieth ich auf einen ſeltſamen Einfall, deſſen Ausführung ich beſchloß.

Ich begab mich zu meiner alten Haushälterin und die Magd mußte ihr folgendes dollmetſchen. Ich bin entſchloſſen, ſagte ich, die zweite oder dritte Etage zu vermiethen, damit ich nicht ſo ganz einſam wohne. Obſchon ich darüber nach Belieben verfügen darf, ſo ſollen Sie doch wöchentlich

eine halbe Guinee erhalten. Nun ſchlagen Sie an die Hausthür ſogleich eine Ankündigung folgenden Inhalts: Hier iſt die zweite oder dritte Etage, mit allen Bequemlichkeiten verſehen, an eine junge Demoiſelle zu vermiethen, die völlig unabhängig iſt und weder bei Tage noch bei Nacht Beſuche annehmen will. — Die alte Engländerin, welche meine Abſicht gleich errieth, begann dermaßen zu lachen, daß ich glaubte, ſie werde erſticken. Liebe Frau, warum lachen Sie denn ſo ſehr? fragte ich. — Ich lache, weil dieſe Anzeige zum Todlachen ganz gemacht iſt. — Sie glauben alſo, daß niemand ſich melden wird, um die Zimmer zu miethen? — Im Gegentheil. Es werden von Morgen bis zum Abend der Mädchen genug kommen, die ſich von der Sache näher unterrichten wollen. Mag Fanny zuſehen, wie ſie mit ihnen fertig wird. Sagen Sie mir blos, wieviel ich verlangen ſoll für die Woche. — Den Preis zu beſtimmen behalte ich mir vor, bis ich ſelbſt mit den jungen Demoiſelles ſpreche. Glauben Sie nur, die Anzahl dieſer Damen wird nicht groß ſeyn: denn erſtlich verlange ich ein

Mädchen das jung und ehrbar iſt; ſodann muß ſie Engliſch und Franzöſiſch verſtehen, und unter keiner Bedingung Beſuche annehmen, ſelbſt von ihren Eltern nicht. — Allein ich bitte zu bedenken, daß beſtändig eine Menge Menſchen vor unſrer Thüre verſammelt ſeyn wird, um den Zettel zu leſen. — Deſto beſſer, liebe Frau!

Am nächſten Morgen ward die Ankündigung ausgehängt, und die Weiſſagung der Alten traf ein. Alle Vorübergehende blieben ſtehen, laſen den Zettel mehr als ein Mal, und ſetzten dann lachend ihren Weg weiter fort. An den zwei erſten Tagen meldete ſich niemand; doch am dritten erſchien mein Neger mit der Nachricht, daß die ſeltſame Ankündigung über unſerer Hausthür, begleitet von einem witzigen Commentar, im St. James Chronicle abgedruckt ſey. Dieſen Commentar ließ ich mir überſetzen. In der Bel-Etage jenes Hauſes — ſagte der Gloſſator — wohnt ſehr wahrſcheinlich derjenige, welcher über die zweite und dritte Etage zu verfügen hat. Es iſt gewiß ſeine Abſicht, ſich eine angenehme Geſellſchaft zu verſchaffen, die ganz nach ſeinem Geſchmack iſt, und dabei kann er über die Erfüllung der vorge-

ſchriebenen Bedingungen ſehr leicht wachen. Indeß läuft dieſer Herr dennoch Gefahr, ſich getäuſcht zu ſehen: denn er könnte ja auf ein hübſches Mädchen treffen, das die Zimmer ſehr wohlfeil miethete, aber dort blos ſchliefe, oder gar nur ein Mal die Woche hin käme, und den Beſuch des Eigenthümers ablehnte, wenn er ihr ſolchen zugedacht haben ſollte. — Dieſe ſehr treffende Bemerkung las ich mit vielem Vergnügen: denn ſie bot mir Waffen dar gegen jede mögliche Ueberliſtung. Dies macht die engliſchen Zeitblätter ſo höchſt anziehend: hier wird freimüthig alles beſprochen was in London ſich zuträgt, und durch die Art der Auffaſſung erhalten ſelbſt Bagatellen ein höheres Intereſſe.

Mylord Pembrocke war einer der Erſten, welcher über jene Ankündigung mit mir lachte. Dann erſchien Martinelli, um mir zu ſagen, daß vielleicht dieſer Zettel mir Unglück bringen könne; denn es wären in London talentvolle Mädchen, deren manches wohl in der Abſicht kommen dürfte, um mir den Kopf wirbelnd zu machen.

Es würde der Mühe nicht werth ſeyn, wollte ich hier von allen jenen Mädchen ein Wort ſagen,

die zehn Tage lang mir das Haus ſtürmten und unter mancherlei Vorwand abgewieſen wurden. Alle die ich fortſchickte, misfielen mir in hohem Grade, und dies war ganz natürlich: denn alt waren die welche jung ſeyn wollten, und viel impertinentes, verdächtiges Lumpenpack hatte ſich eingeſtellt. Endlich erſchien auch, als ich eben bei Tafel ſaß, ein Mädchen von zwei bis vierundzwanzig Jahren, im einfachen, reinlichen Kleide, hoch und ſchlank ihr Wuchs; aus den edlen Zügen des ſchön geformten Geſichts ſprach ein würdiger Ernſt. Mit demüthiger Verneigung naht ſie mir, und veranlaßt mich dadurch, vor ihr aufzuſtehen. Sie bittet mich nun bei Tafel zu bleiben, und damit ich es thun möge, nimmt ſie ſelbſt einen Stuhl an. Ich biete ihr Confituren an, doch beſcheiden dankt ſie für alles.

Nicht in franzöſiſcher Sprache, wie ſie zuerſt ſich eingeführt hatte, ſondern in dem reinſten Italieniſch das jemals iſt geredet worden, ſagt mir die Fremde: ſie wünſche ein Zimmer im dritten Stock zu miethen, und hoffe nicht abgewieſen zu werden, da ſie ja noch jung ſey und alle übrigen Bedingungen treu erfüllen wolle. — Nicht

blos über ein Zimmer ſollen Sie zu verfügen haben, die ganze Etage gehört Ihnen. — Die wäre wohl zu theuer für mich, obſchon die Ankündigung von einem wohlfeilen Preiſe ſpricht. Nicht mehr als zwei Schillinge wöchentlich kann ich zur Bezahlung des Miethzinſes erübrigen. — Das iſt gerade der von mir feſtgeſetzte Preis für die ganze Etage, und folglich ſteht ſie Ihnen zu Befehl. Das Hausmädchen wird die Aufwartung bei Ihnen übernehmen und, was Sie wünſchen, pünctlich beſorgen. — So will ich denn meiner Aufwärterin den Abſchied geben, und zwar mit dem größten Vergnügen; denn ſie betrog mich auf alle Weiſe. Es waren freilich nur Kleinigkeiten, doch für meine beſchränkte Lage immer anſehnlich genug. Ich will Ihrer Magd ſagen, wie viel ich für meinen Lebensunterhalt täglich aufwenden darf; und für ihre Mühe ſoll ſie wöchentlich ſechs Sous erhalten. — Damit wird ſie zufrieden ſeyn. Uebrigens kann ich Ihnen die Frau meines Kochs empfehlen: dieſe wird zu Mittag und Abend Ihre Beköſtigung für denſelben Preis übernehmen, als Sie ſolche außer dem Hauſe erhalten können. — Faſt bezweifle ich, daß es

möglich ſeyn wird: denn ich ſchäme mich Ihnen zu geſtehen, wie wenig ich dazu anwenden kann. — In dem Fall ſelbſt, daß Sie täglich nicht mehr als zwei Sous ausgeben könnten, wird die Frau ſich keinen Augenblick weigern Sie für zwei Sous zu ſpeiſen. Warum ſchämen Sie ſich doch dieſer lobenswerthen Beſonnenheit, womit Sie Ihren Aufwand gegen die Ihnen zu Gebot ſtehenden Mittel abwiegen? Ich rathe Ihnen, mit demjenigen vorlieb zu nehmen, was meine Küche bietet. Sogleich werden Sie ſehen, wie alles ganz ungezwungen in ſein gehöriges Gleis gebracht wird.

Ich rief jetzt Clairmont und befahl ihm die Frau des Kochs nebſt der Magd heraufzuſchicken. Sagen Sie mir, redete ich erſtere an: um welchen Preis können Sie dieſer jungen Dame, die nicht reich iſt und ſehr mäßige Anſprüche macht, täglich Mittagseſſen und Souper auf ihr Zimmer ſchicken? — Meine Forderung kann ich ſehr billig einrichten: denn Sie eſſen ja faſt täglich ohne Geſellſchaft, und laſſen doch für drei Perſonen kochen. — Sehr gut. Ich hoffe alſo, Sie werden die Mamſell für das Geld beköſtigen, wel-

ches ſie Ihnen bietet. — Ich kann täglich nicht mehr als fünf Sous geben, ſprach die Fremde. — Und für dieſe fünf Sous wird man Sie ſpeiſen. Damit befahl ich der Magd von der Hausthür ſogleich den Zettel abzunehmen und alles Nöthige in die Zimmer zu bringen, welche die Mamſell beziehen würde. Als wir nun wieder allein waren, ſprach die neue Hausgenoſſin: ſie werde nur an Feſttagen ausgehen, um in der Kapelle der baierſchen Geſandtſchaft die Meſſe zu hören; außerdem alle Monate ein Mal, um eine Penſion von drei Guineen abzuholen. Ich erwiderte darauf, ſie könne nach Belieben ausgehen, ohne darüber irgend jemand Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn. Die Fremde ſchloß mit der Bitte: ihr niemals Beſuche zuzuführen und den Thürſteher anzuweiſen, daß er niemand zu ihr laſſe, wer es auch ſeyn möge. Ich verſprach es ihr, und ſie verließ mich nun, um ihren Koffer holen zu laſſen. Bei der alten Haushälterin ſprach ſie an, um für eine Woche die Miethe zu bezahlen, und ließ ſich darüber Quittung geben. Nach ihrer Entfernung befahl ich meinen Leuten, dieſer jungen Dame die größte Achtung zu beweiſen und ihr alle

möglichen Dienſte zu leiſten; denn die Mitthei-
lungen, welche ſie mir gemacht habe, geböten mir für ihre Perſon viele Rückſicht.

Man berichtete mir, die Fremde habe ein Wagen abgeholt, und mit dieſem ſey ſie wieder zurückgekehrt. Zugleich ließ die Haushälterin mir ſagen, ich möge ja auf meiner Hut ſeyn, damit ich nicht angeführt werde. — Wie denn angeführt? ich ſehe hier keine Gefahr. Iſt das Mädchen tugendhaft, und ich verliebe mich, deſto beſſer. Welchen Namen hat ſie angegeben? — Sie nennt ſich Miß Pauline. Ganz bleich war ſie hier angekommen, und mit glühendem Geſichte fuhr ſie davon.

Sehr erfreut war ich über dieſen Fund. Um meiner Leidenſchaft zu fröhnen, fühlte ich keine Sehnſucht nach der Nähe eines weiblichen Weſens; aber deſto tiefer empfand ich das Bedürfniß zu lieben, und in dem geliebten Gegenſtande, abgerechnet den ſchönen Körper, einen ſeltenen Verein von Tugenden einer ſchönen Seele zu erblicken. Eine Liebe, die in mir aufkeimte, wuchs an Stärke um ſo mächtiger, je größer ich die Hinderniſſe vorausſah. Doch ein gänzliches Nichtgelingen ver-

wies ich in das Reich der Unmöglichkeit: immer bin ich der Meinung geweſen, daß es kein Frauenzimmer in der Welt giebt, das dem unermüdlichen Streben eines liebenden Mannes auf die Dauer zu widerſtehen vermöchte.

Als ich am Abend aus dem Theater zurückgekehrt war, erzählte mir die Magd, daß die junge Dame ein Hinterſtübchen bezogen habe, welches kaum zur Schlafkammer eines Domeſtiken paſſend ſey. Dort hatte ſie einen großen Koffer ausgepackt, ihr Abendbrot verzehrt und Waſſer dazu getrunken. Der Köchin hatte ſie ſagen laſſen, daß eine Schüſſel und etwas Suppe für ſie hinreichend ſey; aber dieſe entgegnete, daß ſie nur annehmen ſolle, was man ihr bringen werde. Nach dem Eſſen hatte Miß Pauline ſich mit Schreiben beſchäftigt, und ihr Zimmer verſchloſſen, als die Magd ſie verließ. — Was genießt ſie denn zum Frühſtück? fragte ich. — Nichts weiter als ein wenig Brot, hat ſie mir geſagt. — Morgen früh wirſt Du ihr ankündigen, es wäre Gebrauch in dieſem Hauſe, daß der Koch allen Bewohnern das Frühſtück umſonſt lieferte, es möge in Kaffee, Thee oder Suppe beſtehen. Zugleich ſage ihr, es

könnte mir vielleicht unangenehm ſeyn, wenn ſie dieſes Geſchenk ausſchlage; indeß wirſt Du verſchweigen, daß Du ihr ſolches in meinem Auftrage ſagſt. Hier iſt für Dich ein Kronenthaler; und den ſollſt Du in jeder Woche erhalten, damit Du Dich beeiferſt Mamſell gut zu bedienen. Vor Schlafengehen will ich Dir noch ein Billet geben, worin ich Mamſell bitte ihre Kammer gegen ein anſtändiges und bequemes Zimmer zu vertauſchen.

Nun ſchrieb ich ihr in einer Weiſe, daß ſie es nicht ausſchlagen konnte ein beſſeres Zimmer zu wählen; auch ließ ſie zum Frühſtück ſich Milchkaffee gefallen. In der Abſicht, mir ihre Geſellſchaft bei Tafel zu verſchaffen, kleidete ich mich an und ſtattete ihr einen Beſuch ab. Ich wußte ſo dringend zu bitten, daß ſie einwilligen mußte. Inzwiſchen ward mir der junge Cornelis gemeldet. Lachend empfing ich ihn und dankte für dieſen erſten Beſuch nach einem ſechswöchentlichen Aufenthalt zu London. — Mama, ſprach er, wollte mir niemals erlauben zu Ihnen zu gehen. Länger war indeß meine Sehnſucht nicht zu unterdrücken. Leſen Sie nur dieſen Brief, und Sie

werden etwas erfahren, das Sie in Erſtaunen ſetzen wird. Meine Mutter ſelbſt hat den Brief in meiner Gegenwart geſchrieben. — Ich brach das Siegel und las folgendes:

„Geſtern benutzte ein Häſcher den Augenblick wo er meine Thür offen fand, um mich in Verhaft zu nehmen. Ich mußte ihm folgen und befinde mich vorläufig in ſeiner Wohnung. Kann ich indeß heute keine Caution ſtellen, ſo werde ich noch am Abend in das Gefängniß von Kings-Bench geführt. Die Caution beträgt zweihundert Pfund, die ich für einen fälligen Wechſel zu zahlen habe und nicht zahlen kann. Befreien Sie mich, mein gütiger Freund, aus dieſem ſchrecklichen Aufenthalte! Denn morgen könnte ich vielleicht ſo unglücklich ſeyn, verſchiedenen andern Gläubigern zu begegnen, die mich ohne Barmherzigkeit verfolgen würden; und dann wäre mein Verderben ganz unvermeidlich. Darum retten Sie mich und meine armen Kinder vom Untergange! Als Fremder können Sie eine Caution für mich nicht leiſten; aber Sie dürfen ja dem Chef eines Handlungshauſes nur ein Wort ſagen, und er wird ſogleich bereit ſeyn. Finden Sie ſo viel Zeit, um

mich zu beſuchen, ſo kommen Sie doch. Dann ſollen Sie ſich überzeugen, daß ich den letzten Ball nicht würde haben veranſtalten können, hätte ich dieſen Wechſel nicht unterzeichnet: denn Silbergeſchirr und Porzelain waren verſetzt. Mein Sohn wird Ihnen die Adreſſe des Hauſes geben, wo ich gegenwärtig mich befinde."

Entſchloſſen dieſes Weib ſeinem Schickſal zu überlaſſen, greife ich zur Feder und ſage ihr mit wenig Worten: ſie flöße mir Mitleid ein; es würde mir jedoch wenig Ehre bringen, wollte ich einen meiner Freunde bitten, Caution für ſie zu leiſten. Denn es handle ſich hier um einen fälligen Wechſel, deſſen Gültigkeit nicht füglich in Abrede geſtellt werden könne. — Ich ſiegle das Billet und gebe es dem jungen Menſchen. Er will mir die Adreſſe ſeiner Mutter zurücklaſſen, doch ich lehne dies ab. Sehr niedergeſchlagen verließ er mich.

Jetzt ſchickte ich meinen Kammerdiener an Miß Pauline ab, um zu fragen, ob ihr mein Beſuch angenehm ſeyn werde. Sie läßt zurückſagen, daß ſie mich erwarte. Ich gehe hin, und finde ſie vor einem Tiſch mit Büchern und Schreib-

zeug; auf einer Commode lagen verſchiedne Sachen ausgebreitet, die nichts weniger als Dürftigkeit verriethen. Pauline begann mit der Verſicherung, daß ſie die ihr erwieſene Güte mit dem aufrichtigſten Dank erkenne. Darauf erwiderte ich ganz unbefangen, daß ich es ſey der ihrer Güte bedürfe. — Was kann ich thun, mein Herr, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweiſen? — Daß Sie bei Tafel mir das Glück Ihrer Geſellſchaft gewähren, ſo oft ich allein bin, denn mit dem Heishunger eines Wolfes pflege ich zu eſſen, habe ich bei Tiſch keine Geſellſchaft; dies ſchadet aber meiner Geſundheit. Fühlen Sie ſich jedoch nicht aufgefordert mir dieſe Gunſt zu bewilligen, ſo vergeben Sie mir. Indeß ſoll Ihre Weigerung in dem bisherigen Verhältniſſe nicht die geringſte Aenderung herbeiführen. — Sie ſollen mich gern bereit finden in Ihrer Geſellſchaft zu ſpeiſen, ſo oft Sie dies wünſchen. Nur die einzige Bedenklichkeit bleibt mir noch: ich weiß nicht, wie ich durch meine Geſellſchaft Ihnen nützlich werden oder Sie angenehm unterhalten ſoll. — Welche Bedenklichkeit! ich verſichere Ihnen, daß Sie niemals Urſache finden ſollen, die mir erwieſene Güte

zu bereuen. Sogar hoffe ich, daß ich es ſeyn werde, der zu Ihrer angenehmen Unterhaltung beiträgt. Geſtern haben Sie mir die lebhafteſte Theilnahme eingeflößt. Mademoiſelle, wir ſpeiſen um ein Uhr! —

Ich hatte mich nicht niedergeſetzt, keinen Blick auf ihre Bücher geworfen, auch nicht einmal gefragt, ob ſie gut geſchlafen habe. Das Einzige was ich beim Eintritt in ihr Zimmer bemerkte, war die außerordentliche Bläſſe ihres Geſichts; und als ich ſie verließ, die flammende Röthe welche an die Stelle jener Bläſſe getreten war. Sterblich verliebt, und alles aufzubieten feſt entſchloſſen, um Gegenliebe zu erlangen, trat ich einen Spaziergang nach Jamespark an. Meine Neugierde, zu erfahren, wer ſie eigentlich ſey, war außerordentlich: ihre Heimath konnte nur Italien ſeyn; doch ich hatte mir das Wort gegeben, ihr auf keine Weiſe durch meine Nachforſchungen läſtig zu werden. In der That, ein ſehr romantiſcher Vorſatz! Doch ganz natürlich entſtand er in der Seele eines Mannes, der alles aufbieten wollte, um das Herz eines heißgeliebten Mädchens zu gewinnen.

Als ich nach Hauſe zurückgekehrt war, fand Pauline ſich bei mir ein, ohne daß ich ſie dazu auffordern ließ. Dieſer Beweis von Aufmerkſamkeit erfreute mich, und ich drückte meinen lebhaften Dank dafür aus. Ich erkundige mich nach ihren Geſundheitsumſtänden, und ſie verſichert, daß, bei einer glücklichen Conſtitution, ihr jede Krankheit fremd geblieben ſey; ſelbſt das Uebel, welches von einer Seereiſe unzertrennlich zu ſeyn pflegt. — Sie waren alſo auf der See? — Unfehlbar, denn England iſt eine Inſel. — Da haben Sie Recht; allein ich konnte ja glauben, daß England Ihre Heimath ſey. — Das iſt freilich wahr. —

Vor dem Sopha, auf welchem wir ſaßen, ſtand ein Tiſch mit einem Schachbrete. Als ich ſehe, daß Pauline einige Läufer und Springer in Bewegung ſetzt, frage ich, ob ihr dieſes Spiel bekannt ſey. — Ja, ich ſpiele Schach, und zwar nicht ganz ſchlecht, wie man mir verſicherte. — Ich aber ſpiele herzlich ſchlecht, und darum laſſen Sie uns eine Partie verſuchen. Meine Niederlage wird Sie beluſtigen.

Wir fangen an; doch ſchon beim dritten Zuge

bin ich ſchachmatt, und Pauline lacht. Eine zweite Partie, und beim fünften Zuge bin ich wieder matt. Pauline ſchlug ein helles Gelächter auf, das in die Züge ihres Geſichts den lebendigſten und anmuthigſten Ausdruck brachte und mir eine Reihe der ſchönſten Perlenzähne zeigte. Ueberdem konnte ich von ſo fröhlicher Laune auf ein Gemüth ſchließen, das für Lebensglück und Freude nicht unempfänglich war; und um ihm ſolche zu bereiten, beſchloß ich alles aufzubieten. — Eine dritte Partie die wir nun anfingen, ward von Paulinen vernachläſſigt; wir ließen ſie unbeendigt, um zur Tafel zu gehen.

Kaum haben wir Platz genommen, als Clairmont die Miß Cornelis in Begleitung der Madame Raucour meldet. Man ſage ihnen, befahl ich, daß der Chevalier Seingalt ſich bei Tafel befinde und erſt binnen drei Stunden aufſtehen werde: daher mögen ſie nur immer fortgehen. Aber einen Augenblick ſpäter dringt mit Gewalt die kleine Sophie ins Zimmer wirft ſich vor mir auf die Kniee, zerfließt in Thränen und kann vor Schluchzen kein Wort herausbringen. Ergriffen von dieſer tragiſchen Scene, hebe ich das Kind

auf, trockne ſeine Thränen und beruhige es durch die Verſicherung: daß ich alles thun wolle, um ſeine Wünſche zu erfüllen. Bei dieſen Worten ging Sophie von der tiefſten Betrübniß zu der ausgelaſſenſten Freude über: ſie fiel mir um den Hals und rührte mich bis zu Thränen, indem ſie mich wiederholt ihren guten, zärtlichen Vater nannte; ich verſprach, nach Tiſche alles in Ordnung zu bringen. Jetzt umarmte Sophie auch Paulinen, und dieſe weinte, ohne zu wiſſen warum. Darauf begann endlich unſer Diner. Sophie bat mich, der Madame Raucour, der ihre Mutter den Eintritt bei mir unterſagt hatte, Eſſen zu ſchicken.

Jedes Wort, das ich von Sophien hörte, nöthigte mir Bewunderung ab. Sie ſprach ſo verſtändig wie eine Perſon von zwanzig Jahren, tadelte das Benehmen ihrer Mutter und beklagte die Nothwendigkeit, den Befehlen derſelben blindlings gehorchen zu müſſen. — Du liebſt alſo Deine Mutter nicht? fragte ich. — Wie könnte ich ſie lieben, da ſie mir Furcht einjagt? — Aber aus welcher Quelle die Thränen, die Du um ſie vergoſſen haſt? — Bloßes Mitleid, denn ſie hatte mir geſagt, daß ich es ganz allein wäre

die Ihr Herz rühren könne; und daß ich daher ihre letzte Hoffnung ſey. — Und warſt Du denn ſo gewiß, mich zu rühren? — Ich hoffte es, wenn ich an dasjenige mich erinnerte, was Sie einſt im Haag zu mir ſagten. Wie meine Mutter erzählt, ſoll ich damals drei Jahre alt geweſen ſeyn; aber ich weiß recht gut, daß ich fünf Jahre war. Meine Mutter war es auch, die mir verbot Sie anzuſehen, ſobald ich mit Ihnen ſpräche; doch Sie haben ſie beſchämt. Die Leute haben ihr alle geſagt, Sie wären auf jeden Fall mein Vater, und im Haag ſagte mir die Mutter daſſelbe. Hier in London aber verſichert ſie mir, ich wäre die Tochter des Herrn von Monpernis. — Liebe Sophie, da thut Deine Mutter Dir den größten Schimpf an. Für einen Baſtard will ſie Dich gelten laſſen, da Du doch die rechtmäßige Tochter des Tänzers Pompeati biſt. — Alſo ſind Sie mein Vater nicht, wenn ich Pompeati's Tochter bin? — Nein, ganz gewiß nicht; denn die Tochter von zwei Vätern kannſt Du nicht ſeyn. — Wie kommt es denn aber, daß ich mit Ihnen ſo viel Aehnlichkeit habe? — Reiner Zufall, liebes Kind. —

Pauline, welche dieſem Geſpräche mit großer

Luſt horchte, küßte das Kind vielmals. Sophie fragte mich, ob jene meine Frau ſey, und als ich es bejahte, nannte ſie Paulinen chère maman; worüber dieſe herzlich lachte. Beim Deſſert gab ich Sophien vier Banknoten, jede zu funfzig Pfund, und ſagte ihr: ſie könne damit ihrer Mutter ein Geſchenk machen; eigentlich aber ſey das Geld nur für ſie beſtimmt. — Schreiben Sie doch der Mutter, ſagte Sophie, daß Sie mir das Geld geſchenkt haben; denn ihr mündlich dies zu ſagen wag' ich nicht. — Mein liebes Kind, ich darf Deiner Mutter ſo etwas nicht ſchreiben; denn das hieße ja ihrem Schmerze Hohn ſprechen. Siehſt Du das nicht ein? — Ja, daß iſt wahr. — Sagen kannſt Du ihr, ſie würde mir allemal die größte Freude bereiten, ſo oft ſie Dich bei mir zu Mittag oder Abend ſpeiſen ließe. — Ach, bitte ſehr, das müſſen Sie ihr ſchriftlich ſagen! Liebe Mama, (hier wendete ſie ſich zu Paulinen), bitten Sie doch den Papa, daß er es ſchreibt. Dann will ich auch recht oft bei Ihnen zum Eſſen mich einfinden.

Lachend bat mich nun Pauline, doch dieſe wenigen Worte zu ſchreiben, die ja nur zu er=

kennen geben würden, wie theuer Sophie mir ſey. Ich gab nach, und mit Freude im Herzen, nachdem ſie uns vielmals geküßt, flog ſie davon.

Seit undenklicher Zeit, ſprach Pauline, habe ich ſo viel nicht gelacht. Welch' ein ergötzliches Diner! Dieſes Mädchen iſt ein ſeltener Juwel, und doch iſt die arme Kleine nicht glücklich. Ein beſſeres Loos ſollte ihr fallen, wäre ich ihre Mutter. — Nun ſagte ich Paulinen, wer die Kleine ſey, und was mich beſtimme ihrer Mutter ſo verächtlich zu begegnen. Lachen muß ich, ſprach Pauline, wenn ich denke, daß die Kleine erzählen wird, ſie habe bei Tiſche Ihre Frau geſehen. — Dies wird die Mutter nicht glauben wollen: denn ſie weiß recht gut, daß ich vor dem Sacrament der Ehe einen großen Widerwillen habe. — Warum? — Weil die Ehe das Grab der Liebe iſt. — Wohl nicht immer.

Hier ſchlug Pauline das ſchöne Auge nieder, und das Geſpräch lenkte ſich auf andere Gegenſtände. Ich glaubte mich berechtigt zu der Frage, wie lange ſie in London zu bleiben gedenke; denn auch ſie hatte mich ſo gefragt, und ich als die Zeit meines Aufenthaltes neun bis zehn Monate

angegeben. Doch Pauline erklärte mir, ſie wiſſe es durchaus nicht; denn ihre Rückkehr nach der Heimath hänge von einem Briefe ab, den ſie erwarte. — Darf ich fragen, welches Land ſo glücklich iſt Paulinens Heimath zu ſeyn? — Ich fühle, daß ich vor Ihnen kein Geheimniß werde haben können: aber ich bitte um eine Friſt weniger Tage. Erſt ſeit heute lerne ich Sie näher kennen, und zwar auf eine Weiſe, die Ihnen meine Ehrfurcht erwirbt. — Das wäre für mich ſehr ſchmeichelhaft, könnte ich Ihre Achtung verdienen; was aber die Ehrfurcht anlangt, ſo halte ich von dieſer nicht viel, da ſie die Freundſchaft ausſchließt. Und Ihre Freundſchaft iſt es ja, nach der ich trachte! Damit Sie es nur wiſſen — um Ihrer Freundſchaft theilhaftig zu werden, will ich Ihnen alle möglichen Fallſtricke legen. — Ich glaube wohl, daß Sie ſehr erfahren ſind in dergleichen Kriegsliſt, und muß Sie bitten meiner zu ſchonen. Eine zu innige Freundſchaft würde mir die Trennung von Ihnen erſchweren, die doch früh oder ſpät nöthig ſeyn möchte, und die ich ſelbſt wünſchen muß.

Das Geſpräch ward hier abgebrochen und

die Schachpartie beendigt. Dann bat Pauline um Erlaubniß auf ihr Zimmer zurückkehren zu dürfen. Mit Vergnügen hätte ich den ganzen Tag in ihrer Geſellſchaft zubringen wollen: denn nie iſt mir ein weibliches Weſen von größerer Anmuth und Liebenswürdigkeit vorgekommen. Den Reſt des Tages brachte ich bei der Binetti hin. Sie fragte ſogleich nach Mylord Pembrocke und zürnte höchlich auf ihn. Das iſt, ſagte ſie, ein verabſcheuenswerther Menſch: denn täglich will er einen neuen Gegenſtand für ſeine Begierden. Wie gefällt Ihnen das? — Ich bin eiferſüchtig auf das Glück, welches der Schmetterlingslaune des Lords huldigt. — Er iſt glücklich, weil die Frauen thöricht ſind. Bei mir hat er geſiegt, weil ich durch das unerwartete Zuſammentreffen in Deinem Hauſe überraſcht war. Sonſt wäre ihm dieſe Gunſt wohl niemals geworden. Aber Du lachſt? — Ich lache, weil mir gerade einfällt, daß die Partie ganz gleich iſt: er beſaß Dich, und Du ihn. — Du weißt nicht, was Du ſagſt; das iſt ein himmelweiter Unterſchied! —

Um acht Uhr kehrte ich nach Hauſe zurück und erhielt ſogleich Paulinens Beſuch. Wenn

ſie, dachte ich, durch ſeine Aufmerkſamkeit mein Herz erobern will, ſo ſind wir einig und die Sache iſt richtig. Um neun Uhr gingen wir zur Tafel, und blieben hier bis Mitternacht. Ich erzählte eine Menge luſtiger Geſchichtchen. Als wir uns trennten, verſicherte Pauline, daß ſie bei mir ihr Unglück vergeſſen lerne.

Am folgenden Morgen kam Lord Pembrocke zum Frühſtück und zeigte großes Verlangen nach der Bekanntſchaft meiner neuen Hausgenoſſin. Aber ich verſicherte, die Dame fände viel Geſchmack an der Einſamkeit, und würde auch meine Beſuche ablehnen, wenn es füglich geſchehen könnte. Der Lord beſtand nicht weiter darauf. Als ich ihm erzählte, wie aufgebracht die Binetti über ſeine Unbeſtändigkeit ſey, lachte er ſehr. — Speiſen Sie heute zu Hauſe? — Nein, Mylord. — So, ſo! ich verſtehe ſchon. —

Darauf erſchien Martinelli und überſetzte mir aus dem London-Advertiſer drei bis vier Anzeigen im Styl der meinigen, worüber ich herzlich lachen mußte. Einige Spaßvögel hatten meine Ankündigung förmlich parodirt. Der Eine machte bekannt, er habe ein Zimmer zu vermiethen, wel-

ches ſehr angemeſſen ſey für eine junge und hübſche Frau, die vor ihrem Ehemann ſich verbergen müſſe, indem ſie ihn am Tage nach der Hochzeit zum Hahnrei gemacht. Straße und Hausnummer waren angegeben, die wöchentliche Miethe auf ſechs Schilling beſtimmt, und dabei geſagt: der Herr vom Hauſe werde mit der jungen Dame Tiſch und Bette theilen. Die übrigen Ankündigungen waren in demſelben Geſchmack und ziemlich indecent; denn man misbraucht in London die Freiheit der Preſſe. — Es war heute ein Sonntag; ich bat Martinelli, mich nach der Kapelle des baierſchen Geſandten zur Meſſe zu begleiten. Hier glaubte ich Paulinen zu finden, ſah ſie aber nicht. Sie ſagte mir nachher, daß ſie immer einen Platz wähle, wo ſie unbemerkt bleibe. Die Kapelle faßte eine anſehnliche Verſammlung, in welcher Martinelli mir viele Lords und Ladys zeigte.

Bei meiner Rückkehr empfing ich ein Billet von Madame Cornelis. Sie ſchrieb mir, daß ſie an Feſttagen ungehindert ausgehen dürfe und heute Mittag bei mir zu ſpeiſen wünſche. Sogleich verfüge ich mich zu Paulinen und frage,

ob es ihr angenehm ſeyn werde bei Tafel die Cornelis zu ſehen. Mit Vergnügen, erwiderte ſie; nur mache ich zur Bedingung, daß nicht Männer mitkommen. Demnach ſchrieb ich der Dame, ſie möchte ohne männliche Geſellſchaft erſcheinen. Sie kam mit Sophien, die jetzt ohne alle Zurückhaltung mich wiederholt umarmte. Die Cornelis, welche durch Paulinens Gegenwart ſich genirt fand, nahm mich bei Seite, um mir mit Thränen im Auge ihren Dank zu ſagen. Zugleich machte ſie mich vertraut mit verſchiedenen abenteuerlichen Planen, die ſie auszuführen gedachte, um in kurzer Zeit reich zu werden. Bei Tafel war Sophie die Seele der Unterhaltung. Ihrer Mutter glaubte ich ſagen zu müſſen, daß Pauline eine fremde Dame ſey, welcher ich ein Zimmer vermiethet habe, ohne weitern Antheil an ihr zu nehmen. Alſo iſt ſie Ihre Frau nicht? fiel Sophie ein. — Nein, ſo glücklich bin ich nicht; es war von mir ein bloßer Scherz. — Nun ſo will ich einmal bei ihr ſchlafen. — Wann denn? — Sobald es die Mutter mir erlaubt. — Erſt mußt Du doch wiſſen, ſprach die Mutter, ob Mademoiſelle Dich haben will. — Darauf kann

ſie ſich verlaſſen! ſagte Pauline, und umarmte die Kleine. — Wohlan, Mademoiſelle, ich laſſe Sophien hier. Morgen will ich ſie durch die Raucour abholen laſſen. — Es darf aber erſt am Nachmittag geſchehen; auch morgen ſoll Sophie uns bei Tafel Geſellſchaft leiſten. — Sophie küßte hierauf die Mutter mehr als hundertmal, aber dieſe gute Frau wußte gar nicht, welch ein ſeliges Gefühl es iſt, geliebt zu werden.

Nach der Cornelis Entfernung fragte ich Paulinen, ob ſie mit mir und Sophie einen Spaziergang in der Umgebung Londons machen wolle. Aber ſie entgegnete, daß die Klugheit ihr gebiete durchaus ohne alle Begleitung auszugehen. Wir blieben alſo den ganzen Tag zu Hauſe, empfanden aber nicht die geringſte Langeweile. Sophie ſang italieniſche, franzöſiſche und engliſche Lieder, die ſie wohl mit dem Pianoforte begleitet haben würde, wäre ein ſolches dageweſen. Mit Paulinen ſang ſie ein engliſches Duett, welches mir viel Vergnügen gewährte. In lauter Fröhlichkeit nahmen wir das Souper ein, und Mitternacht war es, als ich die Beiden nach ihrem Zimmer geleitete. Sophien ſagte ich, daß am nächſten

Morgen ich nur unter der Bedingung mit ihr frühſtücken wolle, wenn ſie im Bette meine Ankunft erwarte, denn ich hätte Luſt, mir die Ueberzeugung zu verſchaffen, ob ſie im Bette eben ſo hübſch ſey als in ihren Kleidern. Sie verſprach es mir. An Paulinen dieſelbe Bitte zu richten wagte ich nicht; auch fand ich ſie bereits angekleidet, als ich um acht Uhr Morgens mich einſtellte.

Bei meinem Erſcheinen verſteckte ſich Sophie kichernd unter die Bettdecke; ſobald ich mich aber auf das Bett hinwarf und die Kleine zu kitzeln anfing, kam das holde Geſichtchen zum Vorſchein, und ich bedeckte es mit Küſſen. Uebrigens bediente ich mich meiner Vaterrechte, um das geheimſte Verhältniß ihrer Organiſation zu enthüllen, und pries ihre Reize. Dann ließ ich ſie aufſtehen, und ſehr heiter nahmen wir das Frühſtück ein. Angenehm verging mir der Morgen in der Geſellſchaft dieſer theuern Weſen. Als Nachmittags die Raucour Sophien abholte und ich mit Paulinen allein blieb, vermochte ich meine Gluth kaum zu mäßigen. Noch kein einziges Mal hatte ich Paulinen umarmt, ſelbſt ihre Hand nie

berührt. Wie ich nun nach Sophiens Entfernung neben ihr ſitze, faſſe ich eine ihrer Hände, küſſe ſie feurig und frage, ob ſie verheirathet ſey. — Ja, antwortet ſie. — Kennen Sie das Gefühl der Mutterliebe? — Nein, doch glaube ich davon eine richtige Vorſtellung zu haben. Ich beſitze einen Gatten, aber noch bin ich Jungfrau. — Iſt Ihr Gemahl in London? — Nein, er iſt von hier ſehr weit entfernt. Ich bitte Sie, ſprechen wir nicht davon. — Nur das ſagen Sie mir, ob Sie der Vereinigung mit Ihrem Manne entgegengehen, ſobald Sie mich verlaſſen? — Ja, ich gebe Ihnen die Verſicherung, daß, wofern Sie nicht früher meine Entfernung wünſchen ſollten, ich erſt dann von Ihnen mich trennen will, wenn ich England verlaſſe. Und dieſe glückliche Inſel verlaſſe ich eher nicht, bis mir die beſtimmte Ausſicht ſich zeigt, im Vaterlande an der Seite des Mannes meiner Wahl glücklich zu leben. — Ich aber, meine theure Pauline, werde mich höchſt unglücklich fühlen. Denn ich liebe Sie; und doch muß ich fürchten durch den reinſten Beweis meiner Zärtlichkeit Sie zu beleidigen. — Ach! ich beſchwöre Sie, ſuchen Sie ſich zu beherrſchen, denn

ſchonen Sie mich nicht, ſo bin ich verloren; Pflicht verbietet mir der Leidenſchaft Gehör zu geben, und doch gebricht es mir an Kraft, ihr zu widerſtehen. — Ich werde Ihnen gehorchen, aber unglücklich ſeyn. Wie können Sie ſich entſchließen mich in unbefriedigter Sehnſucht verſchmachten zu laſſen, da ich Ihnen doch nicht gleichgültig blieb? — Theurer Freund, ich habe Pflichten die ich nicht übertreten darf, ohne mir ſelbſt verächtlich zu werden. — Ich wäre ja der nichtswürdigſte der Männer, ganz unwerth der Liebe eines edlen Weibes, könnte meine Achtung für Sie durch eine Gunſt verringert werden, deren Glück ich ganz allein der Liebe zu verdanken haben würde, die ich einzuflößen verſtand. — Schon gut, ich halte Sie deſſen nicht fähig; aber laſſen Sie uns wohl auf unſerer Hut ſeyn. Denn vielleicht morgen ſchon könnte die Stunde der Trennung ſchlagen, und wie groß wäre dann mein Schmerz! Wollen Sie hierauf keine Rückſicht nehmen, ſo geben Sie mir einen Beweis, daß Ihre Liebe nicht ſo reinen Urſprunges iſt als die meine. — Welcher Natur iſt denn die Liebe, die ich Ihnen einzuflößen ſo glücklich war? — Sie iſt von der Art,

daß ſinnlicher Genuß mir als eine Nebenſache erſcheint. — Und die Hauptſache wäre? — Vollkommenſte Harmonie der Seelen. — Das iſt ein Glück, welches Sie und ich bereits beſitzen. Warum alſo dürfen wir nicht auch zur Nebenſache übergehen? Würde ſie doch Ruhe und Frieden in die entflammten Seelen bringen! Geſtehen müſſen Sie auch, daß dieſe Nebenſache die beſte Bürgſchaft für die glückliche Erhaltung der Hauptſache abgiebt. — Ich will es nicht leugnen; doch geſtehen Sie auch, daß oft die Liebe im Genuſſe ſtirbt. — Wer innig und wahr liebt, theure Freundin, muß das bezweifeln; und in dieſem Falle bin ich. Könnten Sie wohl glauben, es werde Ihre Liebe vermindern, wenn Sie mich einmal liebend und geliebt umfangen hätten? — Ich glaube das nicht; aber gerade deshalb fürchte ich auch, daß die Trennung von Ihnen mich in Verzweiflung ſtürzen würde. — Ich fühle mich durch Ihre Dialektik beſiegt, meine theure Pauline. Neugierig bin ich doch, welche Nahrung Sie Ihrem herrlichen Geiſte bieten. Ich will Ihre Bücher anſehen. Erlauben Sie, daß ich Sie auf Ihr Zimmer begleiten darf? — Mit Vergnügen; doch

Sie werden ſich getäuſcht ſehen. — Wie ſo? — Kommen Sie nur. —

Den Milton, Arioſt und La Bruyere ausgenommen, waren Paulinens Bücher, ſämmtlich in portugieſiſcher Sprache. — Alles dies giebt mir von Ihnen einen ſehr vortheilhaften Begriff. Woher aber dieſer Vorzug, den Sie dem Camoens und den übrigen Portugieſen zugeſtehen? — Weil ich Portugal mein Vaterland nenne. — Sie eine Portugieſin? Hielt ich Sie doch für meine Landsmännin. Sie verſtehen alſo fünf Sprachen, denn auch das Spaniſche kann Ihnen nicht fremd ſeyn. — Nein, denn es iſt mit dem Portugieſiſchen nahe verwandt. — Welche Bildung! — Ich zähle zweiundzwanzig Jahre, verſtand aber alle dieſe Sprachen bereits im Alter von achtzehn Jahren. — Entdecken Sie mir, wer Sie ſind; verſchweigen Sie mir nichts! — Alles ſollen Sie erfahren, und zwar in dieſem Augenblick; denn ich vertraue Ihnen rückſichtslos. Lieben Sie mich wirklich, ſo wird Ihnen mein Glück am Herzen liegen. — Und dieſe geſchriebenen Hefte, was enthalten ſie? — Die Geſchichte meines Lebens. Setzen wir uns, damit ich ſie Ihnen erzähle. —

Drittes Capitel.

Paulinens Schickſale. — Ein Sturz vom Pferde. — Arioſt. — Mein Sieg. — Die Trennung.

Ich bin — fing Pauline ihre Erzählung an — die einzige Tochter des unglücklichen Grafen X—o., den Pombal im Gefängniſſe ſterben ließ, nachdem der den Jeſuiten zugeſchriebene Anſchlag auf das Leben des Königs vereitelt war. Ob mein Vater ſchuldig geweſen, weiß ich nicht; indeß hat doch der despotiſche Miniſter nicht gewagt ihm den Proceß zu machen oder ſeine Güter einziehen zu laſſen. Noch befinde ich mich im Beſitz des väterlichen Vermögens, kann indeß darüber nicht eher verfügen, bis ich nach Portugal zurückgekehrt bin.

Meine Mutter ließ mich in einem Kloſter er=

ziehen, deſſen Aebtiſſin ihre Schweſter war. Verſchiedene Lehrer wurden bei mir angeſtellt; unter andern ein ſehr gebildeter Italiener, der in Zeit von ſechs Jahren mich in allem unterrichtete, deſſen Kenntniß mir Nutzen verſprach. Immer war er bereit meine Wißbegierde zu befriedigen; nur in ſeinen Geſprächen über Religion bemerkte ich Zurückhaltung. Doch weit entfernt daß ſolche Vorſicht mir hätte mißfallen ſollen, erhöhte ſie vielmehr in meinen Augen den Werth dieſes Mannes, denn mir ward dadurch Stoff zum Nachdenken geboten.

Bei dem Tode meines Vaters war ich achtzehn Jahre alt, und verließ jetzt auf den Wunſch meines Großvaters das Kloſter; obſchon ich erklärt hatte, daß ich mit Vergnügen ſo lange hier bleiben wolle, bis ſich Gelegenheit zu meiner Verheirathung darbiete. Mit kindlicher Zärtlichkeit war ich meiner Tante ergeben, die alles gethan hatte, um mir den Verluſt meiner Mutter weniger fühlbar zu machen. Mein Abſchied vom Kloſter entſchied über das Schickſal meines ganzen Lebens.

Mein Großvater übergab mich der Aufſicht

ſeiner Schwägerin, der Marquiſe von X—o., welche mir die Hälfte ihres Palaſtes abtrat. Man gab mir eine Oberhofmeiſterin, eine Untergouvernante, ein Geſellſchaftsfräulein, mehrere Kammerfrauen und Pagen, die ſämmtlich meinen Befehlen zu gehorchen hatten, aber gleich mir, von dem Willen der Oberhofmeiſterin abhängig waren. Indeß war dieſe eine ſehr achtungswerthe Frau.

Seit meinem Eintritt in die Welt war ein Jahr vergangen; da überraſcht mich durch ſeinen Beſuch mein Großvater, und in Gegenwart der Oberhofmeiſterin zeigt er mir an: daß der Graf Fl. für ſeinen Sohn, welcher in wenig Tagen von Madrid zurückkehre, um meine Hand geworben habe. Lieber Papa, was haben Sie ihm geantwortet? war meine Frage. — Daß dieſer Verbindung der Beifall des Adels wie die völlige Zuſtimmung des Königs und der ganzen königlichen Familie nicht fehlen könne. — Weiß man aber auch, daß ich meinem Bräutigam, und er mir gefallen werde? — Es iſt daran kein Zweifel. — Ich aber muß etwas zweifeln. Nun, man wird ja ſehen! — Ehe dieſe Verbindung geſchloſſen wird, ſollt ihr euch perſönlich kennen lernen, und es

wird dann von keinem Hinderniß mehr die Rede ſeyn. — Ich wünſche und hoffe es.

Nach meines Großvaters Entfernung erklärte ich der Gouvernante, ich würde mich auf keinen Fall entſchließen meine Hand einem Manne zu geben, deſſen Charakter mir nicht genau bekannt ſey. Sie antwortete mir nicht; und als ich lebhaft in ſie dringe mir zu ſagen, ob ſie meinen Entſchluß billige, verſichert ſie über dieſen Punct ihre Meinung mir nie ſagen zu wollen. Damit aber war alles geſagt, und ich wußte, daß die Gouvernante meine Geſinnungen theile. Gleich am folgenden Morgen beſuchte ich meine Tante, die Aebtiſſin. Nachdem ſie mich angehört, ſagte ſie, es wäre zu wünſchen, daß der Graf mir und ich ihm gefalle; indeß werde ſehr wahrſcheinlich auch im entgegengeſetzten Falle die Heirath dennoch geſchloſſen werden: denn irre ſie nicht, ſo komme das ganze Project von der Prinzeſſin von Braſilien, deren Günſtling der Graf Fl. ſey.

Feſt entſchloſſen war ich nun, zu einer Verbindung, von welcher ich kein Glück für mich zu hoffen hatte, nie meine Einwilligung zu geben. Vierzehn Tage ſpäter langt der junge Graf an,

und in Begleitung ſeines Vaters wird er mir in einer glänzenden Verſammlung von meinem Groß-vater vorgeſtellt. Von unſerer Heirath ſprach man nicht, aber viel mußte der junge Graf von den Merkwürdigkeiten der fremden Länder erzählen, die er auf ſeinen Reiſen geſehen. Mit der größ-ten Aufmerkſamkeit horchte ich ſchweigend ſeinen Mittheilungen. Damals beſaß ich nur wenige Welterfahrung und konnte nicht mittelſt Verglei-chungen über den mir aufgedrungenen Bräutigam ein Urtheil bilden; aber es dünkte mir doch rein unmöglich, daß ein ſolcher Menſch auf Liebe An-ſpruch machen und ich je ſeine Gattin werden könne. Es war ein höchſt eingebildeter, alberner Geck, häßlich wie die Sünde, verſunken in Aber-glauben, und dennoch ſchamlos genug ſich hohn-lächelnd einiger galanten Abenteuer zu rühmen, die er ſiegreich in Frankreich und Italien be-ſtanden.

Mich tröſtend mit der Hoffnung, ſeinen Bei-fall nicht erhalten zu haben, kehrte ich nach Hauſe zurück. Acht Tage des Schweigens ſchienen dieſe Hoffnung zu beſtätigen; aber ich ſollte enttäuſcht werden. Bei meiner Tante zum Diner eingela-

den, finde ich hier meinen Großvater in Geſellſchaft der beiden Grafen Fl., und er ſtellt mir den albernen Geck als meinen künftigen Gemahl vor, indem er mich ſehr artig erſucht zur Unterzeichnung des Ehecontracts Tag und Stunde zu beſtimmen. Ziemlich unartig erwidere ich ihm, Tag und Stunde würde ich beſtimmen, ſobald ich zu einer Heirath entſchloſſen ſey. Nach aufgehobener Tafel entfernte ich mich.

Mehrere Tage waren ſeit dieſer Scene vergangen, ohne daß man mir weiter beſchwerlich fiel; und ſchon hoffte ich, es werde von dieſer Heirath die Rede nicht mehr ſeyn. Da ließ mir die Hofmeiſterin melden, im Vorzimmer warte ein Mönch, der mich zu ſprechen wünſche. Ich laſſe ihn eintreten: es war der Prinzeſſin von Braſilien Beichtvater. Nach einer ziemlich langen Einleitung ſagte er mir, Ihre königliche Hoheit ließen mir Glück wünſchen zu meiner bevorſtehenden Vermählung mit dem Grafen Fl. — Artig entgegne ich, es ſey darüber noch keine feſte Beſtimmung vorhanden, da ich bisher an keine Heirath gedacht hätte. Mit heiterer Laune erklärt er darauf, in meinem Alter beſäße ich das beneidenswerthe

Vorrecht, an gar nichts denken zu dürfen, und könne dieſe Sorge füglich dem überlaſſen, der ein Recht habe auf meine Liebe und meinen Gehorſam. Und demnach bedürfe es nur eines Augenblickes zu meiner Entſcheidung.

Ein Lächeln war meine ganze Antwort. Doch vorausſehend den Kampf, den ich zu beſtehen haben würde, begab ich mich ſogleich zu meiner guten Tante, die in dieſer Bedrängniß ihren Rath mir nicht verſagen durfte. Ohne Umſchweif erklärte ich ihr, daß ich den Grafen Fl. nimmermehr heirathen würde. Ihre Antwort war: man hat mir den Grafen Fl. vorgeſtellt, und ich fand ihn in der That unerträglich; doch ich fürchte, daß man Mittel finden wird, Dich zu zwingen. — Der Eindruck, welchen dieſe Erklärung auf mich machte, war ſo gewaltig, daß ich darauf nichts zu erwidern wußte und bis zum Abſchiede von ganz andern Dingen ſprach. Nach Hauſe zurückgekehrt, ergriff ich, ohne jemand um Rath zu fragen, einen Entſchluß der Verzweiflung. Ich verſchloß mich in mein Kabinet und ſchilderte meine Lage in wenigen Zeilen dem grauſamen Pombal, dem Henker meines Vaters. Ich

bat ihn um ſeinen Schutz, um ſeine Fürſprache bei dem König, damit ich vor jeder Gewaltthätigkeit ſicher bleibe, und auch die Ungnade der Prinzeſſin von Braſilien von mir abgewendet werde.

Am nächſten Morgen ſendete ich das Billet durch einen Pagen ab. Ohne dem Miniſter ein menſchliches Herz zuzutrauen, glaubte ich doch in dem Ehrgeiz des Mannes einen Fürſprecher zu finden. Indem ich auf ſeinen Stolz rechnete, ſchien es mir unzweifelhaft, er werde meinen Wunſch ſchon darum erfüllen, damit ich den Beweis erhalte, er ſey nicht ungerecht gegen meinen Vater geweſen. Und hierin täuſchte ich mich nicht.

Am folgenden Tage ließ ſich bei mir ein junger Edelmann melden. Nachdem er um eine Unterredung ohne Zeugen gebeten, ſagte er mir in Pombals Namen: ich möge allen, die meine Einwilligung zur Vermählung mit dem Grafen Fl. verlangen würden, nur immer antworten, ich ſey dazu bereit, ſobald man mich überzeugen werde, daß es der Wunſch der Prinzeſſin von Braſilien ſey. Zugleich ließ der Miniſter um Entſchuldigung bitten, wenn er aus gewiſſen Gründen ſich

das Vergnügen verſage, mir ſchriftlich zu antworten. Nachdem der Bote ſeines Auftrags ſich entledigt, verbeugte er ſich tief, und ging, ohne meine Antwort abzuwarten. Zu ſchildern vermag ich nicht, welchen Zauber des jungen Mannes Erſcheinung auf mich ausübte, und welchen Eindruck er mir hinterließ.

Was Pombal mir ſagen ließ, war vollkommen hinreichend, mir meine Ruhe wiederzugeben: denn ſo konnte der Miniſter nur in der Ueberzeugung ſprechen, daß es ihm gelingen werde die Prinzeſſin von aller fernern Einmiſchung in dieſe Heirathsangelegenheit abzuhalten. Doch kaum verließ mich der Jüngling, als auch dieſer Gedanke mir entſchwand; in Ueberraſchung folgten ihm meine Augen, und gleich darauf mußte ich ſtaunen über mein Erſtaunen, ſchalt mich eine Thörin und lachte über mich ſelbſt. Wie tief aber auch der Eindruck ſeyn mochte, den der junge Mann auf mich gemacht, ſo würde er doch ſicher in wenigen Tagen verlöſcht worden ſeyn, hätte ich ihn nicht bald darauf in der Kirche wieder geſehen. Und ſeitdem begegnete ich ihm überall, ich mochte aus dem Theater, vom Spaziergange oder einem

Beſuch zurückkehren. Endlich war es dahin gekommen, daß ich mich höchſt unglücklich fühlte, wenn ich ihn einmal in der Kirche nicht ſah.

Die Grafen Fl. ſah ich bei meiner Tante faſt täglich. Da indeß von einer Heirath nicht mehr die Rede war, ſo kümmerten mich dieſe Herren nicht. Das Bild des unbekannten Jünglings umſchwebte mich, und wenn verrätheriſche Seufzer mir den Buſen ſchwellten, ergoß ſich glühende Röthe auf meine Wangen. Und daß der Grund davon mir nicht verborgen blieb, machte mich unwillig über mich ſelbſt.

In ſolchem Zuſtande befand ich mich, als eines Morgens der Ton einer unbekannten Stimme mich in das Zimmer meiner Kammerfrau lockte. Vor einem Tiſche, auf welchem Spitzen ausgebreitet liegen, erblicke ich ein fremdes Mädchen, betrachte es jedoch nicht weiter, da die Spitzen meine Aufmerkſamkeit beſchäftigen. Wie ich nun dieſe nicht nach Wunſch finde, ſagt das Mädchen, ſie wolle morgen andere Spitzen bringen; und als ich nun die Fremde näher anſehe — welche Ueberraſchung! ich erblicke das Antlitz des Jünglings, der mein Herz ſo lebhaft beſchäftigte. Was

mir zu meinem Heil noch übrig blieb, waren Zweifel: es könnte ja vielleicht nur täuſchende Aehnlichkeit ſeyn. Das Mädchen ſchien mir auch größer, und überdem war eine ſolche Dreiſtigkeit mir ganz undenkbar. Nachdem ſie die Spitzen zuſammengepackt, empfahl ſich die Fremde, ohne mich ein einziges Mal angeſehen zu haben; was denn meinen Verdacht noch vermehren mußte. Kennen Sie dieſes Mädchen? fragte ich gleichgültig die Kammerfrau. — Heute ſah ich ſie zum erſten Mal, war ihre Antwort. — Unruhig kehrte ich in mein Zimmer zurück.

Ueber dieſe wunderbare Aehnlichkeit einſam nachdenkend, fand ich, es werde thöricht ſeyn, ſich mit dieſem Gegenſtande länger zu beſchäftigen. Indeß war ich doch entſchloſſen mit dieſem Mädchen zu ſprechen, und zu fragen, wer ſie ſey. Vielleicht konnte es ja des jungen Mannes Schweſter ſeyn. — Zur feſtgeſetzten Stunde verfehlte die Spitzenhändlerin nicht ſich einzuſtellen; und kaum iſt ſie gemeldet, ſo laſſe ich ſie in mein Zimmer rufen. Nicht ohne Bewegung rede ich ſie an; indem ſie antwortet, muß ſie mich anſehen, und nun erhalte ich die Ueberzeugung, mich

nicht geirrt zu haben. Nun beſaß ich nicht Stärke genug, die beabſichtigten Fragen an ſie zu richten, denn meine Kammerfrau war zugegen. Als ich ihr aber, nachdem ich einige Spitzen ausgewählt, das Geld zu holen befahl, war meine Ueberraſchung nicht gering; denn nun ſank der verkleidete Liebhaber zu meinen Füßen. Geben Sie mir, rief er, Leben oder Tod! Ich weiß, Sie haben mich erkannt. — Ja ich erkenne Sie. Begreifen aber kann ich dieſe Scene nicht, wenn ich nicht glauben will, daß Sie toll ſind. — Ich bete Sie an. — Stehen Sie auf, denn meine Kammerfrau kehrt zurück. — Sie weiß von dem Geheimniß. — Was muß ich hören! —

Jetzt ſprang er auf, und die Kammerfrau, ohne aus der Faſſung zu kommen, zahlte ihm das Geld. Nachdem er ſeine Spitzen eingepackt, verbeugte er ſich und ging.

Jetzt wäre es meine Pflicht geweſen, der Kammerfrau auf der Stelle den Abſchied zu geben; aber ich hörte nicht auf die Stimme der Pflicht. Indem ich in der Einſamkeit meines Kabinets über dieſes Ereigniß nachdachte, fand ich, es ſey nun für ernſthafte Maßregeln zu ſpät.

Sogleich hätte ich der Hofmeiſterin Anzeige machen und den jungen Wagehals feſtnehmen laſſen müſſen: aber mein Herz ſprach ja zu ſeinen Gunſten, und es wäre lächerlich geweſen, hätte ich nun die Kammerfrau fortjagen wollen. Ich that als wiſſe ich von nichts, und hielt die Sache für beendigt, weil ich den kühnen Stürmer nicht wieder zu ſehen hoffte. Aber dieſe Hoffnung ſollte zur Furcht umgewandelt werden, als vierzehn Tage vorübergingen und ich den Jüngling an keinem Orte wieder ſah, wohin ſonſt der Zufall oder ſeine Liebe ihn hingeführt hatten. Unüberwindliche Begierde, wenigſtens ſeinen Namen zu erfahren, quälte mich, und wer dieſe ſtillen konnte, war allein meine Kammerfrau; denn bei dem allmächtigen Pombal durfte ich doch auf keine Weiſe nachfragen. Aber haſſen mußte ich die Kammerfrau, wenn ich mir vorſtellte, daß ſie vielleicht um meine Kenntniß ihrer Schuld wiſſe und nun an der Qual ſich weide, die ſolcher Zwang mir verurſachte. Konnte ſie doch ſelbſt aus meinem Stillſchweigen eine Folgerung ziehen, die nicht eben zu meiner Ehre gereichte. Es brachte mich zur Verzweiflung, wenn ich die Möglichkeit träumte, bei ihr wohl

wirklich in dem Verdacht zu ſtehen, daß ich den jungen Menſchen liebe. Was dieſen Unbeſonnenen anlangte, der meinem gerechten Unwillen ſich ausſetzte, ſo ſchien er mir beklagenswerth. In den Augenblicken, wo meine Eitelkeit über meine Liebe den Sieg davontrug, freute ich mich zwar ſeiner Demüthigung und ſeines Unglücks in dem Gefühle, von mir verachtet zu ſeyn: aber in andern Augenblicken zitterte ich bei dem Gedanken, daß er vielleicht mich ſchon vergeſſen habe. So kämpfte ich mit mir. Doch jeder gewaltſame Zuſtand trägt in ſich ſelbſt den Keim zur Auflöſung, und das Gleichgewicht muß wieder hergeſtellt werden.

Eines Morgens nehme ich das Halstuch, das mit einer Blonde der angeblichen Spitzenhändlerin eingefaßt war, und frage meine Kammerfrau wirklich ganz zufällig und abſichtslos: was iſt denn aus dem Mädchen geworden, von dem wir dieſes gekauft haben? — Irgend ein Genius, gut oder böſe, mußte dieſe Frage über meine Lippen gelockt haben. Wahrſcheinlich, entgegnete die Kammerfrau, iſt dieſe Perſon nicht wiedergekommen, weil ſie ihre Verkleidung entdeckt glaubt und Ihnen zu misfallen fürchtet.

— Unfehlbar, dieſe Vermummung entging mir nicht; doch ſehr wundere ich mich zu hören, daß auch Sie darum gewußt haben. — Mir konnte es ja nicht verborgen bleiben, weil die Perſon mir bekannt war. — Wer iſt es denn? — Es iſt der Graf Al—, den Sie ja kennen mußten, da Sie vor vier Monaten in demſelben Zimmer ſeinen Beſuch empfingen. — Es iſt wahr; und es könnte auch vielleicht ſeyn, daß ich ihn wiedererkannt; doch aber möchte ich wohl wiſſen, was Sie zu einer Unwahrheit verleitete, als Sie meine Frage, ob das Mädchen Ihnen bekannt ſey, mit Nein beantworteten. — Ich that es blos in der Abſicht, um Madame keinen Zwang anzuthun: denn ich bildete mir ein, es würde Ihnen unangenehm ſeyn zu erfahren, daß mir der Verkleidete bekannt ſey. — Einen größern Dienſt würden Sie mir erzeigt haben, hätten Sie das Gegentheil geglaubt. Als ich dem Unbeſonnenen Entfernung gebot und ihn einſchüchtern wollte durch die Bemerkung, daß Sie jeden Augenblick zurückkehren könnten, erklärte er mir, Sie wüßten von dem Geheimniß. — Von dem Geheimniß? Ich habe dieſe Farce als etwas ſehr Unbedeutendes

betrachtet. — Ganz gewiß! was aber mich betrifft, ſo habe ich darauf ſo große Bedeutung gelegt, daß ich bisher die ganze Sache ignoriren wollte, um nicht genöthigt zu ſeyn Sie von meiner Perſon zu entfernen. —

Dieſes Geſpräch, welches die Kammerfrau bei mir rechtfertigte, brachte Frieden in mein Herz; doch meinem Geiſte fehlte noch die Beſonnenheit, deren ich bedurfte. So viel wußte ich, daß der junge Graf Al— kein Vermögen beſaß und kein anderes Glück hoffte, als die Beförderung, welche Pombals Gunſt ihm verſprach. Mich von ihm geliebt zu wiſſen, war mir keineswegs unangenehm. Der Gedanke, ich könne vielleicht die Schöpferin ſeines Glückes werden, begann mich in ſelige Träume zu wiegen. Mich leicht überredend, daß meine Kammerfrau verſtändiger ſey als ich, indem ſie den Schritt des jungen Grafen als einen bedeutungsloſen Scherz betrachtete, fand ich ein Uebermaß von ängſtlicher Delicateſſe ſehr lächerlich an mir; doch einen Gedanken konnte ich nicht loswerden, der mich beunruhigte und kränkte; denn des Grafen Al— Entſchluß, mich nicht mehr wiederzuſehen, drang mir die Vermuthung auf, daß ent=

weder ſein Verſtand ſehr beſchränkt, oder ſein Herz ſehr unbeſtändig ſeyn müſſe. Wenn er ſich aber beleidigt fand, als ich ſein Unternehmen für toll erklärte, ſo beſaß er weder Zartgefühl noch Klugheit und war meiner Liebe nicht werth. So ſchmachtete ich mit Liebe im Herzen, in jener quälenden Ungewißheit, welche dem Grabe ſo manches Opfer ſchon zuführte. Doch hören Sie, mein Freund, was ſich zutrug, um meiner Liebe Allmacht und Sieg zu verleihen.

Mir unbewußt, ſchrieb meine Kammerfrau dem Grafen, er möge in ſeiner Verkleidung nur getroſt wiederkehren; denn ſie wiſſe beſtimmt, daß es mir nicht unangenehm ſeyn werde. Der Graf folgt ihrer Einladung, und an einem ſchönen Morgen tritt ſie lachend in mein Zimmer, um anzukündigen, die verkleidete Spitzenhändlerin ſey da. Bei dieſer Nachricht fange ich an zu lachen; als ſie aber fragt, ob das Mädchen vor mir erſcheinen dürfe, nehme ich eine ernſthafte Miene an und frage, ob ſie toll ſey. Indeß entſchließe ich mich doch ſelbſt hinzugehen.

In dieſen Augenblicken war es, wo der Bund unſerer Herzen für die Ewigkeit geknüpft werden

ſollte. Gegenſeitig erklärten wir uns. Indem ich ihm ohne Rückhalt meine Liebe geſtand, verhehlte ich auch nicht, daß zu unſerer Verbindung leider keine Ausſicht ſey: denn meine Verwandten würden ihre Einwilligung nimmermehr geben. Er entgegnete hierauf, ſein Gönner werde ihn eheſtens nach England ſchicken, und da finde er gewiß ſeinen Tod: denn ohne meinen Beſitz, oder wenigſtens die Hoffnung auf denſelben, könne er nicht leben. Ihn mit dieſer Hoffnung tröſten durfte ich nicht. Er fragte, ob ich ihm erlaube in dieſer Verkleidung bei meiner Kammerfrau öfter zu erſcheinen, worauf ich ihm vorſtellte, welchen Gefahren er ſich und auch mich dadurch preis geben werde. Er entgegnete, ihm wäre es genug, wenn nur für mich keine Gefahr vorhanden ſey; auch könnten ja ſeine Beſuche nicht auf meine Rechnung kommen, und zu fürchten ſey nur für ihn. Ich bat ihn darauf, vorſichtig zu ſeyn, und verſicherte, daß ich ihn täglich mit Freuden bei mir empfangen wolle.

Graf Al— war zweiundzwanzig Jahre alt, acht Zoll kleiner als ich, und konnte in weiblicher Kleidung durchaus für keinen Mann ange=

ſehen werden; ſelbſt der Ton ſeiner Stimme und der Mangel eines gewiſſen Embonpoint konnten ihn nicht verrathen. Anſtand und Geberde waren an ihm ganz weiblich. Die ſchwachen Keime von Bart, welche ſein Kinn umſproßten, wußte er geſchickt zu verbergen. So wiederholte er denn ſeine Beſuche drei Monate hindurch, wöchentlich dreimal; immer empfing ich ihn in Gegenwart meiner Kammerfrau, und er blieb ſtets in den Gränzen, welche der Anſtand gebietet. Es wäre aber das Gleiche geſchehen, blieben wir auch ohne Zeugen: denn zu theuer war dem Grafen meine Achtung, um etwas unternehmen zu können, was mich gegen ihn erzürnt hätte. Indeß glaube ich, daß es gerade dieſe Zurückhaltung war, welcher die Flamme unſerer Liebe als Nahrung bedurfte, um unauslöſchlich fortzuglühen.

Gedachten wir des Augenblickes der Trennung, der für uns nur zu bald erſcheinen mußte, dann bemächtigte ſich unſrer Seelen die tiefſte Trauer. Da war die Rede nicht von Entſchlüſſen und Planen, die unſer Glück herbeiführen konnten; nein, wir waren zu tief gebeugt von der Laſt des Kummers. Entweder tröſteten wir uns

mit der Hoffnung, jener ſchreckliche Augenblick werde ewig fern bleiben, oder wir ſuchten den Gedanken hieran zu vermeiden. So erſchien denn ganz unerwartet die Stunde der Trennung, und zu ſpät war es nun, um einen feſten Entſchluß zu faſſen.

Mit Thränen im Auge kündigte eines Morgens mein Geliebter mir an: der Miniſter habe ihm ſo eben einen Brief an den portugieſiſchen Geſandten in London eingehändigt, den er perſönlich überbringen ſolle; zugleich auch eine offene Ordre an den Kapitain einer nach England beſtimmten Fregatte, ihn aufzunehmen und mit Achtung zu behandeln. Binnen wenig Tagen ſollte die Fregatte unter Segel gehen. — Kaum empfing ich dieſe troſtloſe Nachricht, als der Gedanke in mir aufſtieg, den Geliebten über das Meer zu geleiten; ſey es in männlicher Kleidung, als ſein Bedienter, oder auch ohne Verheimlichung meines Geſchlechts, als ſeine Frau. Erſtaunt war der Graf, als ich dieſen kühnen Entſchluß ihm mittheilte. Dieſe Größe ſeines Glückes verſetzte ihn in ſolches Entzücken, daß er keiner Ueberlegung fähig war und alles mir überließ.

Die Schwierigkeiten vorausſehend, die ſich mir darbieten mußten, wenn ich den Palaſt in meiner gewöhnlichen Kleidung verließ, faßte ich den Entſchluß, mich als Mann zu verkleiden und für den Kammerdiener des Grafen zu gelten. Aber ſogleich fiel mir ein, daß alsdann die Seereiſe mich vielleicht in Lagen bringen könne, wo man Anſtrengungen, die die Kraft eines Weibes überſteigen, von mir verlangen dürfte. Dieſe Betrachtung beſtimmte mich die Rolle des Gebieters ſelbſt zu ſpielen, wofern Graf Al— dem Kapitain der Fregatte nicht perſönlich bekannt ſeyn ſollte. Da es mir indeß eben ſo wenig gefiel, den Geliebten das Amt meines Bedienten verſehen zu laſſen, ſo beſchloß ich ihn für meine Frau gelten zu laſſen. Sobald wir nun in England angekommen ſeyn würden, ſollte unſere Verbindung den Segen der Kirche erhalten, und dadurch der Schimpf meiner Flucht ausgetilgt werden. Von Seiten Pombal's hielt ich eine Verfolgung für nicht wahrſcheinlich, da er ja der Beſchützer meines Geliebten war. Bis ich über die Einkünfte meiner Güter verfügen durfte, fand ich hinreichende Subſiſtenzmittel durch den Verkauf meiner Diamanten.

Mein Geliebter wußte oder getraute ſich nicht mir ein Wort zu entgegnen, als ich am nächſten Morgen dieſen ſeltſamen Plan ihm mittheilte. Ein unüberſteigliches Hinderniß wäre es geweſen, wenn der Graf dem Kapitain der Fregatte perſönlich bekannt war; indeß hielt dieſer ſolches nicht für wahrſcheinlich. Der Schritt mußte daher gewagt werden.

Erſt nach drei oder vier Tagen, am ſpäten Abend, ſah ich den Grafen wieder. Er zeigte mir an, er habe ſo eben von einem Commis des Marinedepartements ein Billet erhalten mit der Nachricht: daß die nach England beſtimmte Fregatte von Ferrol angekommen ſey und ſogleich unter Segel gehen wolle, ſobald der Capitain, der Depeſchen an den Premierminiſter überbringe, an Bord zurückkehre.

Mehr bedurfte ich nicht zu wiſſen; der Ort unſerer Zuſammenkunft wurde beſtimmt. Krankheit vorgebend, ſchloß ich mich in mein Zimmer ein, packte in einen Mantelſack alles Nöthige und ſteckte das Käſtchen zu mir, welches die Diamanten meiner Mutter enthielt. Dann verließ ich in männlicher Kleidung mein Zimmer, ohne von je-

mand bemerkt zu werden, ging durch einen Corridor und über eine Treppe, welche blos von den Domeſtiken betreten wurde, und gelangte glücklich auf die Straße. Selbſt der Portier kann mich nicht bemerkt haben.

Fürchtend, daß ich mich verirren könne, erwartete mich Graf Al— hundert Schritte von meiner Thür, in männlicher Kleidung. Arm in Arm begaben wir uns nach dem Hauſe, wo ſein Koffer ſich befand; er öffnete dieſen, um die männlichen Kleider gegen weibliche auszutauſchen. In weniger denn einer Viertelſtunde war ſeine Toilette beendigt, und wir verfügten uns in Begleitung eines Mannes, der unſer Gepäck trug, nach der Schaluppe, die uns an Bord bringen ſollte. Um elf Uhr langten wir an, und einen Augenblick ſpäter erſchien in Begleitung eines Officiers der Kapitain der Fregatte, um mich zu begrüßen. Er freute ſich ungemein, die Bekanntſchaft meiner Frau zu machen, ohne es ſeltſam zu finden, daß der Miniſter ihm nicht angezeigt hatte, ſie werde ſich mit mir einſchiffen. Keine volle Stunde, ſo erreichten wir die Fregatte, welche drei Lieues von

der Küſte vor Anker lag. Ohne Verzug ſtachen wir in See.

Man hatte uns ein ſehr geräumiges Zimmer angewieſen, das ein großes Bett, eine kleines Sopha und eine Hangematte enthielt. Der Kapitain verließ uns, nachdem er von mir die offene Ordre erhalten, die ihn anwies den Grafen Al— nach England zu bringen. Die ganze Nacht verging uns in Geſprächen über das gewagte Unternehmen, welches wir begonnen. Bei Tagesanbruch waren wir ſehr erfreut, Liſſabon nicht mehr zu ſehen. Der Ruhe bedürftig, warf ich mich auf das Sopha, und mein Geliebter auf die Hangematte; doch kaum fingen wir an einzuſchlummern, als das Meer in der herkömmlichen Weiſe ſich wider uns empörte. In den erſten vierundzwanzig Stunden erfuhren wir eine vollſtändige Magenreinigung, und an den beiden folgenden Tagen wußten wir nichts zu thun als zu ſchlafen und zu ſtöhnen. Am vierten Tage aber quälte uns ein verzehrender Heißhunger, der zu unſerm Erſtaunen durch kein Eſſen zu ſtillen war.

Wie man weiß, iſt die Reiſe von Liſſabon nach London ziemlich langwierig; indeß vollendeten

wir ſie doch binnen vierzehn Tagen. Da mein Geliebter das Zimmer nie verließ, ſo fand ſich auch der Kapitain zu keinem Beſuche ein, was ich ſeinem Schicklichkeitsgefühle zuſchrieb, da man in Portugal eiferſüchtig ſeyn kann, ohne lächerlich zu werden. Ich dagegen brachte faſt den ganzen Tag auf dem Verdeck zu und fand Vergnügen daran, durch ein Fernrohr zu betrachten, was dem unbewaffneten Auge nicht ſichtbar wurde. Mein Herz pochte gewaltig, als am ſiebenten Tage die Meldung einging, daß eine Corvette geſehen werde, die Liſſabon einen Tag nach uns verlaſſen haben müſſe, aber wahrſcheinlich drei Tage vor uns die Küſte Englands erreichen werde.

Eben ging die Sonne in ſtolzer Pracht über den Fluthen auf, als wir Albions Geſtade begrüßten. Der Hafen von Plymouth empfing uns. Am Abend kehrte der Officier zurück, welchen der Kapitain ſogleich ans Land geſchickt hatte, um Erlaubniß zur Ausſchiffung der Paſſagiere zu erhalten; er brachte Briefe und Pakete. Einen der Briefe las der Kapitain mit größerer Aufmerkſamkeit als die übrigen; dann rief er mich bei Seite. Wie gewöhnlich, hütete mein Geliebter

das Zimmer. Dieſer Brief, begann der Kapitain, iſt von der Hand des Premierminiſters. Er gebietet mir bei Lebensſtrafe, eine portugieſiſche Dame nicht vom Schiffe zu laſſen, wofern ſie auf demſelben ſich befinde; es müßte denn ſeyn, daß ſie mir ganz genau bekannt wäre. Hinzugefügt iſt der Befehl, dieſe Dame nach Liſſabon zurückzuführen. Nun ſind auf meinem Schiffe weder Frauen noch Mädchen, mit Ausnahme Ihrer Gemahlin. Beweiſen Sie mir, daß dieſelbe Ihre Frau wirklich iſt, und ſogleich laſſe ich Sie mit ihr an's Land ſetzen; wo nicht, ſo ſehen Sie ein, daß ich den Befehlen des Miniſters Gehorſam zu leiſten habe. — Ganz gewiß, ſagte ich, iſt ſie meine Frau; doch kann ich Ihnen freilich ſolches ſchriftlich nicht beweiſen. — Sehr ſchlimm! So wird Ihre Frau Gemahlin, wie der Miniſter es befiehlt, mit mir nach Liſſabon zurückkehren, und mit der größten Achtung und Sorgfalt behandelt werden. Davon ſeyn Sie verſichert. — Die Gattin, mein Herr, iſt unzertrennlich von dem Gatten. — Zugegeben! Es hängt ganz von Ihnen ab, auf der Corvette gleichfalls nach Liſſabon zurückzukehren; und in dieſem Falle würden Sie noch vor Ihrer Frau

Gemahlin dort anlangen. — Warum ſoll ich denn nicht in ihrer Geſellſchaft die Rückreiſe machen? — Weil ich Ordre habe, Sie auszuſchiffen. Und übrigens ſagen Sie mir doch, warum in dem Briefe des Miniſters, den Sie mir übergaben, von Ihrer Frau gar nicht die Rede iſt? Iſt ſie nicht jene Perſon die man zurückverlangt, ſo können Sie verſichert ſeyn, daß man Ihnen die Dame nach London ſenden wird. — Erlauben Sie, daß ich mit meiner Frau ſprechen darf? — Sehr gern, doch muß es in meiner Gegenwart geſchehen.

Mit gebrochenem Herzen verkündigte ich dem Geliebten, welches grauſame Schickſal unſere Trennung gebiete. Kaum vermögend die Thränen zurückzuhalten, erwiderte er, uns bliebe nichts weiter übrig als Geduld und die Hoffnung, uns ſpäteſtens binnen zwei Monaten wieder zu ſehen. Des Kapitains Gegenwart verhinderte ihn mehr zu ſagen. Ich verſprach ihm, von London aus an die Aebtiſſin zu ſchreiben, und daß er von dieſer meine Adreſſe erhalten ſolle. Ihm mein Schmuckkäſtchen abzufordern hütete ich mich wohl; denn vielleicht konnte der Kapitain nöthig finden

daſſelbe unter ſeine Obhut zu nehmen, und durch den großen Werth der Diamanten auf den Gedanken gebracht werden, daß meine angebliche Frau die Tochter eines großen Hauſes und von mir entführt ſey. Mit Geduld mußten wir in unſer Schickſal uns ergeben. Weinend umarmten wir uns, und ſogar der Kapitain vergoß Thränen, als er mich ſagen hörte: dem Schutze dieſes würdigen Mannes vertraue ich Deine und meine Ehre. —

Der Koffer des Grafen begleitete mich in die Schaluppe, und bei näherer Unterſuchung fand ſich, daß ich jetzt nichts als männliche Kleider beſaß. Daneben einige Bücher, geſchriebene Hefte, Briefe, Degen und Piſtolen; von letztern ſteckte ich ein Paar zu mir. Im Gaſthofe erfuhr ich, daß ich nur für ein Pferd zu bezahlen haben würde, wenn ich morgen mit Tagesanbruch in Geſellſchaft von zwei Damen und einem Geiſtlichen nach London reiſen wolle. Beim Souper lernte ich dieſe drei Perſonen kennen und fand ihre Geſellſchaft wünſchenswerth; eben ſo war ihnen die meinige nicht unbehaglich. Tags darauf langten wir bei guter Zeit zu London an und ſtiegen in einer Taverne

am Kai der Themſe ab. Doch es gefiel mir nicht in der Taverne, und ich ging aus, um mir ein Quartier zu miethen, das meinen gegenwärtigen Umſtänden angemeſſen wäre. Alles was ich beſaß, beſtand in funfzig Lisbonen und einem Ringe, der etwa die gleiche Summe werth war.

Nachdem ich in verſchiedenen Häuſern mehrere Zimmer angeſehen, wählte ich endlich eins im dritten Stock; und dazu beſtimmte mich blos das ehrliche Geſicht der Wirthin. Ohne Erfahrung und ohne Empfehlung, wie ich war, konnte ich nur ganz allein auf Gott und meinen reinen Willen vertrauen, indem ich durch Vorgefühl mich leiten ließ. Ich zahlte für meine Wohnung zehn Schillinge wöchentlich. Da ich in männlicher Kleidung nicht mehr auszugehen wagte, ſo erſuchte ich die Wirthin mir eine ganz einfache weibliche Garderobe zu beſorgen, und ſchon am folgenden Tage erhielt ich für mein Geld alles Nöthige. Aber kaum vergingen vierzehn Tage, als ich einſah, daß ein längerer Aufenthalt in dieſem Hauſe weder mit meinen Grundſätzen noch mit meiner Börſe verträglich ſeyn werde. Auch für meine Ruhe war hier wenig geſorgt: eine Menge junger Leute ging

aus und ein, und verſchiedene derſelben hatten ſich feſt vorgenommen mich von meinem Trübſinn zu heilen. Zwar wies ich alle Beſuche zurück, konnte jedoch nicht verhindern daß eine Anzahl Neugieriger den ganzen Tag meine Thür belagerte. Und je mehr man ſich überzeugte, daß ich keinen Beſuch annähme, um ſo größer ward die Zudringlichkeit.

Auch Geldmangel ſtellte ſich bei mir ein, und mein Ring mußte veräußert werden. Ein alter Kaufmann, der in demſelben Hauſe wohnte, bot mir dafür hundertfunfzig Guineen, und erhielt den Ring; aber unter der Bedingung, daß er monatlich vier Guineen zahle, und mir den Ring ſogleich wiedergeben müſſe, ſobald ich ihm den Vorſchuß erſetzt haben würde. Auf dieſe Weiſe ſichert der Ring meinen Lebensunterhalt für drei Jahre. Ein Jahr bin ich nun bereits in London, und könnte alſo noch zwei Jahre hier leben, ohne Mangel befürchten zu dürfen.

Ich verließ alſo meine erſte Wohnung, und bezog eine andere für denſelben Preis unweit der Blackfriars-Brücke. Hier mußte ich eine Aufwärterin halten, da ich nur auf meinem Zimmer eſſen wollte; doch war dies leider mein

Unglück, weil man auf alle Weiſe mich betrog. Die Entbehrungen, welche meine Lage nöthig machte (in Liſſabon trank ich trefflichen Portwein, zu London ſchlechtes Waſſer), ſtreiften mir die Jugendblüthe ab. Ich wußte keinen Ausweg, um von dieſem Elend mich zu befreien; da wollte es ein guter Engel, daß ich in dem London-Advertiſer die ſeltſame Ankündigung las, welche über Ihrer Hausthür angeheftet war. Lächeln mußte ich über den wunderlichen Einfall, und bekam Luſt Ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich wollte ſehen, ob ich meine Lage nicht verbeſſern könnte, ohne deshalb meinen Aufwand zu vermehren. Auch Neugierde war dabei im Spiele; denn im Advertiſer hieß es, Sie wären ein Italiener und fürchteten wahrſcheinlich keine Ueberliſtung. Was mich betrifft, ſo fürchtete ich keine Gewaltthätigkeit, ſehe aber nun wohl, wie ſehr ich geirrt: denn es giebt Gewaltthätigkeiten, wo es Wonne iſt keinen Widerſtand zu leiſten. Durch einen Italiener erzogen, habe ich für Ihre Nation eine große Zuneigung gefaßt. —

Hier unterbrach ich Paulinens Erzählung mit dem Ausrufe: Sie haben das Herz eines En-

gels und verſöhnen mich mit Ihrem Volke! — Sie liebten alſo die Portugieſen nicht? — Ich zürnte ihnen, ſeitdem ich erfuhr, daß ſie vor zweihundert Jahren den Virgil ihres Landes den Hungertod ſterben ließen. — Sie meinen Camoëns. Wie aber kommen Sie zu dieſem Uebermaß von Liebe für einen Dichter, deſſen Sprache Sie nicht verſtehen? — Ich las ihn in einer lateiniſchen Ueberſetzung, die ſo trefflich war, daß ich Virgil ſelbſt zu leſen glaubte. — Himmel! Was ſagen Sie mir da? So lege ich denn in dieſem Augenblick das Gelübde ab, die Sprache der Römer zu erlernen! — Vortrefflich; aber ich muß Ihr Lehrer ſeyn. Wollen Sie mir Ihr Herz ſchenken, ſo lebe und ſterbe ich in Portugal. — Warum beſitze ich doch nicht zwei Herzen! Seit ich Sie kenne, fange ich an mich ſelbſt weniger zu achten: denn ich fürchte, daß ich mich der Unbeſtändigkeit werde anzuklagen haben. — Zufrieden will ich ſeyn, wenn Sie mich nur lieben wie einen Vater; doch mögen Sie es immer geſtatten, daß zuweilen der Vater die Tochter in ſeine Arme ſchließe. Doch ich bitte, fahren Sie fort mit der Erzählung Ihrer Schickſale. Das Weſentliche ha-

ben Sie mir noch vorenthalten. Was iſt aus Ihrem Liebhaber geworden? Und welchen Entſchluß faßten Ihre Verwandten, als Ihre Flucht bekannt wurde? — Am dritten Tage nach meiner Ankunft in London, ſchrieb ich einen langen Brief an meine Tante die Aebtiſſin. Ausführlich und der Wahrheit gemäß machte ich ſie mit meiner Lage bekannt, flehte um ihren Schutz für meinen Gatten und erklärte mit Beſtimmtheit: ich würde nach Liſſabon eher nicht zurückkehren, bis ich die Ueberzeugung erhielte, daß bei meiner Ankunft der Verbindung mit dem Grafen Al— kein Hinderniß entgegenſtehe, und ich im Beſitze meiner Güter an ſeiner Seite in Liſſabon ruhig leben könne. Zugleich bat ich ſie, mich von allem zu unterrichten was in der Zwiſchenzeit vorgefallen wäre, und ihre Briefe unter der Adreſſe meiner Wirthin abzuſenden. Mein Brief ging über Paris und Madrid; erſt nach drei Monaten empfing ich Antwort. Die Tante ſchrieb mir, daß die Fregatte welche mich nach England gebracht, erſt vor acht Tagen nach Liſſabon zurückgekehrt ſey. Sogleich hatte der Kapitain dem Miniſter Pombal ſeine Ankunft mit der vorgeblichen Gemahlin des Grafen

Al— angezeigt und um weitere Verhaltungsbefehle gebeten. Der Miniſter, gar nicht zweifelnd daß ich dieſe Dame ſey, befahl dem Kapitain, die Dame nach dem bezeichneten Kloſter zu führen und der Aebtiſſin nebſt einem Briefe des Miniſters zu übergeben. In dem Briefe hieß es, man ſende ihr ihre Nichte zurück und erſuche ſie bis auf Weiteres dieſelbe in ſorgfältige Obhut zu nehmen. Meine Tante war ganz erſtaunt; aber gewiß wäre ſie es noch mehr geweſen, hätte ſie nicht drei Tage früher meinen Brief empfangen gehabt. Sie dankte dem Kapitain, führte die angebliche Nichte in ein Zimmer, das ſie hinter ihr verſchloß, und ſchrieb auf der Stelle dem Miniſter: ſie habe im Kloſter ein Fräulein aufgenommen, welches Se. Excellenz ihre Nichte zu nennen beliebten; es ſey aber dieſes Fräulein weder ihre Nichte noch überhaupt ein Fräulein, ſondern ein als Mädchen verkleideter junger Mann, dem ſie den fernern Aufenthalt im Kloſter nicht geſtatten dürfe. Schlüßlich bat ſie den Miniſter, dieſes angebliche Fräulein je eher je lieber wieder abholen zu laſſen. — Hierauf ſtattete die Tante dem armen Grafen Al— einen Beſuch ab. Er warf ſich ihr zu Füßen; ſie hob ihn auf, ſagte ihm, daß ſie alles wiſſe, und

zeigte ihm meinen Brief. Zugleich kündigte ſie ihm an, ihrer Pflicht gemäß habe ſie dem Miniſter geſchrieben, daß ſie im Kloſter keinen Mann beherbergen dürfe, und demnach müſſe er gefaßt ſeyn binnen wenig Stunden an einen andern Ort geführt zu werden. Der Graf zerfloß in Thränen, empfahl unſere Liebe ihrem Schutze und gab ihr mein Schmuckkäſtchen, welches er ſtets bei ſich getragen hatte. Die Tante verließ ihn mit der Verſicherung, daß ſie mir von allem Nachricht geben wolle. Sie ſah ihn nicht wieder, obſchon er die Nacht und einen Theil des folgenden Tages im Kloſter zubringen mußte, da der Miniſter ſich gerade auf einem ſeiner Landgüter, vier Meilen von Liſſabon, befand. Was Pombal auf den Brief meiner Tante zu erwidern hatte, war von der Art, daß er glaubte, es in eigner Perſon thun zu müſſen. Es war nämlich der Tante leicht geweſen, ihn zu überzeugen, daß ihr Kloſter entweiht ſey und ihre Ehre auf dem Spiel ſtehe, wofern nicht dieſe Angelegenheit ein unverbrüchliches Geheimniß bleibe. Sie zeigte dem ſtolzen Miniſter den von mir erhaltenen Brief und ſagte ihm, daß ihr mein

Schmuck in Verwahrung gegeben ſey. Pombal dankte für ihre Aufrichtigkeit, und lachend bat er um Entſchuldigung, daß er ihr einen hübſchen jungen Mann zur Geſellſchaft geſchickt habe. Nach einigem Beſinnen entſchied der Miniſter, daß der Verkleidete ſogleich in ſeiner Begleitung das Kloſter verlaſſen ſolle. Die Tante war ganz ſeiner Meinung, öffnete das Gefängniß des Grafen und führte ihn zum Wagen, wo er an der Seite des Miniſters Platz nahm. Uebrigens wußte die Tante eben ſo wenig als irgend jemand, was ſeitdem aus dem Grafen geworden ſey. In ganz Liſſabon wurde dieſer Vorfall das Tagesgeſpräch; doch von der Wahrheit war man weit entfernt. Man ſagte nämlich, der Fregattenkapitain habe mich auf Befehl des Miniſters der Aebtiſſin überliefert; indeß ſey ſchon am folgenden Tage der Miniſter in das Kloſter gekommen, habe mich abgeholt, und niemand wiſſe um meinen jetzigen Aufenthalt. Folglich glaubt alle Welt, daß Graf Al— noch immer in London iſt. Uebrigens iſt Pombal von allem was mich betrifft, genau unterrichtet: er weiß meine Adreſſe, und an Spionen fehlt es ihm nicht. Auf den Rath meiner Tante ſchrieb ich ihm vor zwei Monaten, daß ich

nach Liſſabon zurückzukehren bereit ſey, im Fall Se. Excellenz mir die ſchriftliche Verſicherung geben wollten, daß nach meiner Ankunft im Vaterlande Graf Al— öffentlich für meinen Gemahl erklärt werden ſolle; geſchähe dies nicht, ſo wäre ich entſchloſſen lebenslang zu London zu bleiben, wo ich unter dem Schutze der Geſetze vollkommen ſicher ſey. Täglich ſehe ich einer Antwort auf dieſen Brief entgegen. — —

Hier endigte Paulinens Erzählung. Sie kann denjenigen als Roman erſcheinen, welche kein Auge haben für das Gepräge innerer Wahrheit. Noch heutigen Tags leben zu Liſſabon verſchiedene Perſonen, denen es, wenn ſie dieſe Memoiren leſen ſollten, nicht unbekannt bleiben kann, daß dieſe Erzählung wirkliche Thatſachen enthält.

Ich und Pauline waren unzertrennlich. Von Tage zu Tage wuchs meine Leidenſchaft, ohne Befriedigung zu finden, und es war nahe, daß ich ihr Opfer wurde: denn ſichtlich zehrte ich ab, hatte ſchlafloſe Nächte und verlor alle Eßluſt. Pauline dagegen gewann täglich mehr Embonpoint, und ihre Schönheit erhielt neuen Glanz. Ich ſagte ihr, ſie möge, wenn mein Leiden ihren

Reiz erhöhe, meinen Tod zu verhindern ſuchen, denn der Tod ſetze allen Leiden ein Ziel. Sie aber bewies mir, daß nicht Liebe, ſondern Mangel an Bewegung und Zerſtreuung Urſache meiner Kränklichkeit ſey. Wenn Sie mich wirklich lieben, ſprach ſie eines Tages, ſo geben Sie mir einen Beweis dadurch, daß Sie einen Spazierritt machen. — Und alsdann? — Sollen Sie mich dankbar finden, werden mit Appetit eſſen und gut ſchlafen.

Schnell ein Pferd, Stiefeln und Sporen! Ich küſſe Paulinen zum erſten Male die Hand, ſchwinge mich auf ein Pferd und ſchlage den Weg nach Kenſington ein.

Der ſchwere Trab des Pferdes wird mir ungemächlich, und ich will es in Galopp ſetzen; aber die Beſtie bäumt ſich, verliert das Gleichgewicht und ſtürzt mit mir gerade vor dem Palaſt des Herzogs von Kingſton. Miß Choydeleigh, die am Fenſter ſteht, erkennt mich und ſchickt mir einen Bedienten zur Hülfe. Ich richte mich auf und will ihr meinen Dank abſtatten; doch ich vermag keinen Schritt zu thun. Man trägt mich auf den Vorſaal, zieht mir die Stiefeln aus; ein Chirurgus wird geholt und

erklärt, es ſey eine mit Luxation verbundene Verrenkung des rechten Beines vorhanden. Er ſchreibt mir vor, acht Tage das Bett zu hüten und einen Verband zu tragen. Die liebenswürdige Miß ließ mich nach Hauſe bringen, und die Beſtie von Pferd wurde dem Eigenthümer zurückgeſchickt.

In meiner Wohnung angekommen, lege ich mich zu Bett, und laſſe aus der Nachbarſchaft einen Chirurgus holen. Er nimmt den Verband ab und lacht über die angebliche Luxation. Hundert Guineen gegen eine will er wetten, daß hier blos eine Verſtauchung ſtatt finde, und bedauert nur, daß es kein Beinbruch ſey, wo er mir den ganzen Umfang ſeiner Geſchicklichkeit würde darthun können. Ich dankte ihm recht ſehr und verſicherte, es bedürfe deſſen nicht, um mir von ſeinem Talent eine hohe Meinung zu geben.

Pauline ließ ſich nicht bei mir ſehen. Man ſagte mir, ſie ſey ausgefahren. Nach zwei Stunden trat ſie weinend in mein Zimmer, denn die alte Haushälterin hatte ihr geſagt, daß ich ein Bein gebrochen hätte. Ich Unglückliche! ich bin Schuld daran! rief Pauline, und ſank erbleichend auf mein Lager. — Theure Freundin, es hat nichts zu be-

deuten. Blos eine Verſtauchung. — Das böſe alte Weib! Nun, Gott ſey gelobt! Fühlen Sie nur, wie das Herz mir ſchlägt. — Wohl fühle ich es und ſegne meinen Sturz.

Ich drücke einen glühenden Kuß auf ihre Lippen, und Pauline lacht. Was lachen Sie denn? frage ich. — Ueber Amors Schelmerei, vor der wir uns nie hüten können. — Wo ſind Sie denn geweſen? — Ich habe meinen Ring eingelöſt, um Ihnen ſolchen als ein Andenken meiner Freundſchaft zum Geſchenk darzubieten. Bis zu meiner Abreiſe wollen wir als ein Ehepaar leben und noch heute Abend unſere Hochzeit feiern. — Ach! meine theure Pauline! Welche glückliche Nachricht! Erlauben Sie mir jedoch einen kleinen Zweifel; denn dieſe Gewißheit meines Glückes, ehe ich daſſelbe genoſſen habe, iſt faſt mehr als ich tragen kann. — Wohlan, ſo zweifeln Sie! aber nur ganz leiſe; ſonſt könnte dieſer Zweifel mir Nachtheil bringen. In dem Augenblick da Sie zu Pferde ſtiegen, faßte ich dieſen Entſchluß; denn unerträglich wird es mir, Sie zu lieben und dabei die Urheberin Ihrer Leiden zu ſeyn. Bis der unglückliche Brief anlangt, der

mich nach Liſſabon zurückruft, verlaſſe ich Ihre Arme nicht. Wie heiß erſehnte ich die Ankunft des Briefes! und ſeit acht Tagen muß ich dieſe fürchten. — Möchte doch der Courier, der ihn überbringen ſoll, ausgeplündert werden! —

Während dieſes Geſprächs ſtand Pauline vor meinem Lager. Ich lud ſie ein in meine Arme zu kommen; doch ſie ſchlug es ab, weil die Thüre unverſchloſſen war. Um mich zu beruhigen, ging ſie und holte den Arioſt. Sie wollte mir das Abenteuer Ricciardetto's mit Fiordespina von Spanien vorleſen, welches die Zierde des fünfundzwanzigſten Geſanges im Orlando furioso iſt. Pauline träumte ſich als Prinzeſſin, mich als Ricciardetto, und gefiel ſich in dem Gedanken:

Che il ciel l'abbia concesso
Bradamante cangiata in miglior sesso *).

Sie kam jetzt an die Stanze wo es heißt:

Le belle braccia al collo indi mi getta
E dolcemente stringe, e baccia in bocca:

---

*) Daß ihr der Himmel Bradamanten vergönnte,
In beſſeres Geſchlecht verwandelt.

Tu puoi pensar se allora la scetta
Dirizza amor, se in mezzo 'l cor mi tocca*).

Durchaus verlangte ſie jetzt eine Gloſſe über das „baciar in bocca“ und über den Pfeil des Ricciardetto. Als ich nun aber den Commentar dazu geben wollte, zürnte mir Pauline. Indeß mußte ſie laut lachen, als ſie jetzt las:

Io il veggo, io il sento, e a pena vero parmi:
Sento in maschio di femmina mutarmi.

Und dann in der folgenden Stanze:

Così le dissi, e feci ch'ella stessa
Trovò con man la veritade espressa**).

Pauline wunderte ſich, daß ein Gedicht, welches ſo viel Unzüchtigkeiten enthalte, nicht in Rom

---

*) Darauf wirft ſie mir die ſchönen Arme um den Hals,
Und zärtlich drückt ſie mich und küßt mich auf den Mund.
Du kannſt denken, ob da ſeinen Pfeil
Amor gerichtet, ob er mitten in das Herz mich trifft.

**) Ich ſeh', ich fühle es, und kaum doch ſcheint es wahr,
Ich fühle mich aus Weib in Mann verwandeln. —
So ſagt' ich ihr, und machte daß ſie ſelbſt
Die Wahrheit mit der Hand traf ausgedrückt.

zu den verbotenen Büchern gerechnet werde. Luſtig fand ſie es, daß Arioſt gerade eine Spanierin gewählt habe, um eine ſo wunderliche Caprice anzudichten, wie ihre Liebſchaft mit Bradamanten iſt. Schon glaubte ich, der rechte Augenblick ſey gekommen, als nun Pauline weiter las:

Io senza scale in su la rocca salto,
E lo stendardo piantovi di botto
E la nemica mia mi caccio sotto*).

Sogleich wollte ich dieſe Verſe ihr praktiſch erläutern; ſie aber ſagte mir, ich würde Gefahr laufen meine Verrenkung unheilbar zu machen. Muß ich denn meine Heilung abwarten, um das ſchönſte Glück zu genießen? — Ich glaube wohl; denn irre ich nicht, ſo wird es ohne eine gewiſſe Bewegung nicht abgehen. — Sie irren ſich, Theuere! Doch, wenn das auch wäre — ſeyn Sie verſichert, bis morgen warte ich nicht, und ſollte ich darüber meines Beines verluſtig gehen. Und Sie werden ſehen, daß es Mittel giebt. Antworten Sie mir,

*) Ich ſpringe ohne Leiter auf die Feſtung
Und pflanze da im Nu die Fahne auf,
Und bringe meine Feindin unter mich.

ſind Sie nicht davon überzeugt? Ihre Aengſtlichkeit beunruhigt mich. — Wohlan! Die Frau ſoll dem Manne gehorchen. Ich will Ihren Wunſch erfüllen. — Wann? — Nach dem Eſſen. — Liebes Weibchen, wir können das wohl heute entbehren. Deſto beſſer ſoll es morgen uns ſchmecken. — Nein! bedenken Sie, daß wir uns hüten müſſen den Bedienten Urſache zum Verdacht zu geben.

Ich mußte Paulinen Recht geben. Aber eſſen konnten wir beide nicht, und erwarteten voll Sehnſucht die Stunde, wo wir ohne Zeugen ſeyn würden. Die Stunde kam; doch das liebenswürdige Mädchen, welches mir ſo muthig mein Glück verkündigt hatte, konnte ſich zum Entkleiden in meiner Gegenwart nicht entſchließen. — Haben Sie doch, ſagte ich, vierzehn Tage hindurch mit Ihrem Liebhaber ein Zimmer bewohnt! — Wenn ich mich auskleidete, lag er in der Hangematte und kehrte mir den Rücken zu. — So viel Tugend iſt faſt unmöglich. — Ich glaube, werther Freund, daß ſie vor dem Genuſſe weniger ſchwer iſt als nach demſelben. In dieſer erſten Nacht theile ich mit Ihnen das Lager völlig an-

gekleidet. — Wollen Sie denn, daß auch ich mich ankleide? — Sie ſind grauſam! vergeben Sie doch meiner Schwachheit. — Fühlen Sie denn aber nicht, mein Engel, wie unwürdig Ihres Geiſtes dieſe falſche Scham iſt? — Löſchen wir die Kerzen aus; in einer Minute bin ich in Ihren Armen. — Ja, mögen ſie ſchnell verlöſchen.

Die Fenſtervorhänge waren niedergelaſſen; aber dennoch ſchickte der Vollmond Licht genug in das Zimmer, daß ich an den entzückenden Formen des in einiger Entfernung ſich entkleidenden Mädchens mich weiden durfte. Alles ſchien ſich zu vereinigen, um meine Glut zu erhöhen; doch Pauline wußte wohl, daß ſie keines Kunſtgriffes bedürfe. Jetzt eilt ſie in meine Arme und ſchweigend umfangen wir uns. Meiner Liebe geſellte ſich Ehrfurcht und Dankbarkeit für das theure Weſen. Ich erſchöpfte mich in den lebhafteſten Ausdrücken, um ſie zu überzeugen, daß ich den ganzen Umfang meines Glücks zu ſchätzen wiſſe und immer bereit ſeyn würde mein Leben der größten Gefahr auszuſetzen, um ihr meine Liebe und Treue zu beweiſen. In wollüſtiger Ermattung ſchlummerten wir endlich ſo feſt ein, daß

wir beim Erwachen kaum glauben konnten geſchlafen zu haben.

So ſah ich denn die erſte Schönheit Portugals, den Sprößling eines erlauchten Geſchlechts, in meinen Armen. Doch auf kurze Zeit nur ſollte Paulinens Beſitz mich erfreuen: indem ich in ihr holdes Auge ſchaute, verlor ich mich in ſchwermüthigen Gefühlen. — Was ſinnſt Du, mein Theurer? — Ich ſuche mich zu überzeugen, daß mein Glück kein Traum iſt. Iſt daſſelbe Wirklichkeit, ſo wünſche ich ſeinen Verluſt nicht zu überleben. Ich bin der Glückliche, dem Du ein unſchätzbares Juwel hingabſt, deſſen ich unwerth zu ſeyn glaube, obſchon ich Dich mehr liebe als mich ſelbſt. — Nein, mein Freund! Du biſt deſſen ganz würdig, wenn Du mich noch achten kannſt; denn an Deiner Zärtlichkeit darf ich nicht zweifeln.

Nicht unempfindlich gegen die Liebkoſungen, welche ich meinen Worten folgen ließ, kam Pauline feurig meiner entflammten Begierde entgegen, und enthüllte meinem entzückten Auge jeden Reiz. Hierauf verließ ſie das Lager, um ſich anzukleiden, und lachte über ſich ſelbſt, daß nun meine Ge-

genwart ſie nicht mehr hindere. Wenn die Scham, ſagte ſie, nach erlangter Erkenntniß uns verläßt, ſo erkläre mir doch, wie es zuging, daß unſere erſten Eltern dann erſt ſchamhaft wurden, als ſie zur Erkenntniß kamen? — Ich weiß es nicht, mein Engel. Aber ich möchte wohl wiſſen, ob Du dieſelbe Frage dem italieniſchen Lehrer vorgelegt haſt, der Dich im Kloſter unterrichtete? — Ja wohl, ich fragte ihn. — Und was hat er geantwortet? — Daß Adam und Eva nicht um des Genuſſes willen, ſondern wegen ihres Ungehorſams ſich ſchämten. Es dünkte ihnen, ihr Fehltritt werde verborgen bleiben, wenn ſie dasjenige verhüllten, womit ſie geſündigt. Aber was man auch ſagen möge, ſo erſcheint Adam viel ſchuldiger als Eva. — Wie das? — Hatte doch Adam das Verbot von Gott ſelbſt erhalten; während es der Eva blos durch Adam überliefert wurde. — Beide empfingen das Verbot von Gott. — Haſt Du denn die Schöpfungsgeſchichte nicht geleſen? — Du ſcherzeſt wohl! — So mußt Du mit weniger Aufmerkſamkeit geleſen haben; denn dort heißt es mit dürren Worten: Gott habe die Eva geſchaffen, nachdem er Adam das Verbot gegeben. — Ich

finde es ſeltſam, daß unſere Commentatoren die-ſes Umſtandes, der mir ſehr wichtig erſcheint, gar nicht erwähnen. — Es mag daher kommen, weil alle dieſe Herren Schelme ſind, und faſt alle die erklärteſten Weiberhaſſer. — O, was den Wei-berhaß betrifft! — Ich bitte Dich, ſprechen wir nicht weiter davon. Uebrigens war mein Lehrer ein ſehr rechtſchaffener Mann. — War er Jeſuit? — Ja; doch von der kurzen Robe. — Was heißt denn das? — Ein andermal ſollſt Du es er-fahren.

Meine geliebte Pauline war eine Denkerin, die mit der Religion ſich eifriger beſchäftigte als mit mir. Dieſe Bemerkung hätte ich gar nicht machen können, wäre ich nicht ſo glücklich geweſen das Lager mit ihr zu theilen. Frauen von dieſem Cha-rakter ſind mir auf dem Lebenswege häufig be-gegnet: um ihre Seele ganz zu genießen, muß man ſie verderben; dann gewinnt man ihr ganzes Vertrauen, und ſie haben kein Geheimniß mehr vor dem Glücklichen, der über ihre Tugend ſiegte. Darum liebt auch dieſes reizende Geſchlecht den tapfern Mann und verachtet den Feigherzigen, wenn es auch bei dieſem Unterhaltung finden ſoll-

te; es iſt eine Art von Genugthuung für Frauen, wenn der Brave den Poltron züchtigt.

Nach dieſer Nacht voll paradieſiſcher Entzückungen beſchloß ich meine Wohnung nicht zu verlaſſen, ſo lange Pauline noch in London bleiben würde. Dieſer Entſchluß erhielt ihren Beifall, und ſie ſelbſt verließ mich nur an Sonntagen, um in die Meſſe zu gehen. Meine Thüre war aller Welt verſchloſſen, ſelbſt dem Chirurgus; denn die Contuſion heilte ohne ſein Zuthun. Ich unterließ nicht davon der edlen Miß Choydeleigh Nachricht zu geben, die täglich zweimal geſchickt hatte, um ſich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Pauline war auf ihr Zimmer zurückgekehrt. Als ich ſie zu Mittag wieder ſah, erſchien ſie mir gleich der Incarnation einer Engelsſeele. Ihre Wangen, die ſtrenge Enthaltſamkeit gebleicht hatte, blühten gleich der Roſe, und über ihr ganzes Weſen war ein Ausdruck der vollkommenſten Genüge, der Erfüllung und himmliſchen Ruhe verbreitet, den ich zu bewundern nicht aufhören konnte. Ich wünſchte ihr Bildniß zu erhalten, wie ſie das meinige; ich ſchrieb alſo an Martinelli, daß er mir

den geſchickteſten Miniaturmaler ſenden ſolle, der in London aufzutreiben ſey. Er ſchickte einen Juden, und dieſer erwarb unſere Zufriedenheit. Die Bildniſſe ließ ich in Ringe faſſen; und es war das einzige Geſchenk, welches Pauline von mir annehmen wollte.

Nach unſerer Vermählung vergingen drei Wochen im Genuſſe des reinſten Glücks. Uns blieb zu wünſchen nichts übrig: denn Wunſch und Begierde ſtellen ſich nur in Folge eines Mangels und Bedürfniſſes ein. Wir aber konnten dieſe nicht empfinden, da Natur und Glück uns reichlich alles gaben und wir nichts entbehrten. Unzertrennlich von Wünſchen iſt Sorge und Unruhe; daher würden ich und Pauline die Philoſophen ausgelacht haben, die etwa auf den Einfall gekommen wären, uns zu beklagen, weil kein Wunſch uns übrig blieb. Was ſoll man auch wünſchen, wenn man alles beſitzt! wir aber beſaßen alles, und an die Zukunft dachten wir nicht. Täglich fand ich in Paulinens trefflichem Charakter einen neuen Zug zu bewundern, und fing an mir mit der Hoffnung zu ſchmeicheln, daß der unglückliche Brief ausbleiben werde, der mir Trennung von

ihr gebieten ſollte. An den Grafen Al — dachte Pauline nur, um Betrachtungen anzuſtellen über den Einfluß, welchen eine ſchöne Geſtalt auf die Sinne ausübt, und der doch von der Vernunft gemisbilligt werden muß.

Der erſte Auguſt war ein Unglückstag für mich und Paulinen. Sie erhielt zwei Briefe aus Liſſabon, und ich einen aus Paris, mit der Nachricht, daß Frau von Urfé todt ſey. Wie Madame du Rumain mir ſchrieb, hatten die Aerzte erklärt, die Marquiſe habe ſich mit einer zu ſtarken Doſis von einem Liqueur vergiftet, den ſie ihre Univerſalmedicin zu nennen pflegte. Es hatte ſich ein wahnſinniges Teſtament vorgefunden, worin ſie zum Univerſalerben den Sohn oder die Tochter einſetzte, die von ihr würden geboren werden: denn ſie hielt ſich damals für ſchwanger. Meiner Wenigkeit war blos die Ehre zugedacht, der Vormund des Neugebornen zu ſeyn. Dieſe Nachricht brachte mich zur Verzweiflung; denn wenigſtens drei Tage mußte ganz Paris über dieſen Vorfall lachen. Uebrigens hatte der Marquiſe Tochter, die Gräfin von Chatelet, ſich des reichen Nachlaſſes bemächtigt, und blos in Papieren viermalhunderttauſend

Dukaten vorgefunden. Mein Herz blutete; aber Schmerz und Reue wurden gemildert durch das Intereſſe, welches mir die beiden Briefe einflößten, die Pauline erhielt: ſie waren von ihrer Tante und vom Premierminiſter. Sie möge ſich, ſchrieb Pombal, je eher je lieber nach Liſſabon zurückbegeben, denn er verſichere ihr auf Ehrenwort, daß ſie gleich nach ihrer Ankunft zu dem vollen Beſitz ihrer Güter gelangen und den Grafen Al— zum Gemahl erhalten ſolle. Zugleich ſendete er ihr einen Creditbrief von zwanzig Millionen. Indeß ſank bei näherer Unterſuchung dieſe ungeheuere Summe, die mich in Erſtaunen ſetzte, auf etwa zweitauſend Pfund Sterling; denn die Portugieſen rechnen nach Res, einer Münze, die gleich den ſpaniſchen Maravedis untheilbar iſt. Der Miniſter rieth Paulinen ihre Reiſe zur See zu machen, und zeigte an, daß der portugieſiſche Geſandte ihre Einſchiffung auf einer Fregatte beſorgen werde, die in dieſem Augenblick nach Portugal ſegelfertig ſeyn müſſe. Der Brief der Aebtiſſin enthielt ungefähr daſſelbe; doch Pauline, die jeden Schein einer gezwungenen Rückkehr zu vermeiden wünſchte, wollte weder von einer Seereiſe noch von dem

portugieſiſchen Geſandten etwas wiſſen. Auch war ſie unwillig darüber, daß der Miniſter ihr enen Creditbrief ſchickte: denn es war dies ein Zeichen, daß er Geldmangel bei ihr vorausſetze. Indeß be= wies ich ihr, daß ſie dem Miniſter Dank dafür ſchuldig ſey: denn er hatte ja mit keinem Worte geſagt, daß ſie dieſe Summe als Geſchenk em= pfange. Pauline war eben ſo großmüthig als reich, was man ſchon daraus ſchließen kann, daß ſie mir einen koſtbaren Ring als Geſchenk zu ei= ner Zeit aufdrang, wo ihre Umſtände nichts we= niger als glänzend waren.

Dieſen ganzen Tag und die Nacht brachten wir ſehr traurig hin. Am nächſten Morgen re= dete mich Pauline folgendergeſtalt an:

Mein Geliebter, wir müſſen uns trennen! Und was noch mehr iſt, wir müſſen ſuchen uns zu vergeſſen: denn die Ehre verlangt es von mir, daß ich zu Liſſabon die Gattin eines Mannes werde, von dem alle Welt glaubt, daß ich ihm mich bereits ergeben habe. Iſt er nun wirklich mein Gatte geworden, ſo begreifſt Du wohl, daß es meine Pflicht iſt ihm ein ungetheiltes Herz zuzuwenden. Wie ich auf andere Weiſe glücklich

leben könnte, ſehe ich nicht ein. Sobald ich Dich nicht mehr ſehe, werde ich mich in mein Schickſal leicht fügen: der erſte Eindruck, den die Bekanntſchaft mit Dir faſt ganz verlöſchte, wird mit neuer Stärke wieder erwachen, und ich werde meinen Gatten aufrichtig lieben; denn Al— iſt ein edler Mann von dem trefflichſten Herzen. Dies, mein Geliebter, iſt die Einleitung zu einer Bitte, die Du mir nicht abſchlagen darfſt. Verſprechen ſollſt Du mir, niemals nach Liſſabon zu kommen, es wäre denn, Du erhielteſt von mir Erlaubniß dazu. Die Gründe, welche zu dieſer Forderung mich beſtimmen, erläßt Du mir wohl. Gewiß biſt Du fern davon, den Frieden meiner Seele ſtören zu wollen. Deine Nähe könnte mich zu einem Verbrechen verleiten, und ich müßte mich dann höchſt unglücklich fühlen. Wie Du mich aber kennſt und liebſt, muß der Gedanke, Urheber meines Unglücks zu werden, Dir unerträglich ſeyn. Ach! glaube mir, Du Theurer! ich habe mich Deine Gattin geträumt, und nun das Schickſal Trennung gebietet, will ich mich als eine Wittwe anſehen, die ihrer zweiten Vermählung entgegengeht.

Mit heißen Thränen ſchloß ich die Einzige in meine Arme und gelobte Gehorſam. Alsbald ſchrieb Pauline dem Miniſter und ihrer Tante, ſie werde zu Liſſabon im October eintreffen, und Nachricht ſchicken, ſobald ſie in Spanien angelangt ſey. Mit Geld hinreichend verſehen, ſchaffte ſich Pauline eine glänzende Garderobe an, kaufte einen Wagen und nahm eine Kammerfrau in Dienſt. Als eine Gunſt gewährte ſie mir, daß mein Kammerdiener Clairmont, für deſſen Klugheit und Treue ich bürgen konnte, ſie bis Madrid begleiden dürfe. Von Madrid ſollte er wieder nach London zurückkehren; aber das Schickſal hatte darüber anders verfügt.

Noch acht Tage brachten wir mit einander hin; den Schein der Ruhe von außen, und im Herzen tiefſte Bitterkeit. Wir ſahen uns an, ohne zu ſprechen; und wir ſprachen, ohne zu wiſſen was wir ſagten. Wir vergaßen Speiſe und Trank. Gingen wir zu Bette, ſo hofften wir, daß Liebe uns wach erhalten würde, doch eine unwillkürliche Lethargie kam über unſere von Gram ermatteten Sinne.

Pauline durfte es mir nicht verſagen ſie bis Calais zu begleiten. Am zehnten Auguſt verließen wir London, und hielten uns am folgenden Tage zu Dover nur ſo lange auf, bis der Wagen in das Paketboot geſchafft war. Nach vier Stunden befanden wir uns auf franzöſiſchem Boden. In Calais brachten wir die Nacht zu; doch ſie und ich in einem beſondern Zimmer. In einer vierſpännigen Kutſche fuhr am Morgen Pauline ihrer Heimath zu, und ich ſtand nun wieder einſam und verlaſſen in der Welt. Die Aehnlichkeit dieſer Trennung zu Calais mit jener von Henrietten, die funfzehn Jahre früher mein Herz verwundete, iſt auffallend. Eben ſo auffallend die Aehnlichkeit der Denkart in dieſen beiden Frauen. Henriette übertraf Paulinen blos an Schönheit, ſonſt würde ich ſie beide mit gleicher Liebe umfaßt haben. Mit beiden war ich glücklich, weil ich reich war; ſonſt würde ich ſie vielleicht niemals gekannt haben. Beide ſind von mir vergeſſen worden; ruft aber die Phantaſie ihr Bild zurück, ſo finde ich, daß Henriettens Züge ſich mir lebendiger eindrückten als die Paulinens. Sehr natürlich! Zweiundzwanzig Jahre alt, beſitzt man höhere Em-

pfänglichkeit als im Alter von ſiebenunddreißig Jahren.

In einem Paketboote, welches acht oder zehn kranke Paſſagiere enthielt, langte ich nach einer höchſt beſchwerlichen Ueberfahrt binnen acht Stunden zu Dover wieder an. Meine Seele war ſehr betrübt.

In London angelangt, verſchloß ich mich in mein Zimmer, und dachte nach, wie ich es anfangen wolle, um Paulinen zu vergeſſen. Der Neger brachte mich zu Bett. Es war dies ein guter Junge, der am nächſten Morgen durch ſeine Naivetät zum Weinen und zum Lachen mich aufforderte. Er fragte mich nämlich, ob die alte Ankündigung wieder über der Hausthür befeſtigt werden ſolle? — —

Viertes Capitel.

Seltſamer Charakter der Engländer. — Caſtel=Bajac. — Graf Schwerin. — Meine Tochter Sophie. — Der Wett=Clubb. — Die Charpillon.

Grambelaſtet, in trübes Nachſinnen verloren, ging ich am folgenden Tage in ein Kaffeehaus, wo etwa zwanzig Perſonen verſammelt waren, um Zeitungen zu leſen. Da ich Engliſch nicht verſtand, ſo verhielt ich mich ganz ruhig und ſah, wie man kam und ging. Einen Kaufmann hörte ich franzöſiſch zu ſeinem Nachbar ſagen: N. N. habe ſehr klug gethan, ſich todt zu ſchießen, denn bei ſeinen zerrütteten Vermögensumſtänden hätte er ein trauriges Leben führen müſſen. Sie irren ſich, entgegnete der Andere: ich war gegenwärtig, als geſtern ſein Nachlaß geordnet wurde. Es hat

ſich gezeigt, daß er eine große Thorheit beging: denn er hätte ſeinen Tod noch ein halbes Jahr aufſchieben, und doch auf die alte Weiſe fortleben können.

Lachen mußte ich über dieſen ſeltſamen Kalkul. Um Geld zu holen, begab ich mich auf die Börſe, treffe hker Boſanquet, und erhalte die verlangte Summe. Indem ich fortgehen will, bemerke ich einen Mann, deſſen Geſicht mir auffällt, und ich frage, wer es ſey. — Es iſt ein Mann, der hunderttauſend Pfund werth iſt. — Und jener dort? — Iſt gar nichts werth. — Aber ich bitte, mir ihre Namen zu ſagen. — In der That, ich weiß ſie nicht. Der Name thut nichts zur Sache. Ich kenne den Mann, ſobald ich weiß, wieviel er kommandirt. Was will doch ein Name ſagen? Verlangen Sie von mir tauſend Pfund und unterzeichnen in meiner Gegenwart die Quittung mit dem Namen Attila; ſo iſt dies vollkommen hinreichend. Sodann geben Sie mir, nicht als Chevalier Seingalt, ſondern als Herr Attila das Geld zurück, und wir haben Spaß. — Sobald aber ein Wechſel ausgeſtellt wird? — Das iſt freilich eine andere Sache: denn alsdann muß ich mit

dem Namen unterzeichnen, welchen der Traſſent mir giebt. —

Ich empfehle mich dem Banquier und ſpaziere nach Jamespark. Unterwegs fällt mir ein, eine Banknote gegen Münze auszutauſchen; ich ſpreche bei einem luſtigen Kaufmann an, den ich in der Taverne kennen gelernt hatte, und bitte ihn mir für eine Note von zwanzig Pfund Guineen zu geben. — Kommen Sie, ſprach er, binnen einer Stunde wieder; denn in dieſem Augenblick habe ich keinen Pfennig. — Gut, ich ſpreche bei Ihnen an, wenn ich aus dem Park zurückkehre. — Nehmen Sie aber Ihre Banknote mit; Sie geben mir dieſelbe, ſobald Sie die Guineen erhalten. — Behalten Sie doch nur die Note! An Ihrer Redlichkeit zweifle ich nicht. — Werther Freund, das möchte etwas thöricht gehandelt ſeyn. Laſſen Sie mir die Banknote zurück, ſo erhalten Sie keine Guineen, und wäre es auch nur in der Abſicht, um Sie klug zu machen. — Einer ſo unedeln Handlung halte ich Sie nicht fähig. — Nichts deſto weniger würden Sie ſolche von mir erleben. Weil es hier nämlich auf eine ſo unbedeutende Kleinigkeit ankommt, wie eine Banknote

iſt, die Sie mit großer Bequemlichkeit in der Taſche beherbergen können; ſo würde ich mich viel leichter überreden, Ihnen Geld gegeben zu haben, als daß die Note ohne Zahlung von Ihnen zurückgelaſſen wäre. — Sie haben wirklich Recht.

Ich trete in den Park und ſehe Martinelli. Er wünſcht mir Glück zu meinem Wiedererſcheinen in der Welt, und zur Eroberung der ſchönen Dame, welche Mylord Pembrocke bei mir geſehen habe. — Was, was? Wo hat er ſie denn geſehen? — An Ihrer Seite, in einem Wagen mit Vieren, der vor einigen Tagen auf dem Wege nach Rocheſter hinflog. — Ganz Recht; ich kann Ihnen jetzt wohl ſagen, daß ich dieſe Dame nach Calais begleitet habe und ſie nicht wiederſehen werde. — Werden Sie ein zweites Mal Zimmer vermiethen? — In meinem ganzen Leben nicht. Zu hart bin ich dafür geſtraft worden; obgleich mich Amor gerade nicht grauſam behandelte. Adieu, Freund! Kommen Sie zum Diner, wenn's gefällig iſt. —

Indem ich meine Schritte nach Buckinghamhouſe richte, bemerke ich funfzehn Schritte ſeitwärts im Gebüſch eine Unanſtändigkeit, die mich

in Erſtaunen ſetzt. In verſchiedenen Entfernungen ſaßen hier nämlich fünf Perſonen, die ein natürliches Bedürfniß befriedigten, und dabei den Spaziergängern den Hintern zukehrten. Das iſt ja abſcheulich, ſagte ich zu Martinelli, der mir aus einer Seitenallee entgegenkam. Es wäre doch beſſer, wenn dieſe Schweine uns das Geſicht zukehrten. — Keineswegs; denn alsdann würden ſie ſich der Gefahr ausſetzen, erkannt zu werden. Nun ſie uns aber den Hintern zukehren, entgehen ſie unſerm kritiſchen Blick; wir müßten denn eine ganz beſondere Neugierde empfinden. — Wohl geſprochen, mein Freund. Indeß werden Sie meine Pedanterie mir zu gut halten, da ich hier Fremdling bin.

Wir gingen hierauf nach Greenpark und begegneten Mylord Pembrocke zu Pferde. Bei meinem Anblick hält er und äußert laut ſeine Verwunderung. Ich ſage ihm, daß ich ſeit vier Tagen frei geworden, und nun bei Tafel wieder einſam ſey. — Ich bin doch ein wenig neugierig, und komme vielleicht heute noch. — Mit dieſen Worten ritt Mylord weiter, und ich ging nach Hauſe, um Anſtalt zu ſeinem Empfange zu treffen. Martinelli

konnte heute mein Gaſt nicht ſeyn, begleitete mich aber, um mir den nächſten Weg zu zeigen.

Am Ende einer Straße ſehen wir eine große Volksmenge verſammelt, die irgend ein Schauſpiel herbeigelockt haben muß. Martinelli läuft hin, und kehrt mit der Nachricht zurück, daß ich etwas Seltſames erfahren würde. Dieſer Volkshaufen, ſagte er, iſt um einen Menſchen verſammelt, der binnen einer Viertelſtunde an den Folgen eines Fauſtſchlages ſterben muß, den er in einer Boxpartie davontrug. — Giebt es denn keine Rettung? — Ein Chirurgus, der gegenwärtig iſt, giebt Hoffnung für ſein Leben, im Fall ein Aderlaß erfolge. — Und wer könnte dieſen dem Chirurgus verbieten? — Das iſt eben das Seltſamſte bei der ganzen Sache. Zwei Herren, die auf Leben und Tod des Unglücklichen zwanzig Pfund gewettet haben, verbieten dem Chirurgus jede Hülfleiſtung. Von einem Vergleich wollen dieſe Menſchen nichts wiſſen; mithin wird in Folge dieſer grauſamen Wette der Unglückliche wahrſcheinlich ſeinen Geiſt aufgeben. — Beim Himmel, ſo etwas iſt unerhört! — Die Engländer ſind gar wunderlich im Punct der Wetten. Es giebt hier

einen eigenen Wett-Klubb, in welchen ich Sie einführen kann, wenn Sie Luſt haben. – Spricht man da franzöſiſch? — Ohne Zweifel; denn Sie finden dort Leute von Stand und Bildung. — Und womit beſchäftigt ſich dieſer Klubb? — Man erzählt und discutirt. Wenn nun jemand leugnet, was er als eine wirkliche Thatſache erzählen hört, und will darauf keine Wette annehmen, ſo muß er eine Geldſtrafe erlegen, die in die Geſellſchaftskaſſe kommt und von den Theilnehmern alle Monate getheilt wird. — Lieber Freund, führen Sie mich doch ein in dieſen liebenswürdigen Klubb; hier muß ich auf jeden Fall reich werden; denn ich werde nicht ſchweigen, ſobald ich einer entgegengeſetzten Meinung bin; und dieſe faſſe ich nur dann, wenn ich meiner Sache ganz gewiß bin. — Nehmen Sie ſich in Acht, jene Herren ſind auch ſehr fein.

Doch, kehren wir zurück zu dem Unglücklichen, den ein Fauſtſchlag ins Grab ſtürzt. Was wird mit ſeinem Mörder geſchehen? — Man wird ſeine Hand unterſuchen, und iſt dieſe gefährlich befunden, ſo kommt er an den Galgen. Findet man aber eine Hand an ihm wie die Ihrige oder

die meine, ſo geſchieht ihm nichts weiter, als daß man ſeiner Hand einen kleinen Stempel aufdrückt. — Ich bitte, erklären Sie mir das. Woran erkennt man eine gefährliche Hand? — An dem aufgedrückten Brandmal. Es iſt dies ein Zeichen, das ein ſolcher Menſch bereits Todſchlag verübte und zum Galgen reif erklärt wurde. — Wie aber, wenn ein ſolcher Menſch mit der gefährlichen Hand ſich angegriffen ſieht? — Dann zeigt er ſeine Hand und man wird ihn gern in Ruhe laſſen. — Wenn er nun aber zu einer Boxpartie gezwungen wird? — Dann vertheidigt er ſich, und es hat nichts zu bedeuten, wenn er den Gegner todtſchlägt; doch muß er Zeugen aufſtellen. — Ich wundere mich nur, daß ſolche Fauſtkämpfe erlaubt ſind. — Auch ſind ſie nur in Form einer Wette erlaubt. Haben die beiden Schläger vor dem Gefecht nicht ein paar Geldſtücke auf die Erde geworfen, ſo kommt, falls einer von ihnen bleiben ſollte, der Ueberlebende an den Galgen. — Wunderliches Geſetz! —

So lernte ich denn die ſtolze Nation der Briten immer näher kennen. Für den edlen Lord ließ ich ein treffliches Diner zurichten, und er

verfehlte nicht ſich einzufinden. Wir blieben ziemlich lange bei Tafel, da ich über alle die ſchönen Sachen, welche ich am Morgen erfuhr, noch Erläuterung verlangte. Den Wett-Klubb zu beſuchen, fand der Lord nicht für rathſam; es ſey denn, daß ich vier Wochen hindurch nicht ein einziges Wort über meine Lippen kommen ließe. — Wenn ich nun aber gefragt werde? — Dann weichen Sie aus. — Das würde ich wohl thun, ſähe ich mich außer Stande über irgend etwas Auskunft zu geben; doch im entgegengeſetzten Fall würde der Teufel ſelbſt meine Zunge nicht feſſeln können. Ich hoffe doch nicht, daß dieſe Geſellſchaft aus Schuften beſteht? — Wo denken Sie hin! Alles Edelleute, Gelehrte, Rentiers und Bonvivans. Im Puncte der Wetten aber kennt man hier kein Erbarmen. — Iſt die Kaſſe der Geſellſchaft bedeutend? — Außerordentlich dürftig; denn ehe man Strafe zahlt, verliert man lieber ſeine Wette. — Wer will Sie in den Klubb einführen? — Martinelli. — Ja, er wird ſich an Spencer wenden, der Mitglied des Klubbs iſt. Ich habe die Aufnahme abgelehnt. — Warum? — Weil ich von Discuſſionen kein Freund bin. Doch Sie

ſind ein ſeltener Menſch! — Der Grund? — Iſt es nicht wunderbar, wenn man ein Fremdling iſt und vier Wochen ſich mit einem Mädchen einſchließt, das vierzehn Monate hindurch für ganz London völlig unbekannt blieb? — Woher wiſſen Sie, daß die Unbekannte vierzehn Monate in London war? — Sie wohnte den erſten Monat bei einer ehrbaren Wittwe, wo ſie von verſchiedenen Perſonen geſehen ward, ohne daß ſie eine Bekanntſchaft anzuknüpfen für gut fand. Der Anſchlagzettel hat ſie Ihnen ſpäter in die Arme geführt. — Zu meinem größten Unglück, denn von jetzt an werde ich kein Frauenzimmer mehr lieben können. — O! in acht Tagen ſchon. Vielleicht gar morgen ſchon, wenn Sie bei mir auf dem Lande ſpeiſen wollen. Ganz zufällig hat ſich geſtern eine Franzöſin, die eine ſeltene Schönheit iſt, in Chelſea zum Diner bei mir eingeladen. Ich habe alle Anſtalten treffen laſſen und ein halbes Dutzend meiner Freunde, die das Spiel lieben, davon benachrichtigt. — Hazardſpiel? — Verſteht ſich. — Spielt auch die liebenswürdige Franzöſin? — Sie nicht, aber wohl ihr Mann. — Wer iſt ihr Mann? — Er läßt ſich Graf Caſtel-Bajac

nennen. — Ein Gasconier? — Ja. — Lang, hager, ſchwarzbraun und pockennarbig? — So iſt's. Ich freue mich, daß Sie ihn kennen. Iſt ſeine Frau nicht wirklich recht ſehr hübſch? — Ich kann es nicht wiſſen, denn es ſind nun bereits ſechs Jahre, daß ich dieſen Menſchen kennen lernte, und damals war er nicht verheirathet. Ich werde mich einſtellen und freue mich auf dieſe Partie zum voraus. Indeß muß ich Sie bitten, ſich gar nicht zu wundern, im Fall der Graf ſo thut, als ob er mich nicht kenne. Vielleicht dürfte er zu ſolchem Benehmen gute Gründe haben. Uebermorgen könnte ich Ihnen wohl eine kleine Geſchichte erzählen, die nicht zu des Grafen Ehre gereicht. Daß er ein Spieler iſt, wußte ich nicht. Ich will auf meiner Hut ſeyn im Wett-Klubb, und Sie, Mylord, mögen es morgen bei Ihrem Diner ſeyn! — Als der Lord mich verließ, machte ich einen Beſuch bei Madame Cornelis. Schon vor acht Tagen hatte ſie mir geſchrieben, ihre Tochter ſey krank, und ſich bitter darüber beklagt, daß man zweimal mich vor ihr verläugnet habe. Meine ganze Entſchuldigung war, ich ſey verliebt geweſen; und damit mußte ſie zufrieden ſeyn.

Sophiens Zuſtand aber beunruhigte mich: ſie lag im heftigſten Fieber, war ganz abgezehrt und ſah mich mit Augen an, welche zu ſagen ſchienen: Ich ſterbe vor Gram! — Die Mutter war in Verzweiflung, denn ſie liebte das Kind grenzenlos, und ich glaubte ſchon, ſie werde mich umbringen, als ich in Sophiens Gegenwart ſagte: ſie allein habe ſich die Schuld beizumeſſen, wenn das Kind ſterbe. Aber das Kind warf ſich in die Arme der Mutter und rief: Nein, nein! — Jetzt nahm ich die Cornelis bei Seite und verſicherte ihr, daß Sophie ſterben werde, weil ſie allzuviel Furcht vor ihr habe und ſo übertriebenen Despotismus nicht länger ertragen könne. Geben Sie, ſprach ich, das Kind zwei Jahre in eine Penſionsanſtalt, und kündigen Sie noch heute dieſen Entſchluß an, ſo verſichere ich Ihnen, Sophie befindet ſich morgen beſſer. Die Cornelis erwiderte hierauf, eine anſtändige Penſion koſte, den Unterricht einbegriffen, jährlich hundert Guineen. Dieſe Summe, verſetzte ich, kann aus meiner Taſche vorausbezahlt werden, ſobald ich erſt die Penſionsanſtalt kenne, welche Sie zu wählen gedenken. — Bei dieſen Worten umarmte mich

die Cornelis mit dem lebhafteſten Ausdrucke der Dankbarkeit; denn ſie befand ſich in großer Dürftigkeit, obſchon ſie von Luxus umringt war. Kommen Sie mit mir, ſprach ſie, und geben Sie ſelbſt Ihrer Tochter dieſe Nachricht. Ich will doch ſehen, welches Geſicht ſie dazu machen wird. — Sehr gern.

Meine liebe Sophie, begann ich, Deine Mutter hat ſich überzeugt, daß es Deine Geſundheit wieder herſtellen wird, wenn Du Deine Umgebungen veränderſt. Wenn Du Luſt haben ſollteſt, ein oder zwei Jahre in einer der anſtändigſten Penſionsanſtalten Londons zuzubringen: ſo bin ich bereit Deiner Mutter ſogleich hundert Guineen vorzuſchießen. — Gern will ich meiner guten Mutter gehorſam ſeyn. — Von Gehorſam iſt hier die Rede nicht. Gehſt Du gern in Penſion, oder nicht? Ganz aufrichtig erkläre Dich! — Würde es wohl meiner Mutter angenehm ſeyn? — Wenn Du freiwillig hingehſt, liebe Tochter, iſt es mir ſehr angenehm. — Das thue ich mit dem größten Vergnügen, ſprach die Kleine, und ihre Wangen färbten ſich mit glühender Röthe. Ich bat die Cornelis mir von dem Fortgang der

Sache Nachricht zu geben, und kehrte nach Hauſe zurück, um von meiner theuern Pauline zu träumen.

Am folgenden Morgen, um zehn Uhr, fragte mich Jarbe der Neger: ob ich es denn vergeſſen hätte, daß ich verſprochen, Mylord Pembrocke zum Diner zu beſuchen? — Nein, ſicher nicht. Es iſt ja erſt zehn Uhr. — Freilich wohl; wir haben indeß eine Tour von zwanzig Meilen vor uns. — Zwanzig Meilen? — Ja, ſehen Sie hier die Adreſſe, welche Mylord zurückgelaſſen hat. Wir müſſen nach St. Albans.

Seltſam fand ich es, daß der Lord mir nicht ein Wort davon geſagt; doch ſo ſind einmal die Engländer. Ich beſtelle alſo Poſtpferde und erreiche St. Albans in Zeit von drei Stunden. Nichts geht über die trefflichen Straßen in England und über die Fruchtbarkeit und Anmuth der Landſchaften; das Einzige was fehlt, ſind Weinberge.

Der Landſitz von Mylord Pembrocke war nicht groß, aber doch geräumig genug, um etwa zwanzig Lords bequem zu beherbergen. Die Gräfin Caſtel-Bajac war noch nicht angekommen.

In der Zwiſchenzeit führte mich der Lord durch ſeine Gärten, ſeine Treibhäuſer und Bäder; zeigte mir Herrlichkeiten aller Art, und unter anderem auch einen Käfig, worin ein Hahn von ziemlich wildem Anſehn eingeſchloſſen war. — Ei, was bedeutet dies? Das iſt ja ein ſchöner Hahn; doch warum iſt er eingeſperrt? — Weil er unbändig iſt. Er iſt ein Liebhaber von Hühnern und beißt alle Hähne todt, die ihm in den Weg kommen. — Warum aber verdammen Sie ihn zum Cölibat? — Damit er ſeine Kampfluſt und Stärke nicht verliert. Sehen Sie hier, das iſt ein Verzeichniß der Siege, welche dieſer Hahn ſchon erkämpft hat. —

Der Lord öffnete hier eine Schublade und zog ein großes Papier hervor, auf welchem alle Schlachten verzeichnet ſtanden, welche dieſer gefiederte Held ſiegreich verließ, nachdem ſeine Gegner auf dem Platze geblieben. Es waren dieſer Schlachten mehr als dreißig. Der Lord zeigte mir ein Paar glänzende Stahlſporen, welche dem ritterlichen Hahn zugehörten. Ich konnte mich eines lauten Gelächters nicht enthalten, als der kleine Held bei dieſem Anblick vor Kampfluſt bebte,

als der Kamm ihm aufſchwoll, und er die Füße ausſtreckte um die Sporen ſich anſchnallen zu laſſen. Hierauf zeigte mir auch der Lord einen kleinen Helm von Stahl. — Aber ſo ausgerüſtet, ſprach ich, muß er ja ſeine Gegner ohne alle Mühe beſiegen. — Keineswegs; denn in dieſem Waffenſchmucke verſchmäht er es mit einem wehrloſen Gegner zu kämpfen. — Sie ſetzen mich in Erſtaunen. — Nicht länger werden Sie ſich wundern, wenn Sie dies hier geleſen haben.

Aus einer andern Schublade zog jetzt Mylord den Stammbaum des heldenmüthigen Hahnes. Er hatte vierundzwanzig Ahnen aufzuweiſen; das heißt von väterlicher Seite; denn wäre auch die adeliche Geburt der Mütter nachzuweiſen möglich geweſen, ſo hätte Mylord unfehlbar dem Hahn das Maltheſerkreuz umgehängt. Er verſicherte mir, dieſer Heros koſte zweihundert Guineen, ſey ihm jedoch nicht für tauſend feil. Ich fragte ihn, ob dieſer wunderbare Vogel keine Nachkommenſchaft erzielt habe. Es iſt ſein Beſtreben, verſetzte der Lord; doch ſtellt manches Hinderniß ſich entgegen. — Und damit zählte er mir eine Menge von Schwierigkeiten auf, die ich leider ſämmtlich rein

vergeſſen habe. So fand meine Vorliebe für das Originelle und Sonderbare in England jeden Augenblick Befriedigung.

Doch ſiehe ein Wagen langt an, mit einer Dame und zwei Herren. Ich erkenne den Schurken Caſtel-Bajac und neben ihm eine hagere Figur, welche er uns als den Grafen Schwerin, einen Neffen des auf dem Bette der Ehre geſtorbenen Feldmarſchalls, vorſtellt. Einer von den Gäſten, der engliſche General Bek...., welcher früher in preußiſchen Dienſten ſtand, nahm Gelegenheit, dem Grafen eine Artigkeit zu ſagen, und bemerkte: er ſey gerade zugegen geweſen, als der Feldmarſchall den Heldentod ſtarb. Da zog der anſpruchsloſe Neffe aus ſeiner Taſche das blutbefleckte Band des ſchwarzen Adlerordens, welches der Feldmarſchall getragen haben ſollte, als er die Todeswunde empfing. Se. Majeſtät, ſprach er, haben mir gnädigſt erlaubt dieſes Band als ein heiliges Andenken aufbewahren zu dürfen. Aber in der Taſche, bemerkte ein Engländer, iſt das Band an ſeiner Stelle gar nicht.

Mylord nahm alsbald die Gräfin in Beſchlag. Ich betrachte mir dieſe Dame und finde, daß

ſie mit Paulinen keinen Vergleich aushält. Weißer als Pauline, da ſie blond iſt, doch von kleinerm Wuchs und ohne einen Zug von Würde oder Anmuth, macht ſie auf mich nicht den geringſten Eindruck. Und zumal, wenn ſie lachte, verlor ſie allen Reiz. Es iſt für eine hübſche Frau das größte Unglück, wenn das Lachen ſie häßlich macht, während gerade dies oft einer Häßlichen Reiz verleiht.

Als Lord Pembrocke der Dame und ihren Begleitern mich vorgeſtellt, umarmt mich Caſtel-Bajac mit großer Innigkeit. Man ſetzt ſich zur Tafel, findet die Nationalgerichte vortrefflich und trinkt Punſch. Hierauf ſchlägt die Gräfin eine kleine Farobank vor. Da Mylord niemals ſpielt, übernimmt die Bank der General Bek...., um der Geſellſchaft Unterhaltung zu verſchaffen. Er legt etwa hundert Guineen und acht Banknoten vor ſich hin. Jeder Spieler erhält zwanzig Marken, jede eine halbe Guinee geltend; ich aber nehme ſie nicht an, da ich nur mit Gold gegen Gold ſpielen will. Als bei der dritten Taille Graf Schwerin ſämmtliche Marken verloren hat, verlangte er noch zwanzig andere; der Banquier aber

erklärt, daß er keinen Kredit gebe. Der Graf ſagt kein Wort und hört auf zu ſpielen. Während der folgenden Taille hat Graf Caſtel-Bajac daſſelbe Schickſal, und bittet mich um Erlaubniß, von meinem Gelde zehn Guineen nehmen zu dürfen; aber ganz kalt entgegne ich, aus dem Spiele zu borgen würde mir Unglück bringen, und ſchiebe die Hand zurück die er nach dem Gelde ausſtreckt. Der Graf verläßt den Saal, um einen Spaziergang im Park zu machen, und die Gräfin bemerkt, ihr Gemahl habe ſein Portefeuille vergeſſen. Eine Stunde ſpäter legt der General die Karten hin, und ich nehme Abſchied, nachdem ich den Lord und die ganze Geſellſchaft auf morgen zum Diner bei mir eingeladen.

Ohne Straßenräubern zu begegnen, wie ich ſchon gefürchtet hatte, langte ich glücklich in meiner Wohnung an. Ich ließ den Koch wecken, um ihm anzukündigen, daß ich morgen zwölf Perſonen zur Mittagstafel erwarte. Ein Billet von der Cornelis, das ich vorfand, benachrichtigte mich, daß ſie am nächſten Sonntage mit unſerer Tochter bei mir ſpeiſen und mich in die Penſionsanſtalt führen wolle, die ſie für Sophien ausgewählt habe.

Wer am folgenden Tage ſich zuerſt bei mir einfand, war Lord Pembrocke mit der ſchönen Gräfin. Zu den Letzten gehörte der Gasconier und der Preuße. Um zwei Uhr gingen wir zur Tafel, und eben ſo zufrieden mit dem Koch wie mit dem Weinhändler, erhoben wir uns um vier Uhr. Der Geiſt aus vierzig Flaſchen war in uns eingezogen, und dennoch hatte niemand von uns einen Rauſch.

Nach dem Kaffee lud der General die ganze Geſellſchaft zum Souper. Die Gräfin erſuchte mich Bank aufzulegen. Ohne mich lange bitten zu laſſen, machte ich eine Bank von tauſend Guineen, halb in Gold halb in Banknoten. Von Marken war die Rede nicht, da ich erklärte, daß ich nur Gold gegen Gold halten, und nach Belieben das Spiel beendigen würde, ohne vorher die letzte Taille anzuzeigen.

Es war mir ſehr lieb, als ich die beiden fremden Grafen ihre kleine Schuld dem General in Banknoten bezahlen ſah. Ich wechſelte zwei Noten gegen Guineen von ihnen ein, und nahm auch die zwei, welche ſie dem General gegeben hatten. Dieſe vier Banknoten lege ich unter meine

Tabatiere, und das Spiel beginnt. Da ich ohne Croupier war, mußte ich die Taille langſam abziehen. Wer beſonders meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, waren die beiden Grafen, die alle Augenblicke zu ihrem Vortheil ſich irrten. Da ſie zu ihrem Unglück verloren, und zu meinem Glück keine Banknoten mehr beſaßen, zog Caſtel-Bajac einen Wechſel von zweihundert Guineen aus der Taſche, und bat mich, ihm ſolchen zu discontiren. Ein Engländer ſieht den Wechſel an, und giebt ihn dann mit der Bemerkung zurück, daß er weder den Traſſanten noch den Acceptanten und Endoſſeur kenne. Der Gasconier nahm das Wort und ſprach: ich bin der Endoſſeur, und das wird wohl genügen! — Alles lachte, nur ich nicht. Artig gab ich ihm den Wechſel zurück, und überließ es ihm, ſolchen an der Börſe discontiren zu laſſen. Eine Impertinenz zwiſchen den Zähnen murmelnd ging er fort, und Schwerin folgte ihm.

Nach Entfernung dieſer Induſtrieritter ſetzte ich meine Taille ruhig fort. Um Mitternacht hörte ich mit ziemlichem Verluſte auf; denn das Glück hatte ſich zu entſchieden für den General erklärt.

Ehe dieſer fortging, nahm er den Lord bei Seite, um ihn zu bitten, er möge veranlaſſen, daß morgen Abend die beiden Betrüger nicht zu ihm kämen: denn er würde ſie zum Fenſter hinauswerfen, ſobald ſie ſich gegen ihn nur die Hälfte von dem erlaubten, was ſie mir geſagt hätten. Der Lord erwiderte, daß er dieſerhalb mit Madame Caſtel-Bajac ſprechen müſſe. Ich fragte, ob wohl die vier Banknoten, welche ich von ihnen hatte, falſch ſeyn könnten. Lachend verſetzte der General, ſie könnten es wohl ſeyn, da ſie ganz neu wären. — Was ſoll man thun, um darüber Gewißheit zu erhalten? — Sie nach der Bank ſchicken. — Und wenn die Bank ſie für falſch erkennt? — Dann müſſen Sie entweder den Verluſt tragen, oder die Betrüger verhaften laſſen. — Der General entfernte ſich in Begleitung der Dame Caſtel-Bajac, und ließ mir ſeine Adreſſe zurück.

Am folgenden Morgen verfüge ich mich nach der Bank und verlange Guineen für meine Noten, erſtaune jedoch nicht wenig, als ein ganz ſimples Männchen mit der gleichgültigſten Miene von der Welt mir erklärt: es ſey ſämmtlich falſche Waare. Er lächelt, als ich ihn bitte die Noten ein wenig

genauer anzuſehen. Geben Sie das Papier, ſagte er, demjenigen zurück, von welchem Sie es empfingen, und ohne Zweifel wird er Sie mit gutem Gelde befriedigen. — Nun wußte ich wohl, daß es von mir abhing dieſe Schurken in's Gefängniß zu ſchicken; aber ich wollte das nicht und hielt es für beſſer, den Lord nach ihrer Wohnung zu fragen. Pembrocke ſchlief noch, aber einer ſeiner Bedienten führte mich zu ihnen hin, und ſie waren über meinen Beſuch nicht wenig verwundert. Ganz kalt eröffnete ich ihnen, die vier Banknoten, welche ich von ihnen erhalten hätte, wären falſch, und ſie möchten mir ohne Umſtände vierzig Guineen zahlen. Das iſt doch ſeltſam! rief Caſtel-Bajac; ich habe aber in dieſem Augenblick kein Geld. Was ich thun kann, iſt, daß ich die vier Banknoten der Perſon zurückgebe, von der ich ſie empfing. Ich ſetze nämlich voraus, daß es dieſelben Noten ſind, die Sie von uns erhielten.

Bei dieſer Aeußerung ſtieg mir das Blut in's Geſicht, und ſchweigend ging ich fort. Der Bediente des Lords führte mich an einen Ort, wo ich die Falſchheit der Banknoten eidlich verſicherte

und einen Verhaftsbefehl ausgeſtellt erhielt. Mit dieſem ging ich zu einem Alderman, dem die Vollziehung oblag, und dann kehrte ich ſehr verſtimmt nach Hauſe zurück. Hier fand ich Martinelli, der ſich bei mir zu Mittag einlud. Ich benachrichtigte ihn von dem fatalen Handel, ohne ihm zu ſagen, daß ich einen Verhaftsbefehl wider die Schurken ausgewirkt hätte. Der Philoſoph erklärte mir, daß er an meiner Stelle die Banknoten verbrannt haben würde. Vielleicht prahlte er nur mit dieſem Heroismus, doch war ein ſolcher Entſchluß wirklich weiſe, und ich hätte ihn vielleicht ausführen ſollen. Martinelli dachte mich durch die Nachricht zu erheitern, daß er mit Lord Spencer den Tag meiner Aufnahme in den Wett-Klubb bereits verabredet habe; doch ich erwiderte, daß mir nun die Luſt dazu vergangen ſey.

Am Abend begab ich mich zum General, und fand hier Madame Caſtel-Bajac auf dem Schooße des Lord Pembrocke ſitzend. Bei dem Souper ging es luſtig her; die beiden Elenden ließen ſich nicht ſehen, und es geſchah ihrer keine Erwähnung. Nach aufgehobener Tafel verfügten wir uns in ein anderes Zimmer, wo der Farotiſch uns erwar-

tete. Der General zog die Taille bis Tagesanbruch, und mit einem Verluſte von dreihundert Guineen kehrte ich nach Hauſe zurück.

Als ich aus einem mehrſtündigen Morgenſchlaf erwache, wird mir ein Unbekannter gemeldet, der mich zu ſprechen wünſcht. Ich laſſe ihn herein kommen, muß aber meinen Jarbe als Dolmetſcher berufen, weil dieſer Menſch bloß Engliſch ſprach. Es war ein Häſcher, der ſich erbot den nach Dover geflüchteten Grafen Caſtel-Bajac zurückzubringen, wofern ich ihm die Reiſekoſten bezahlen wolle. Er verſprach mir den Flüchtling noch heute einzuholen. Indem ich ihm eine Guinee ſchenkte, erklärte ich, daß die Verhaftung des Grafen Schwerin mir genüge, und Caſtel-Bajac zu allen Teufeln gehen möge.

Tags darauf fand ſich die Cornelis mit ihrer Tochter zum Diner ein. Sophie freute ſich, daß nun der Augenblick gekommen war, wo ſie von der Zwingherrſchaft ihrer Mutter befreit werden ſollte; und dieſe Freude hatte ihr ſchnell die Geſundheit wiedergegeben.

Nach Tiſche verfügten wir uns in die Penſionsanſtalt. Die Vorſteherin war eine Frau von

ſechzig Jahren, aber noch ſehr rüſtig, mit Geiſt und Weltkenntniß ausgeſtattet. Da Sophie ihr von Lady Harrington empfohlen war, empfing ſie dieſelbe mit Auszeichnung. Es befanden ſich hier funfzehn oder ſechzehn Mädchen, wovon das älteſte kaum dreizehn Jahre alt war. Alle waren gerade im Garten, mit unſchuldigen Spielen beſchäftigt. Als ihnen Sophie als eine zukünftige Geſpielin vorgeſtellt ward, überhäuften ſie dieſe mit den zärtlichſten Liebkoſungen. Fünf oder ſechs dieſer Mädchen waren ſehr hübſch, eins war ſchön wie ein Engel, und zwei oder drei waren häßlich zum Erſchrecken. Solche Gegenſätze trifft man in England viel häufiger an, als ſonſt irgendwo. Meine Tochter war kleiner von Wuchs als alle Uebrigen, doch benahm ihr dies den Muth nicht. Sogleich theilte ſie ſich allen mit und ſprach mit ihnen, als ob ſie ihr ſchon lange bekannt wären.

Jedes dieſer Mädchen bewohnte ein eigenes Zimmer, durch einen leichten Verſchlag von dem ihrer Nachbarin getrennt, ſo daß ſie ganz bequem mit einander plaudern konnten. In einem großen Saal, wo ich Bücherſchränke und muſikaliſche Inſtrumente aller Art aufgeſtellt ſah, empfingen ſie

Unterricht in verſchiedenen Künſten, Wiſſenſchaften und weiblichen Handarbeiten. Mich für Sophiens Vater haltend, ſprachen die Mädchen viel mit mir, und ich ſah, wie diejenigen ſich betrübten, die jetzt noch nicht Italieniſch oder Franzöſiſch ſprechen konnten. Ich ſtand da im Kreiſe dieſer Mädchen wie einer der himmliſche Geſichte ſieht. Dieſe leichten engliſchen Corſets, welche den Buſen faſt ganz frei ließen, brachten Entzücken in meine Seele.

Nachdem wir mit der Einrichtung des Hauſes uns bekannt gemacht, führte uns die Vorſteherin in ihr Zimmer. Die Cornelis zahlte ihr auf ein Jahr hundert Guineen und empfing Quittung. Man kam dahin überein, daß Sophie ungeſäumt mit ihren kleinen Habſeligkeiten herziehen ſolle. Am nächſten Sonntag war alles in Ordnung gebracht.

Tags darauf erſcheint bei mir ein Diener des Alderman, mit der Meldung, daß Graf Schwerin verhaftet ſey. Zugleich überreicht er mir ein Billet des Letztern, worin er mich bittet ihn auf einen Augenblick zu beſuchen. Sogleich entſchloß ich mich dieſe Bitte zu erfüllen; denn der Bote

des Alderman ſagte mir, daß der Gefangene von Geld ganz entblößt ſey und wegen Fälſchung von Banknoten nach Newgate gebracht werden ſolle, wo er dem Galgen nicht entgangen wäre, ein Schickſal wo der Gedanke daran mich ſchon empörte. Ich ging alſo hin, und vermag es nicht zu ſchildern, wie tief ich bei dem Anblicke ſeiner Verzweiflung, dem Geſtändniſſe ſeiner Verbrechen und ſeinen Thränen erſchüttert wurde. Er ſchwor mir, daß die Banknoten ihm von Caſtel-Bajac gegeben wären, und daß er die Perſon nennen wolle, von welcher der Graf ſie eingewechſelt habe. Hierauf erwiderte ich, daß er den Galgen nicht fürchten dürfe, ſobald er jene Perſon nenne; daß er jedoch ſo lange im Gefängniß bleiben werde, bis er meinen Verluſt erſetze. Nun fing ſein Jammer auf's neue an; er kehrte ſeine Taſchen vor mir um und ſchwur, daß er keinen Heller beſitze, und bot mir endlich als Unterpfand das Band des ſchwarzen Adlerordens an. Mir kam die Luſt an, Beſitzer deſſelben zu werden; und ſo nahm ich denn das Band, indem ich ihm Quittung ausſtellte und zur Rückgabe mich verpflichtete, ſobald er mir vierzig Guineen zahlen würde. Ich ſchrieb nun eine Verzichtleiſtung, zahlte

alle Koſten, verbrannte in ſeiner Gegenwart die falſchen Banknoten und ließ ihn laufen.

Zwei Tage ſpäter ſah ich bei mir die angebliche Gräfin Caſtel-Bajac. Sie geſtand mir, daß ſie durch das Verſchwinden ihres Gemahls und ihres Freundes in die größte Verlegenheit geſtürzt ſey. Bitter beklagte ſie ſich über den Lord Pembrocke, der ſie auch habe ſitzen laſſen, nachdem ſie ihm ganz unzweideutige Beweiſe ihrer Zuneigung gegeben. Ich entgegnete ihr, daß der Lord Unrecht gethan haben würde, ſie früher zu verlaſſen, als dieſe Beweiſe ihrer Zuneigung ihn beglückten: denn er hätte ſie doch als ſeine Schuldnerin zu betrachten. Die Dame geſtand, daß ihr der Lord eine gute Lehre gegeben habe. Wollte ich ſie nun los werden, ſo mußte ich ihr ſchon ein paar Guineen hinwerfen, damit ſie ihrem Freunde, dem Grafen Schwerin, nach Calais folgen könne; denn von Caſtel-Bajac, der übrigens ihr Mann nicht war, wollte ſie nichts wiſſen. Drei Jahre ſpäter ſollen meine Leſer dieſe beiden Perſonen wiederden Schauplatz betreten ſehen.

Um dieſe Zeit ereignete ſich ein tragiſch-komiſcher Vorfall, der mich beluſtigte. Ein Italiener

händigt mir einen Brief meines Freundes Baletti ein, worin dieſer mir den Ueberbringer empfiehlt und ihn als einen Signor Conſtantini von Vicenza ankündigt, der durch ein Geſchäft von höchſter Wichtigkeit nach London geführt werde. Ich erklärte dem Signor Conſtantini, daß der Freund, der ihn empfehle, von mir hoch geſchätzt werde, und er daher in allen Fällen auf mich rechnen dürfe.

Mein Herr, begann Conſtantini, die weite Reiſe hat mir viel gekoſtet; ich beſitze in dieſem Augenblick nicht mehr als zwei Guineen. Indeß weiß ich doch, daß meine Frau hier in einer glänzenden Lage ſich befindet, und es wird mir nicht gerade ſchwer ſeyn ihre Wohnung zu erforſchen. Wie Ihnen bekannt ſeyn wird, bin ich, als ihr Ehemann, von Rechts wegen Herr über alles was ſie beſitzt. — Davon weiß ich kein Wort. — Sie kennen alſo die Geſetze dieſes Landes nicht? — Ich bekümmere mich um dieſelben nicht. — Das thut mir leid, doch ändert es die Sache nicht. Morgen denke ich meine Frau aufzufinden und ſie mit einem Rock auf dem Leibe fortzujagen: denn ihre Meubeln, ihre Garderobe, ihre Dia-

manten, und mit einem Worte, alles was ſie beſitzt, iſt von Rechts wegen mein. Dürfte ich Sie wohl bitten mir bei dieſem luſtigen Abenteuer Geſellſchaft zu leiſten? —

Ganz erſtaunt über dieſen Vorſchlag, frage ich den guten Mann, ob er meinen Freund Baletti von dieſer Angelegenheit in Kenntniß geſetzt habe. Niemand, entgegnete Signor Conſtantini, weiß etwas davon; Sie ſind der Erſte, dem ich mich anvertraue. —

Für einen Narren durfte ich ihn nicht halten: denn ſo ſah er mir nicht aus. Und da ich es übrigens nicht für unmöglich hielt, daß ein ſolches Geſetz in England wirklich beſtehen könne, ſo antwortete ich ihm trocken: ich fühle mich nicht aufgelegt, Theilnehmer dieſes Abenteuers zu ſeyn; auch müſſe ich ſeinen Vorſatz gänzlich mißbilligen, wofern ſeine Frau ihm das was ſie beſitze, nicht geſtohlen habe. — Meine Ehre hat ſie mir geſtohlen! ſie lief davon, ohne etwas zu beſitzen, als ihr bischen Talent. Sie wandte ſich nach London und hat hier ein großes Glück gemacht. Habe ich nun nicht das größte Recht, mich ihrer Habe zu bemächtigen; wäre es auch nur in der Abſicht,

um ſie zu beſtrafen und mich zu rächen? — Es kann ſeyn. Da Sie mir indeß ein Mann von geſundem Verſtande ſcheinen, ſo frage ich Sie: was würden Sie wohl von mir denken, wenn ich mich entſchließen könnte Ihr Gehülfe bei einem Unternehmen zu werden, das mir unrechtlich ſcheint, mit welchen Gründen Sie ſich auch entſchuldigen mögen? Und nun ſetzen Sie noch den Fall, daß ich vielleicht Ihre Frau kenne und ihr Freund bin. — Ich will Ihnen ſagen, wie ſie heißt. — Ich bitte Sie zu ſchweigen; eine Signora Conſtantini kenne ich nicht. — Sie hat ihren Namen verändert: ſie heißt gegenwärtig Calori und iſt Sängerin des Haymarket-Theaters. — Nun kenne ich ſie wohl; Sie haben indeß ſehr Unrecht gethan, mir Ihre Frau nachzuweiſen. — Ich verlaſſe mich auf Ihre Discretion. Die Hauptſache iſt nur, daß ich hingehe und ihre Wohnung ausforſche, und dies will ich auf der Stelle thun. —

Seine Thränen trocknend, verließ mich der Signor, und ich fühlte Mitleid. Inzwiſchen war es mir nicht angenehm, daß er mich zum Mitwiſſer ſeines Geheimniſſes gemacht hatte. Drei Stunden ſpäter machte ich einen Beſuch bei der

Binetti und erfuhr viele artige kleine Geſchichten von den Virtuoſen Londons. Die Calori hatte ſchon mit verſchiedenen Liebhabern gewechſelt und viel Geld dabei verdient; gegenwärtig huldigte ihr der berühmte Violinſpieler Giardini.

Drei Tage ſpäter erhalte ich aus dem Gefängniſſe Kingsbench einen Zettel, der zu meinem Erſtaunen mit dem Namen Conſtantini unterzeichnet iſt. Dieſer Unglückliche ſchrieb mir, daß er mich als ſeinen einzigen Freund betrachte und folglich hoffe, daß ich ihn beſuchen würde, um ihm wenigſtens einen guten Rath zu geben. Das fand ich ſeltſam und begriff den Zuſammenhang gar nicht. Ich nehme einen Fiacre und eile nach Kingsbench. Der arme Signor ſaß da ganz troſtlos, in Geſellſchaft eines engliſchen Prokurators, der italieniſch ſprach. Er war am Tage zuvor wegen verſchiedener Wechſel verhaftet worden, die ſeine Frau nach Sicht ausgeſtellt hatte. Dieſer Wechſel waren fünf, im Betrage von tauſend Pfund Sterling; der Prokurator hatte ſie in Händen, und war gekommen, um dem Gefangenen einen Vergleich vorzuſchlagen.

Hätte ich nicht durch die Binetti gewußt,

daß Signora Calori keineswegs verſchuldet ſey, ſondern in großem Wohlſtande lebe, ſo würde ich gar nicht geahnet haben, daß hier ein ſchändli- cher Betrug geſpielt werde. Ich erſuchte den Pro- kurator, ſich zu entfernen, weil ich mit dem Si- gnor ohne Zeugen ſprechen wolle. Man ſchickt mich, begann Conſtantini, wegen der Schulden meiner Frau in's Gefängniß: denn man behaup- tet, es ſey meine Pflicht, dieſe zu bezahlen. — Das iſt ein Streich, den Ihre Frau Ihnen ſpielt. Gewiß bekam ſie Nachricht von Ihrer Ankunft in London. — Sie hat mich vielleicht auf der Straße geſehen. — Warum zögerten Sie denn Ihren Vorſatz auszuführen? — Heute Morgen würde ich alles in Ordnung gebracht haben; doch wie konnte ich glauben, daß meine Frau Schulden habe? — Sie hat auch keine Schulden! Dieſe Wechſel ſind falſch, ſind erſt geſtern geſchrieben, aber antedatirt. Es iſt ein Schurkenſtreich, der dem Weibe theuer zu ſtehen kommen kann. — Was kann es mir helfen? ich bin im Gefängniß. — Bleiben Sie ruhig hier und verlaſſen Sie ſich auf mich. Morgen ſehen wir uns wieder.

Aufgebracht über dieſe Schelmerei und ent-

ſchloſſen dem Unglücklichen mit Rath und That beizuſtehen, eile ich zu Boſanquet und theile ihm alles mit. Er verſicherte mir, ſolche Vorfälle wären gar nicht ungewöhnlich in London, und ſeit langer Zeit ſey man mit den Mitteln vertraut, um eine Bosheit der Art unſchädlich zu machen. Boſanquet war erbötig dieſe Angelegenheit einem Advocaten zu übergeben, der den armen Signor aller Verlegenheit entziehen und den Schurkenſtreich ſeiner Frau theuer anrechnen werde. Ich bat ihn alles zu beſorgen, und nöthigenfalls ſelbſt Bürgſchaft für Conſtantini zu leiſten.

Fünf Tage ſpäter erſchien Boſanquet mit der Nachricht, daß der Signor nicht nur ſein Gefängniß, ſondern auch England verlaſſen habe. — Wie iſt das möglich? — Die Sache läßt ſich ganz einfach erklären. Der Liebhaber der Calori, das drohende Ungewitter vorausſehend, hat den armen Ehemann wahrſcheinlich überredet eine kleine Summe als Entſchädigung anzunehmen und England ſogleich zu verlaſſen. So iſt der Handel beendigt. Aber das kleine Abenteuer wird gewiß durch die öffentlichen Blätter bekannt werden und viel Stoff zum Lachen geben. Man wird ſagen, daß Giar=

dini ſehr wohl gethan habe, der Signora Calori einen ſo heilſamen Rath zu geben. — Später erfuhr ich durch die Binetti, daß der arme Teufel zweihundert Guineen erhalten habe. Das freute mich, und ich ſchrieb die ganze Geſchichte meinem Freunde Baletti. Ein paar Jahre ſpäter fand ich die Signora Calori zu Prag.

Der ehemalige franzöſiſche Offizier, dem ich in Aachen aus großer Verlegenheit half, lebte auch zu dieſer Zeit mit ſeiner Frau und einer einzigen Tochter in London, hatte mich mehrmals beſucht und ſelbſt zwei- oder dreimal bei mir zu Mittag geſpeiſt. Es wäre längſt meine Schuldigkeit geweſen, wenigſtens einmal ſeinen Beſuch zu erwiedern; ich erröthete, wenn wir uns begegneten und er mir deshalb beſcheidene Vorwürfe machte. Mein guter Genius hatte mich, wie es ſchien, bis jetzt noch immer davon abgehalten; endlich aber ſiegte doch die Neugierde und ich entſchloß mich hinzugehn.

Wie ich eintrete, fällt mir der Offizier um den Hals, ſtellt mir ſeine Frau vor, nennt mich ſeinen Vetter und erſchöpft ſich in allen jenen Lobpreiſungen, die Schelme an ehrliche Leute zu

verſchwenden pflegen, wenn ſie dieſe zu betrügen Hoffnung haben. Fünf Minuten ſpäter erſcheint eine alte Dame mit einem ſehr hübſchen jungen Mädchen. Herr Malingan ſtellt mich vor mit dem Bemerken, ich ſey derſelbe Chevalier Seingalt, von dem er ihnen öfter erzählt habe. Die Demoiſelle affectirt Ueberraſchung und ſagt mir, daß ſie einen Herrn Caſanova gekannt, der mit mir große Aehnlichkeit habe. Ich erwidere, dies ſey gleichfalls mein Name; indeß könne ich mich nicht erinnern, wo mir das Glück ihrer Bekanntſchaft geworden. Es iſt leicht möglich, ſprach ſie, daß Sie mich vergeſſen haben, denn Sie ſahen und ſprachen mich nur ein einziges Mal. Damals war ich erſt dreizehn Jahre alt, und nannte mich Augspurgher. Jetzt heiße ich Charpillon. Vor vier Jahren kam ich mit meiner Mutter und meinen Tanten nach London. — Wo hatte ich denn aber das Glück Sie zu ſehen? — Zu Paris, im Palais marchand. Sie waren in Begleitung einer ſchönen Dame, und ſchenkten mir (ſie zeigte hier auf ihre Schuhe) dieſe Schnallen. Von meiner Tante dazu aufgefordert, erwieſen Sie mir die Ehre, mir einen Kuß zu geben. —

Nun erinnerte ich mich jenes Zuſammentreffens ſehr wohl, und vielleicht ruft auch der Leſer ſich zurück, daß damals Baret, die ſchöne Strumpfhändlerin, mich begleitete. — Mademoiſelle, jetzt erkenne ich Sie, doch auf Ihre Frau Tante weiß ich mich nicht zu beſinnen. — Sie werden ſie ſehen, wenn Sie die Güte haben wollen, uns zum Thee zu beſuchen. Wir wohnen in Soho-ſtreet. Schriftlich will ich Ihnen das ſchmeichelhafte Compliment zeigen, womit Sie damals mich beehrten. —

Fünftes Capitel.

Eine unglückliche Liebſchaft.

Bei dem Namen Charpillon erinnerte ich mich der Karte, die mir zu Lyon der Procurator Moroſini gab; ich nehme ſie aus der Brieftaſche und überreiche ſie an Demoiſelle Charpillon. — Was ſehe ich! ruft ſie aus. Mein lieber Ambaſſadeur! Und Sie, Chevalier, ſind bereits drei Monate in London, ohne daß es Ihnen einfiel, mir dieſe Karte abzugeben? — Ich bedarf Ihrer Verzeihung, ich hätte nachforſchen ſollen. Da indeß der Ambaſſadeur auf die Karte keine beſondere Wichtigkeit zu legen ſchien, ſo verſäumte ich dieſe kleine Pflicht, und verdanke es nun dem Zufall, daß ich dieſelbe erfüllen konnte. — Kommen Sie doch morgen zum Diner. — Es iſt mir nicht möglich, weil Lord Pembrocke ſich bei mir hat anmelden laſſen. — Werden Sie Geſellſchaft ha-

ben? — Wir ſind allein. — Deſto beſſer. So machen Sie ſich gefaßt, daß ich und meine Tante uns einfinden. Wo wohnen Sie denn?

Ich gebe ihr meine Adreſſe, indem ich verſichere, es werde mir Ehre und Vergnügen ſeyn, ſie bei mir zu empfangen; aber ich ſtehe ganz erſtaunt da, als ſie mir in's Geſicht lacht. Alſo, rief ſie aus, ſind Sie der Italiener, welcher vor zwei Monaten an ſeiner Hausthür die ſonderbare Ankündigung aushängte, über welche ganz London gelacht hat? — Derſelbe. — Man hat mir verſichern wollen, jene Ankündigung habe Ihnen viel gekoſtet. — Im Gegentheil; ich verdanke derſelben mein Glück. — Mithin wären Sie unglücklich nach Abreiſe der fremden Dame? Wollen Sie in der That ein Geheimniß daraus machen, wer die Dame eigentlich war? — Lieber will ich ſterben, ehe ich das Geheimniß verrathe. — Fragen Sie nur meine Tante, ob ich nicht auch hingehen wollte, um ein Zimmer zu miethen. Meine Mutter hat mich davon abgehalten. — Was hatten Sie denn nöthig eine wohlfeile Wohnung aufzuſuchen? — Um einen Spaß zu haben, und den übermüthigen Verfaſſer jener Ankündigung

für ſeine Keckheit zu ſtrafen. — Auf welche Weiſe würden Sie mich geſtraft haben? Dadurch, daß ich Ihr Herz erobert und Ihnen mit meiner Sprödigkeit unſägliche Qualen bereitet haben würde. Ha! wie hätte ich triumphiren wollen! — Sie trauen ſich alſo den Zauber zu, nach Willkür einen Mann verliebt zu machen, um die Tyrannin desjenigen zu werden, der Ihnen gebührende Huldigung darbringt? Das wäre ja eine teufliſche Freude, und zum Unglück für alle Männer ſehen Sie aus wie ein Engel. Ihre Freimüthigkeit ſoll mir den Gewinn bringen, daß ich mich vor Ihnen in Acht nehme. — Umſonſt! Sie müßten denn entſchloſſen ſeyn mich nicht wiederzuſehen.

Da alles dies von Demoiſelle Charpillon lachend geſagt wurde, ſo nahm ich es in dem Sinne, in welchem es genommen werden mußte; aber zugleich mußte ich mir geſtehen, daß es ihr durch Geiſt und Schönheit nicht ſchwer fallen könne, jeden Mann verliebt zu machen, auf den ſie es abgeſehen habe. Ihre Bekanntſchaft ſollte mir das größte Unheil bringen. Seit jenem Tage — es war zu Anfange des September 1763, als ich in meinem achtunddreißigſten Jahre ſtand — be-

gann ich langſam zu ſterben. Iſt die aufſteigende Linie mit der niederſteigenden von gleicher Länge, ſo glaube ich heute (November 1797) etwa noch auf vier Lebensjahre rechnen zu dürfen; und dieſe werden, nach dem Grundſatze: „motus in ſine velocior*),“ ziemlich ſchnell dahinfliehen.

Die Charpillon, welche ganz London gekannt hat, und die vielleicht heute noch lebt, war eine vollendete Schönheit. Ihr Haar kaſtanienbraun, die Augen himmelblau, der Teint von dem zarteſten Weiß, der Wuchs hoch und ſchlank, der Buſen von üppiger Fülle, Hand und Fuß zierlich, die Haltung edel. Sie war ſiebzehn Jahre alt. Der Ausdruck von Milde und Unſchuld, der ihr Geſicht belebte, zeugte von einem Gemüth, welches ſanften Gefühlen offen iſt. Aber es hatte der Natur gefallen mit dieſem Geſicht zu lügen. Die Schändliche hatte mein Verderben beſchloſſen, ehe ſie mich noch kannte.

Nicht wie ein ſinnlicher Menſch, der ein ſchönes Mädchen geſehen hat und Befriedigung ſeiner Wünſche von ihm hoffet, nein, wie ein Irren-

---

*) Die Bewegung nimmt nach dem Ende hin zu.

der, Unglücklicher, Troſtloſer ging ich fort. Unbegreiflich war es mir, daß Paulinens Bild, das mich ſtets umſchwebte, nicht ſoviel Macht beſaß, den Zauber zu löſen, welchen jenes Mädchen über mich ausübte. Zuletzt beruhigte mich der Gedanke, daß dieſer gewaltige Eindruck wohl nur durch den Reiz der Neuheit und ein Zuſammentreffen von Umſtänden bewirkt worden ſey, die Entzauberung aber nicht ausbleiben werde. Ich werde wohl, ſagte ich zu mir, dieſes Mädchen zu bewundern aufhören, ſobald ich nur einmal bei ihm geſchlafen habe, und dieſes Ziel dürfte wohl ſo fern nicht ſeyn.

Wie war auch irgend eine Schwierigkeit denkbar? Sie ſelbſt hatte ſich zum Diner bei mir eingeladen; ſie war des Procurators Freundin geweſen, und hatte ihn wahrſcheinlich nicht ſchmachten laſſen. Hübſch war nun der Procurator freilich nicht, und eben ſo wenig jung, folglich mußte er ihre Gunſt mit Gold aufgewogen haben. Ohne mir alſo Hoffnung zu machen, daß ſie mich liebenswürdig finden werde, rechnete ich auf mein Geld, und zweifelte nicht durch Freigebigkeit den Sieg zu erringen.

Nach dem Vorfalle mit dem Grafen Schwerin war Lord Pembrocke mein vertrauter Freund geworden. Als er verſprochnermaßen am folgenden Tage mich beſuchte, wunderte er ſich über die Nachricht, daß Demoiſelle Charpillon ſich mit ihrer Tante zum Diner eingeladen habe, ſobald ſie gehört, daß der Lord bei mir ſpeiſen werde. Dieſes Mädchen, ſagte er, gefällt mir außerordentlich. Eines Abends fand ich ſie mit ihrer Tante im Vauxhall und bot ihr zwanzig Guineen, wenn ſie in einer dunkeln Allee mit mir luſtwandeln wolle. Sie nahm den Vorſchlag an, doch kaum ſind wir hundert Schritte gegangen, als ſie ſich von mir loswindet und die Flucht nimmt. — Sie hätten ihr öffentlich Ohrfeigen geben ſollen. — Es wäre ein Skandal entſtanden und man würde mich ausgelacht haben. Es iſt eine leichtfertige Dirne, die ich jetzt verachte. Sind ſie etwa verliebt? — Es iſt bei mir blos Reiz der Neuheit, wie es mit Ihnen der Fall geweſen. — Es iſt eine kleine Schelmin, die alles aufbieten wird, um Sie zu überliſten.

Demoiſelle Charpillon langt an und ſagt dem Lord die artigſten Sachen von der Welt,

während ſie mich kaum eines Blickes würdigt. Sie lachte über das Abenteuer im Vauxhall und neckte den Lord, daß er durch ihren Muthwillen ſich habe verleiten laſſen auf ihren Beſitz Verzicht zu leiſten. Ein andermal, ſprach ſie, will ich Ihnen nicht entfliehen. — Das könnte wohl ſeyn, denn ein andermal werde ich nicht pränumeriren. — Fi donc! Das iſt ein ſchlechtes Wort, für Sie gar nicht anſtändig, und eben ſo wenig für mich. —

Mylord pries den Geiſt der Schönen, und lachte über alle ihre Impertinenzen, indem er ſich der Aufmerkſamkeit freute, welche ſie ſeinen Geſprächen widmete. Nach aufgehobener Tafel verließ uns Demoiſelle Charpillon, nachdem ich ihr verſprochen hatte, übermorgen zum Diner zu kommen.

Den nächſten Tag brachte ich ganz in Geſellſchaft des liebenswürdigen Pembrocke zu. Er machte mich mit den Londner Bagnio's bekannt. Dies ſind Vergnügungsörter, welche ich nicht weiter beſchreiben will, da ſie allgemein bekannt ſind. Jeder Fremde, der nach London kommt und einen Aufwand von ſechs Guineen nicht ſcheuen

darf, beſucht ein Bagnio. Wir machten hier Bekanntſchaft mit zwei ſehr hübſchen Schweſtern.

Am beſtimmten Tage ging ich zu Demoiſelle Charpillon, um bei ihr zu ſpeiſen. Als ſie mir ihre Mutter vorſtellt, erneuere ich ſogleich eine alte Bekanntſchaft, obgleich die Dame krank und abgezehrt ausſah. Ich erinnerte mich nämlich, daß im Jahre 1759 ein Genfer, mit Namen Bolomé, mich überredet hatte an dieſe Frau Juwelen im Werthe von ſechstauſend Dukaten zu verkaufen. Sie hatte mir damals zwei Wechſel gegeben, die von ihr und ihren beiden Schweſtern auf denſelben Bolomé traſſirt waren. Indeß machte der Genfer Bankerott, ehe noch jene Wechſel fällig wurden, und einige Tage ſpäter waren auch die Demoiſelles Augspurgher verſchwunden. Nun war ich nicht wenig erſtaunt ſie in England wiederzufinden, und zwar von der Charpillon zu ihnen geführt zu werden. Dieſe konnte von dem böſen Handel ihrer Mutter und ihrer Tanten nichts wiſſen; auch war ich damals nur unter dem Namen Caſanova bekannt geweſen.

Madame, begann ich, es freut mich unendlich Sie wiederzuſehen! — Auch ich, mein Herr,

wünſche mir Glück, Ihre Bekanntſchaft zu er=
neuern. Dieſer Schurke, der Bolomé . . . . —
Madame, ſprechen wir davon nicht! Ein ander=
mal werden wir auf dieſen Gegenſtand kommen.
Ich ſehe, Sie ſind krank geweſen. — Zum Tode
krank. Aber jetzt, dem Himmel ſey es gedankt,
befinde ich mich ſchon um vieles beſſer. Meine
Tochter hat Sie nicht unter Ihrem Namen ange=
kündigt. — Um Vergebung. Dieſer Name iſt der
meinige, wie es jener war, den ich in Paris
führte, als ich Mademoiſelle kennen lernte, ohne
in derſelben Ihre Tochter zu ahnen.

Jetzt erſchien in Begleitung der beiden Tan=
ten die Großmutter der Charpillon; ſie hieß wie
ihre Tochter Augspurgher. Eine Viertelſtunde ſpä=
ter kamen auch drei Herren, der Chevalier Gou=
dar, den ich in Paris gekannt hatte, und zwei
Unbekannte, die Roſtaing und Coumon hießen.
Dies waren die Hausfreunde und alle drei Gau=
ner von Profeſſion, die davon lebten, daß ſie
Gimpel in ihr Netz lockten. In ſo ſchlechte Ge=
ſellſchaft war ich gerathen, und dennoch ſuchte ich
mich weder zu entfernen, noch faßte ich den Ent=
ſchluß, künftig dieſes Haus zu meiden. Ich glaubte

nichts zu wagen, wenn ich mich defenſiv verhielte; und da es allein meine Abſicht war, mit der Tochter eine Intrigue anzuknüpfen, ſo betrachtete ich jene Leute als Weſen, die durchaus in keine Berührung mit mir kommen könnten. Bei Tafel nahm ich den erſten Platz ein, gab den Ton an, neckte meine ſchöne Nachbarin, wurde geneckt, und erhielt die Ueberzeugung, daß ich mein Ziel ohne Schwierigkeit erreichen würde. Sie bat mich, ihr und der ganzen Geſellſchaft ein Souper zu geben und einen Tag dazu feſtzuſetzen. Ich ſagte ihr, ſie ſolle den Tag nur ſelbſt beſtimmen, und ſie that es, nachdem ſie die Induſtrieritter dabei zu Rathe gezogen. Die Stunden bis zum Abendeſſen wurden mit einer Partie Whiſt ausgefüllt. Ziemlich verdrüßlich und ſterblich verliebt kehrte ich um Mitternacht nach Hauſe zurück.

Meiner Leidenſchaft unerachtet beſaß ich doch ſo viel Selbſtbeherrſchung, daß ich an den beiden folgenden Tagen keinen Verſuch machte die Charpillon wiederzuſehen. Der dritte Tag war von ihr zum Souper beſtimmt; indeß erſchien ſie mit ihrer Tante bereits um neun Uhr Morgens. — Ich bin, ſagte ſie, zum Frühſtück gekommen und

habe Ihnen etwas mitzutheilen. — Jetzt gleich, oder nach dem Frühſtück? — Nachher; denn wir haben ohne Zeugen zu ſprechen. —

Als wir uns allein befinden, fängt ſie an mir die gegenwärtige Lage ihrer Familie zu ſchildern und verſichert, daß ſie von aller Verlegenheit befreit ſeyn würden, wenn ihre Tante hundert Guineen erhalte. Denn für dieſes Geld würde ſie Lebensbalſam bereiten und ihr Glück damit machen. Hierauf preiſt ſie die wunderbare Kraft des Balſams, der in London gewiß großen Abſatz finden werde; verſpricht mir die Hälfte des Gewinns und außerdem Rückzahlung der hundert Guineen in Zeit von ſechs Monaten. Ich erwiderte, daß ich eine beſtimmte Antwort nach dem Souper geben würde. Bei dieſen Worten nahm ich die heitere Miene an, mit welcher der Mann von Bildung, wenn er verliebt iſt, ſeine Bewerbung um die höchſte Gunſt einleitet. Ich fing auf dem bequemen Sopha verſchiedene Bewegungen an; doch lachend widerſetzt man ſich denſelben und wehrt dem kühnen Spiel meiner Hände. Raſch entwindet ſich die Spröde meinen Armen und dreht den Kopf nach der entgegengeſetzten

Seite, als ſie bemerkt, daß mein Kopf ſich hinüberneigt, um ihr einen Kuß zu rauben. Endlich ſpringt ſie auf und hüpft fröhlich zu ihrer Tante in das Nebenzimmer. Gute Miene zum böſen Spiel machend folge ich ihr. Gleich darauf nimmt ſie Abſchied und verſpricht am Abend wiederzukehren.

Ueber ſolche Sprödigkeit meine Betrachtungen anſtellend, finde ich ſie ganz in der Ordnung. Ich erblickte darin gar keine böſe Vorbedeutung, beſonders da man hundert Guineen brauchte. Ich ſah wohl, daß ich auf ihre Gunſt nicht rechnen dürfe, wenn ich jene Summe nicht zahlte, und einen wohlfeilern Preis zu erhalten fiel mir gar nicht ein. Indeß mußte doch die Kleine erfahren, daß ſie das Geld nicht erhalten werde, wofern ſie ihre Sprödigkeit nicht ablege. Ich mußte hier vorſichtig ſeyn, damit ich nicht angeführt wurde.

Der Abend erſchien und mit ihm die Gäſte. Das ſchöne Kind bat mich eine kleine Bank aufzulegen. Aber mit einem lauten Gelächter, welches ſie nicht erwartet hatte, weiſe ich den Vorſchlag zurück. Doch wenigſtens eine Partie Whiſt!

ſagt ſie. — Es ſcheint, Sie ſind nicht neugierig auf das Reſultat in der bewußten Sache? — Eh bien! Haben Sie einen Entſchluß gefaßt? — Ja wohl; kommen Sie nur.

Sie folgt mir in ein Nebenzimmer. Ich laſſe ſie auf demſelben Sopha niederſitzen, welches heute Morgen meine Angriffe abſchlagen ſah, und ſage ihr, daß die hundert Guineen bereit ſind. — Sie müſſen das Geld meiner Tante geben, denn ſonſt könnten die Herren leicht glauben, ich hätte für dieſe Summe meine Ehre verkauft. — Gut, ich verſpreche Ihnen das Geld Ihrer Tante einzuhändigen. Bei dieſen Worten wiederholte ich die Taktik von heute Morgen, doch ohne allen Erfolg. Und ich mußte mich zurückziehen, als ſie erklärte: daß weder Geld noch Gewalt ſie jemals bewegen werde ſich mir zu ergeben, und daß ich alles einzig von ihrer Liebe zu erwarten habe. Ich ſtand auf und ſie folgte.

Da ich einen Anfall von übler Laune verſpürte, ſo glaubte ich dieſen nicht beſſer verbergen zu können, als wenn ich mich zu einer Partie Whiſt ſetzte. Die Charpillon war ſehr heiter und ärgerte mich durch ihre Luſtigkeit. Bei Tafel ſaß

ſie neben mir und fiel mir beſchwerlich durch hundert Albernheiten, die mich entzückt haben würden, wenn ich nicht heute zweimal ſo heftigen Widerſtand von ihr erfahren hätte. Beim Abſchiede flüſterte ſie mir zu, daß ſie ihre Tante in das Nebenzimmer ſchicken wolle, wenn es wirklich mein Ernſt ſey ihr die hundert Guineen zu zahlen. Ich erwiderte, daß es einer Quittung bedürfe und dieſer Augenblick für das Geſchäft nicht paſſend ſey. Als ſie nun bat, daß ich die Zeit dazu beſtimmen möge, zeigte ich ihr die volle Geldbörſe und ſprach: der rechte Augenblick wird gekommen ſeyn, ſobald Sie wollen. —

Nach ihrer Entfernung machte ich verſchiedene Gloſſen über ihr Benehmen. Es ſchien mir unzweifelhaft, daß dieſe Schelmin ſich vorgenommen hatte mich zu betrügen, und ich beſchloß daher ſie aufzugeben. Eine ſolche Vereitelung kränkte mich; allein ich hielt es für ruhmwürdig ſtandhaft zu dulden. Um mich etwas zu zerſtreuen, nahm ich am folgenden Tage ein Körbchen mit Zuckerwerk und begab mich nach der Penſionsanſtalt zu meiner Tochter.

Sophie und ihre Geſpielinnen waren hoch

erfreut, doch mehr Vergnügen noch als ſie empfand ich. Von jetzt an beſuchte ich ſie faſt alle Tage; es war eine Wanderung von fünf Viertelſtunden. Jedes Mal brachte ich den Kleinen etwas mit, das ihnen Freude machte, und ſo vergingen drei Wochen, während welchen ich glaubte die Charpillon vergeſſen zu haben. Der verheerende Vulkan der Leidenſchaft war eingeſchloſſen, und über ihm blühten die Blumen unſchuldsvoller Freude auf. Doch muß ich freilich geſtehen, daß eine von Sophiens Geſpielinnen mir etwas allzuſehr gefiel, um nicht gewiſſe Wünſche in mir aufzuregen.

So war der Zuſtand meines Herzens, da ſehe ich eines Morgens die Tante der Spröden vor mir. Sie ſagt mir, ihre Nichte und die ganze Familie fühlten ſich ſehr gekränkt, daß ich ſo lange Zeit mich nicht habe ſehen laſſen, und beſonders ſey ſie ſelbſt darüber ſehr betrübt, weil die Nichte ihr Hoffnung gemacht habe von mir Geld zur Verfertigung des Lebensbalſams zu erhalten. — Madame, war meine Antwort, ich würde Ihnen hundert Guineen gegeben haben, wenn Ihre Nichte etwas freundlich gegen mich hätte ſeyn wollen. Sie hat mir ſogar Gunſtbe-

zeugungen verſagt, die ſelbſt eine Veſtalin mir bewilligt haben würde, und eine Veſtalin iſt ſie nicht, wie Sie wohl wiſſen. — Erlauben Sie, daß ich ein wenig lache. Das Mädchen iſt leichtſinnig und muthwillig; ſie ergiebt ſich aber nicht eher, bis ſie die Gewißheit erhält, geliebt zu ſeyn. Sie hat mir alles geſtanden. Mein Herr, Sie werden von ihr geliebt, aber ſie fürchtet, daß Ihre Leidenſchaft wohl nur eine flüchtige Laune ſeyn könne. In dieſem Augenblick hält ein rheumatiſches Fieber ſie darnieder. Entſchließen Sie ſich nur zu einem Beſuch, und ich darf Ihnen verſichern, daß Sie nicht unzufrieden zurückkehren werden.

Bei dieſen Worten erwachte meine Leidenſchaft mit neuer Stärke. Ich fragte, zu welcher Stunde ich kommen müſſe, um Mademoiſelle im Bette anzutreffen. Sie erwiderte, daß ich nur gleich hingehen und an der Hausthür blos einmal klopfen ſolle. Ich erſuchte ſie vorauszugehen und mich zu erwarten.

Wie entzückt war ich, nun endlich an das Ziel gelangt zu ſeyn! Eine Täuſchung fürchtete ich gar nicht, da die Tante ſich deutlich erklärt

hatte und mit mir einverſtanden war. Schnell werfe ich mich in den Ueberrock und bin in einer Viertelſtunde vor ihrer Thür. Ich klopfe an, und ſiehe, die Tante iſt es, die mir heimlich öffnet und mich bittet in einer halben Stunde zurückzukehren: denn die Nichte ſey ganz entkleidet und wolle in's Bad ſteigen. — Zum Teufel, immer neue Ausflüchte! Das iſt gar nicht wahr, ich glaube kein Wort davon! — Wahrhaftig ich lüge nicht! Wollen Sie mir verſprechen artig zu ſeyn, ſo will ich Sie auf das Zimmer meiner Nichte führen. Nachher mag ſie ſagen was ſie will; ich laſſe ſie reden. — In ihr Zimmer? Iſt ſie denn im Bade? Hintergehen Sie mich? — Nein, folgen Sie mir nur.

Die Tante ſteigt die Treppe hinauf, und ich folge. Sie öffnet eine Thür, ſchiebt mich hinein und ſchließt hinter mir zu. Ich erblicke in einer Badewanne ganz nackt die Charpillon, die zu glauben ſcheint, daß ihre Tante eingetreten ſey, und von mir Handtücher verlangt. Kaum aber ſieht ſie nach mir hin, als ſie einen lauten Schrei ausſtößt und das Geſicht mit den Händen bedeckt. — Schreien Sie nicht, denn ich laſſe mich nicht

täuſchen. Ich bitte ſich ruhig zu verhalten. — — Entfernen Sie ſich. — Nein, laſſen Sie mich wieder zu Athem kommen. — Noch einmal, gehen Sie! — Seyn Sie ruhig und fürchten Sie keine Gewaltthätigkeit. — Das ſoll meiner Tante theuer zu ſtehen kommen. — Ihre Tante iſt eine brave Frau, die ſtets an mir einen wahren Freund finden ſoll. Ich werde Sie nicht anrühren; doch enthüllen Sie ſich. — Wie, ich ſoll mich enthüllen? — Bringen Sie ſich in dieſelbe Lage, in der ich Sie überraſcht habe. — Nimmermehr; ich erſuche Sie ſich zu entfernen. —

Wie ſie nun ſah, daß ihr Zorn nichts vermöge, wollte ſie mich durch Milde gewinnen und zeigte ſich mir in einer Attitude, die noch unendlich verführeriſcher war. Doch kaum bemerkt ſie, daß ich meine Begierde nicht mehr zurückhalten kann, ſo kehrt ſie mir den Rücken, damit ich nicht glauben ſolle, ſie finde Vergnügen an meinem Anſchauen. Um nur den Aufruhr meiner Sinne zu ſtillen, mußte ich mir jede Demüthigung gefallen laſſen. In demſelben Augenblick trat die Tante in's Zimmer, und ohne ein Wort zu ſagen, gehe ich fort; ſchon zufrieden damit, daß

meine Verachtung gegen dieſes Geſchöpf das Gefühl der Liebe nicht werde aufkommen laſſen.

Die Tante lief mir nach und fragte, ob ich zufrieden ſey. Sehr zufrieden Sie kennen gelernt zu haben! war meine Antwort. Damit warf ich ihr eine Banknote von hundert Pfund vor die Füße und verſchmähte die Quittung, welche ſie mir geben wollte. Um dieſer Kupplerin nichts zu geben, beſaß ich wirklich nicht Muth genug.

Nach Hauſe zurückgekehrt, freute ich mich außerordentlich, in dieſem Kampfe Sieger geblieben zu ſeyn. Alle meine gute Laune fand ſich wieder ein, und ich fühlte Standhaftigkeit genug in mir, um das Haus jener elenden Weiber nie mehr zu betreten. Ich dachte an nichts weiter, als im Schauſpiel, in den Tavernen und auf Spaziergängen in den Umgebungen Londons Zerſtreuung zu ſuchen. Fünf oder ſechs Tage nach der Badeſcene finde ich die ſchändliche Charpillon mit ihrer Tante im Vauxhall. Ich will ihr ausweichen, doch ſie kommt auf mich zu und wirft mir mein brusques Betragen vor. Darauf antworte ich ziemlich unartig; doch ſie ſpielt die Unempfindliche, tritt in den Pavillon und ladet

mich zu einer Taſſe Thee. Als ich ihr erwidere, daß ich viel eher ein Souper nehmen würde, iſt ſie dreiſt genug, ſich zu einem ſolchen bei mir einzuladen. Ich laſſe es geſchehen; man legt vier Couverts auf, und ſcheinbar ſind wir die beſten Freunde. Ihre Reize, ihre Heiterkeit machten leider auf mein ſchwaches Herz abermals den ſtärkſten Eindruck, welchen der Geiſt des Weins noch erhöhte. Ich ſchlug ihr einen Spaziergang in den dunkeln Baumgängen vor, indem ich die Hoffnung äußerte, ſie werde mit mir nicht verfahren wie mit dem Lord Pembrocke. Holdſelig und mit allem Schein der Aufrichtigkeit (der mich aber nicht täuſchen konnte) antwortete ſie: ich bin entſchloſſen ganz die Ihrige zu werden; nicht nur bei Nacht, ſondern ſelbſt bei Tage. Allein zuvor müſſen Sie mir die Genugthuung geben, daß Sie mich täglich beſuchen, wie es einem wahren Freunde meines Hauſes geziemt. — Es ſoll geſchehen; doch kommen Sie, um mir ſogleich in der Allee einen kleinen Beweis Ihrer Freundſchaft zu geben. — Nein, auf keinen Fall! — Nun verließ ich ſie, ohne ſie nach Hauſe begleiten zu wollen; und mit einem kleinen Rauſch verfügte ich mich zu Bett.

Am Morgen wünſchte ich mir Glück dazu, daß die Charpillon mich nicht beim Worte nahm. Unwiderſtehlich war die Gewalt welche dieſes Geſchöpf über mich ausübte; ich überzeugte mich, daß es für mich kein anderes Mittel gebe, ihren Fallſtricken zu entgehen, — als Entfernung. So oft ich ſie ſah, dünkte es mir unmöglich, dem Genuß ihrer Reize zu entſagen. Die Schelmin ſchien ſich vorgenommen zu haben mich in meinem Entſchluſſe wankend zu machen. Die Maßregeln welche ſie zur Erreichung ihrer Abſicht erwählte, waren offenbar das Ergebniß der gemeinſchaftlichen Berathung dieſes nichtswürdigen Geſindels.

Wenige Tage nach dem Souper im Vauxhall erſcheint bei mir der Chevalier Goudar. Er beginnt damit, mir Glück zu wünſchen zu meinem klugen Vorſatze, die Familie Augspurgher nicht mehr zu ſehen; denn Sie würden ſich, ſprach er, von Tage zu Tage in das junge Mädchen ſtärker verliebt haben, und man hätte Sie rein ausgeplündert. — Sie müſſen mich doch für ſehr einfältig halten! Hätte ich die Charpillon weniger ſpröde gefunden, ſo würde ſie mich dankbar gefunden haben; doch wären die Zeichen meiner

Dankbarkeit ſtets meinen Kräften angemeſſen geblieben. Und fährt ſie fort ſpröde zu thun, ſo bleibe ich meiner bisherigen Handlungsweiſe treu. Mithin können Sie ſich wohl denken, daß man mich ſo leicht nicht ausplündern darf. — Sind Sie denn feſt entſchloſſen das Mädchen nicht mehr zu ſehen? — Ja, feſt entſchloſſen. — Sie lieben alſo die Charpillon nicht? — Ich habe ſie einmal geliebt; doch nun bin ich glücklich geheilt. In wenig Tagen werde ich ſie gänzlich vergeſſen haben; ſogar wäre das ſchon jetzt geſchehen, hätte nicht ein böſer Dämon ſie im Vauxhall mir entgegengeführt. — Sehen Sie wohl! Glauben Sie nur, den geliebten Gegenſtand zu fliehen, iſt das rechte Mittel nicht, um zu vergeſſen: denn wie leicht kann man durch den Zufall jeden Augenblick zuſammengeführt werden, wenn das Mädchen unſers Herzens dieſelbe Stadt mit uns bewohnt. — Kennen Sie ein anderes Mittel? — Dieſes Mittel heißt Genuß. Es kann freilich ſeyn, daß Sie von der Charpillon nicht geliebt werden; doch Sie ſind reich, und ſie iſt arm. Für eine gewiſſe Summe werden Sie ihren Beſitz erkaufen können, und alsdann auf weit angenehmere Weiſe

geheilt ſeyn, indem Sie erkennen, daß der Gegenſtand Ihrer Liebe eines beſtändigen Gefühls unwerth iſt. Denn hoffentlich wiſſen Sie doch, was die Charpillon iſt. — Ich würde mich dieſes Mittels ſchon bedient haben, hätte ich ihren Plan nicht deutlich errathen. — Vermöge eines vortheilhaften Vergleiches würden Sie ihren Plan vereitelt haben. Aber pränumeriren mußten Sie nicht. Sie ſehen, ich weiß alles! — Was können Sie wiſſen? — Ich weiß, daß ſie Ihnen hundert Pfund koſtet, und daß Sie dafür nicht einen Kuß erhielten. Für ſoviel Geld mußten Sie die höchſte Gunſt genießen. Es iſt die Charpillon ſelbſt, die ſich rühmt Sie angeführt zu haben. — Sie lügt! ich habe jene Summe ihrer Tante geſchenkt, die damit ihr Glück machen kann, wie ſie verſichert. — Ganz Recht; Lebensbalſam will ſie verfertigen. Doch geſtehen Sie nur, ohne die Nichte würde die Tante dieſe hundert Pfund nimmer erhalten haben. — Zugegeben; doch ich bitte ſagen Sie mir, was Sie eigentlich veranlaßt ſolche Reden gegen mich zu führen, da Sie doch ebenfalls zu jenem Komplott gehören? — Was mich zu Ihnen führt, — ich betheure es heilig

— iſt nichts anders als meine Freundſchaft für Sie. Wenn Sie aber glauben, ich ſey Theilnehmer jenes Komplotts, ſo will ich Sie enttäuſchen, indem ich Ihnen das Abenteuer mittheile, dem ich die Bekanntſchaft dieſes Mädchens und ſeiner Familie verdanke.

Sechzehn Monate ſind es jetzt, fuhr der Chevalier fort, daß ich eines Abends den Geſandten von Venedig, den Prokurator Moroſini, auf einem einſamen Spaziergang im Vauxhall erblicke. Wie ich bemerke, daß der Geſandte voll Entzücken nach den jungen Schönen hinſchaut, die hier und da luſtwandeln, nähere ich mich, um ihm zu ſagen: dieſe Mädchen ſtünden ihm ſämmtlich zu Befehl, und er dürfe nur ſein Schnupftuch derjenigen zuwerfen, der er den Preis zuerkenne. Lachend fragt mich der Geſandte, indem er auf eines der Mädchen hinzeigt: ob dieſe da zu haben ſey. Da ich ſie nicht kenne, ſo erbitte ich mir vom Geſandten auf eine Minute Urlaub, um Erkundigung einzuziehen. Ohne Zeit zu verlieren, und in der Gewißheit, keine Veſtalin vor mir zu haben, nähere ich mich der Schönen und der ſie begleitenden alten Dame und ſage: der Ambaſſa-

deur wäre in ſie verliebt, und ich würde ihn zu ihr führen, wenn ſie dieſe Leidenſchaft begünſtigen wolle. Die alte Tante erwidert hierauf, daß ein Herr von ſo hohem Range ihr Haus durch ſeine Gegenwart ehren werde. Sie geben mir nun Namen und Wohnung, und die Sache iſt in Ordnung. Ich empfehle mich darauf, um zu dem Geſandten zurückzukehren; begegne aber noch vorher einem renommirten Mädchenjäger, und dieſen frage ich, ob er eine Demoiſelle Charpillon, wohnhaft in Soho-Square, kenne. —

Alſo die Charpillon war es? —

Ja, ſie ſelbſt. Jener ſagte mir, ſie ſey eine Schweizerin, die noch nicht auf den grand trottoir gekommen wäre, doch wahrſcheinlich recht bald auf demſelben erſcheinen müſſe, da ſie eine zahlreiche Familie habe und nicht reich ſey. Nun hole ich alſo meinen Ambaſſadeur ein, kündige ihm den Handel als abgeſchloſſen an und frage, zu welcher Stunde er morgen eingeführt zu ſeyn wünſche. Zugleich bemerke ich ihm, daß er die Schöne unter vier Augen nicht werde ſprechen können, weil ſie in Geſellſchaft ihrer Mutter, einer Großmutter und mehrerer Tanten ſey. Der

Geſandte iſt damit zufrieden, beſtimmt mir die Stunde, und ich verlaſſe ihn. Nachdem ich noch der Charpillon und ihrer Tante die Zeit beſtimmt hatte, zu welcher ſie den Beſuch des Geſandten erwarten ſollten, kehrte ich nach Hauſe zurück. Am folgenden Morgen ſtellte ich den Monſignor Moroſini vor, und nachdem wir in allen Ehren eine Stunde mit dem Mädchen und der Tante geplaudert hatten, ohne eine nähere Erklärung zu geben, empfahlen wir uns. Unterwegs ſagte mir der Ambaſſadeur, er werde mir die äußerſten Bedingungen, unter welchen er den Beſitz des Mädchens ſich verſchaffen wolle, morgen in ſeinem Hotel ſchriftlich mittheilen. Die Bedingungen waren nun folgende: Erſtlich ſollte Mademoiſelle eine meublirte Wohnung für Rechnung des Geſandten beziehen und dort keine Beſuche annehmen. Alsdann würden Se. Excellenz ihr monatlich funfzig Guineen zahlen, und außerdem noch jedesmal das Souper bezahlen, ſo oft dieſelben Luſt empfänden, eine Nacht bei der Dame zuzubringen. Monſignor beauftragte mich eine Wohnung zu miethen, im Fall man mit dieſem Uebereinkommen zufrieden ſey und den

Contract unterzeichnen zu laſſen. Binnen drei Tagen hatte ich alles abgeſchloſſen und beendet, mir auch von der Mutter das ſchriftliche Verſprechen geben laſſen, ſie wolle mir nach der Abreiſe des Geſandten ihre Tochter für eine Nacht abtreten.

Hier zog der Chevalier jenes Dokument aus der Taſche, und ich las daſſelbe mit eben ſo viel Ueberraſchung als Vergnügen. Jener fuhr nun in ſeiner Erzählung alſo fort:

Nach einem Jahre verließ der Geſandte London, das Mädchen erhielt ihre Freiheit und verſchiedene andere Liebhaber, z. B. den Lord Baltimore, den Lord Grosvenor und den portugieſiſchen Geſandten. Ich verlangte nun von der Mutter, daß ſie ihre Tochter überrede mir eine Nacht zu bewilligen, wie ſie ſchriftlich ſich verpflichtet hatte; aber ſie lacht mich aus und eben ſo die Tochter, die kein Gefallen an mir findet. In Verhaft bringen laſſen konnte ich das Mädchen nicht, weil ſie das von dem Geſetz beſtimmte Alter noch nicht erreicht hatte; doch ſoll in wenig Tagen die Mutter nach dem Gefängniß wandern, und ganz London wird lachen. Und nun wiſſen Sie, warum ich noch immer jenes Haus beſuche.

Sehr Unrecht würden Sie mir thun, könnten Sie glauben, daß ich Theilnehmer der Komplotte bin, welche man dort ſchmiedet. Inzwiſchen kann ich ſoviel Ihnen verſichern, daß man über die Mittel nachſinnt, um Sie zu betrügen, und daß man Sie betrügen wird, wofern Sie nicht auf Ihrer Hut ſind. — Sagen Sie der Madame Augspurgher, daß ihr noch einmal hundert Pfund zu Befehl ſtehen, wenn ſie mich eine Nacht mit ihrer Tochter zubringen läßt. — Ihr Ernſt? — Ganz mein Ernſt; doch diesmal zahle ich nicht voraus. — So vorſichtig muß man ſeyn, will man nicht betrogen werden. Mit Vergnügen übernehme ich Ihren Auftrag.

Ich behielt dieſen frechen Schelm zum Eſſen bei mir. Er konnte mir in London nützlich werden; er wußte alles und erzählte mir viele galante Abenteuer, die mir großes Vergnügen gewährten. Uebrigens war er auch als Verfaſſer verſchiedener Schriften bekannt, die, wie ſchlecht ſie auch ſeyn mochten, doch Zeugniß von ſeinem Geiſte ablegten. Damals ſchrieb er gerade ſeinen Eſpion chinois, und zwar in verſchiedenen Kaffeehäuſern. Täglich brachte er fünf oder ſechs Briefe zu Stan=

de, und auch ich ſchrieb ihm einige, wofür er mir großen Dank wußte. Der Leſer ſoll künftig erfahren, in welchem Zuſtande ich ihn nach mehreren Jahren zu Neapel wiederfand.

Nicht wenig überraſcht war ich, als ſchon am nächſten Morgen die Charpillon in's Zimmer tritt und mir ſehr ernſthaft ankündigt: ſie ſey nicht zum Frühſtück gekommen, ſondern verlange eine gewiſſe Erklärung von mir. Zugleich ſtellt ſie mir eine gewiſſe Miß Lorenzi vor. Ich mache dieſer mein Kompliment und frage: welche Erklärung, Mademoiſelle, wünſchen Sie von mir? —

Bei dieſen Worten glaubte Miß Lorenzi uns verlaſſen zu müſſen. Ich befahl meinem Jarbe, der Miß ein Frühſtück aufzutragen und dem Portier anzukündigen, daß ich für niemand zu Hauſe ſey. — Iſt es wahr, begann die Charpillon, daß Sie den Chevalier Goudar beauftragten meiner Mutter zu ſagen, Sie würden hundert Pfund zahlen, wenn Sie eine Nacht bei mir zubringen könnten? — Es iſt wahr. Sollte etwa dieſe Summe nicht hinreichen? — Keinen Scherz! Vom Handeln iſt die Rede nicht. Ich will blos wiſſen, ob Sie mich beleidigen zu dürfen glauben, und

mich für unempfindlich gegen die Schande halten? — Halten Sie ſich für beleidigt, ſo geſtehe ich mein Unrecht; allein ich hatte ſo etwas nicht erwartet. An wen hätte ich mich auch in dieſer Angelegenheit wenden ſollen? denn mit Ihnen unmittelbar iſt ja doch nichts anzufangen. Sie lieben die Verſtellung und triumphiren, wenn Sie Ihr Wort gebrochen haben. — Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß Sie weder durch Geld noch durch Gewalt zu meiner Gunſt gelangen ſollen; ſondern nur dadurch, daß Sie durch fortgeſetzte Bewerbung mein Herz gewinnen. Nun beweiſen Sie mir, daß ich nicht Wort gehalten habe. Sie zuerſt waren wortbrüchig, als Sie mich im Bade überfielen, und dann wieder, als Sie mich meiner Mutter abkaufen wollten, um Ihre rohen Begierden zu ſtillen. Nur ein Schurke konnte einen ſolchen Auftrag übernehmen! — Goudar ein Schurke? Iſt er doch der beſte Ihrer Freunde. Sie wiſſen ja, er liebt Sie, und dem Ambaſſadeur hat er Sie nur in der Hoffnung zugeführt, daß er nach deſſen Abreiſe zu Ihrem Beſitz gelangen werde. Die Schrift, welche er in Händen hat, beweiſt Ihr Unrecht. Sie ſind in ſeiner Schuld.

Zahlen Sie ihm dieſe, und alsdann nennen Sie ihn einen Schurken. Weinen Sie nicht, Mademoiſelle, denn ich kenne die Quelle dieſer Thränen: ſie iſt unrein. — Sie kennen die Quelle nicht. So wiſſen Sie nur, daß ich Sie liebe, und mich höchſt unglücklich fühlen muß, auf ſolche Weiſe von Ihnen behandelt zu werden. — Lieben Sie mich wirklich, ſo haben Sie es nicht recht angefangen, mich davon zu überzeugen. — Gerade ſo wie Sie es angefangen haben, um mir Ihre Achtung zu beweiſen. Sie haben mich gleich zu Anfang als ein Freudenmädchen behandelt, und geſtern als eine elende, willenloſe Sklavin meiner Mutter. Wollten Sie einen ſolchen Schritt thun, ſo wäre es doch um vieles beſſer geweſen, Sie hätten mich mir ſelbſt abverlangt; nicht aber durch einen nichtswürdigen Unterhändler. — Und wenn ich Ihnen geſchrieben hätte, was würden Sie geantwortet haben? — Erkennen Sie hier meine Aufrichtigkeit. Ich würde Ihnen verſprochen haben Ihre Wünſche zu erfüllen, ohne der hundert Pfund dabei zu erwähnen; doch unter der einzigen Bedingung, daß Sie mir vierzehn Tage hindurch den Hof machen würden, ohne von mir die

geringſte Gefälligkeit zu verlangen. Dann würden wir Schauſpiel und Spaziergänge beſucht haben, und zuletzt hätte mich die Liebe in Ihre Arme geführt. Ich wundere mich, daß ein Mann wie Sie ſind zufrieden iſt, wenn ein Mädchen ohne Liebe ſich ihm ergiebt. Finden Sie dies nicht demüthigend, ſowohl für den einen als für den andern Theil? Ich geſtehe Ihnen offen, es kränkt mich tief, wenn ich bedenke, daß ich bisher meine Gunſt gewährte ohne zu lieben. Ich Unglückliche! fühle ich mich doch geboren, um zu lieben; und ich habe geglaubt, Sie wären der Mann, welchen der Himmel nach England führte, um mich zu beglücken. Doch, Sie haben vielmehr mein Unglück gewollt! Noch ſah kein Mann mich jemals weinen. Selbſt den Frieden meines Hauſes haben Sie geſtört, denn nie erhält meine Mutter die von Ihnen dargebotene Summe, und könnte ich dieſe mit einem einzigen Kuß verdienen. — Ich betrübe mich aufrichtig, Sie beleidigt zu haben. Aber wie ſoll ich es wieder gut machen? — Beſuchen Sie uns, und Ihr Geld behalten Sie für ſich; dies iſt das einzige Mittel. Wenn Sie mich lieben, ſo erobern Sie mich als ein verſtändiger,

und nicht als ein brutaler Liebhaber. Mein Herz wird alsdann für Sie ſprechen: denn Sie können verſichert ſeyn, daß ich ſchon jetzt Sie liebe. —

Durch ſolche Worte ließ ich mich hinreißen. Ich gab ihr das Verſprechen, ſie täglich zu beſuchen und mein Betragen nach ihrem Wunſche einzurichten. Da wird ihre Stirn heiter, und ſie nimmt Abſchied. Wie ich aber als ein Unterpfand ihrer Treue einen Kuß begehre, ſagt ſie lachend, ich möge nicht ſogleich mit Uebertretung der feſtgeſtellten Bedingungen anfangen. Ich gab ihr Recht und bat um Verzeihung. Sie ließ in meinem Herzen Liebe zurück, und folglich auch Reue über alle die Kränkungen, welche ich ihr zugefügt. Auch bei mir traf es ein: „Amare, et sapere — vix Deo conceditur*).“

Die Rede der Charpillon, von der meine Darſtellung nur ein ſchwaches Echo iſt, würde auf mich gar keinen Eindruck gemacht haben, hätte ſie mir ſolche in einem Briefe mitgetheilt; doch in ihrem Munde war es eine mächtige Waffe, der ich nicht zu widerſtehen vermochte. Ein Brief

*) Lieben und beſonnen ſeyn, iſt kaum einem Gott möglich.

würde mir weder ihre Thränen, noch ihre verführeriſche Miene gezeigt haben, die vor einem durch die Liebe beſtochenen Richter ihr das Wort redeten. Noch am Abend deſſelben Tages machte ich einen Beſuch bei ihr, und glaubte in der Aufnahme, die man mir widerfahren ließ, eine Anerkennung meines Heroismus zu ſehen, anſtatt zu bemerken, daß man über meine Niederlage ſich luſtig machte.

Quel che l'uom vede Amor gli fa invisibile,
E l'invisibil fa veder Amore.*)

Vierzehn Tage lang ſetzte ich meine Beſuche fort, ohne mir die geringſte Freiheit zu erlauben; und jedesmal brachte ich ein Geſchenk von Werth mit, das ſie mir durch bezaubernde Anmuth und den Schein der innigſten Dankbarkeit lohnte. Außerdem beſuchten wir täglich das Schauſpiel und die Spaziergänge. In dieſen vierzehn Tagen muß ich wenigſtens vierhundert Guineen aufgewendet haben.

Endlich erſchien der Tag, welcher über mein

---

*) Was Menſchen ſehen, macht die Liebe unſichtbar,
Und ſichtbar macht ſie Unſichtbares.

Glück entſcheiden ſollte. Am Morgen frage ich die Charpillon in Gegenwart ihrer Mutter: ob ſie die Nacht zu Hauſe, oder bei mir und an meiner Seite zuzubringen gedenke. Die Mutter erwidert, es ſolle dies nach dem Souper entſchieden werden. — Ich ſchwieg; denn ich wagte die Bemerkung nicht, daß mein Souper glänzender, theurer, und alſo für uns angemeſſener ſey.

Nach dem Abendeſſen ſagt mir die Mutter, ich ſollte nur mit der übrigen Geſellſchaft fortgehen und ſpäter zurückkehren. Lächelnd über dieſes geheimnißvolle Weſen gehorche ich. Wie ich nach einer Viertelſtunde zurückkehre, erwarten mich im Vorzimmer Mutter und Tochter, und ich ſehe gleich im untern Zimmer ein Bett aufgeſchlagen. Nun fürchtete ich keine Täuſchung weiter; doch ich erſtaunte, als die Mutter, indem ſie gute Nacht wünſcht, mich fragt: ob ich die hundert Pfund vorausbezahlen wolle? — Fi donc! rief die Tochter, und jene verließ uns. Hinter ihr verſchloß ich die Thür.

Nun war alſo der Augenblick gekommen, wo meine Liebe ihrer Feſſeln entledigt werden ſollte. Mit offenen Armen näherte ich mich der Reizenden. Doch ſanft wehrt ſie mich ab, indem ſie

bittet, ich möchte mich zuerſt niederlegen; dann wolle ſie mir folgen. Ich füge mich in ihren Willen, entkleide mich und brenne vor Ungeduld, während ich ein Stück ihrer Kleidung nach dem andern fallen ſehe. Jetzt iſt nur noch das Hemd übrig — da löſcht ſie die Kerze aus. In Dunkelheit begraben, fange ich an, mich zu beklagen, und ſage ihr: ich ſey dergleichen nicht gewohnt. Sie erwidert darauf, daß ſie nicht anders ſchlafen könne als im Dunkeln. Ich fand dies unſchicklich, ſagte indeß kein Wort. Wohl wiſſend, daß hier Schamhaftigkeit nicht im Spiel ſeyn könne, ſah ich alle jene Widerwärtigkeiten voraus, die den reinen Genuß der Liebe trüben; allein ich hoffte ſie zu überwinden.

Kaum hat die Schöne ſich niedergelegt, ſo will ich ſie in meine Arme ſchließen; doch ich finde ſie in ſolchem Vertheidigungszuſtande, als ob ſie völlig bekleidet geweſen wäre. Sorgfältig in ihr langes Hemd eingewickelt, mit verſchränkten Armen und den Kopf auf die Bruſt niedergeſenkt, ſo liegt ſie unbeweglich, läßt mich ſagen, was ich will, und antwortet mit keiner Sylbe. Als ich nun, müde des Redens, Ernſt gebrauchen will,

wehrt ſie mich ab. Anfangs halte ich dies für Scherz, doch bald überzeuge ich mich vom Gegentheil. Nun erkannte ich mich als einen Betrogenen, als den verächtlichſten aller Männer, und das Mädchen als das abſcheulichſte aller liederlichen Weibsbilder.

In einer ſolchen Lage verwandelt ſich Liebe leicht in Wuth. Ich bemächtige mich des elenden Geſchöpfs, als wäre es ein Packet; doch ich kann meinen Zweck nicht erreichen; da ich nun das verfluchte Hemd als die Urſache davon anſehe, zerreiße ich es von oben bis unten; aber nichts deſto weniger waren alle meine Verſuche vergeblich. Gänzlich erſchöpft, muß ich endlich mein Unternehmen aufgeben; doch fühlte ich mich nicht wenig verſucht dieſes Ungeheuer zu erwürgen.

Schreckliche, troſtloſe Nacht! Was that ich nicht, um dieſe Abſcheuliche zu bewegen: Milde, Zorn, Gründe, Vorſtellungen, Drohungen, Wuth, Verzweiflung, Bitten, Thränen, Demüthigungen, Mishandlungen, — nichts konnte ſie von ihrem grauſamen Vorſatze abbringen. Ohne ein Wort zu ſprechen, widerſtand ſie mir drei volle Stunden.

Um drei Uhr Morgens werfe ich mich in die

Kleider. Mein Kopf brannte, alle Sinne waren im Aufruhr. Ich verlaſſe das Zimmer, finde aber die Hausthür verſchloſſen; nachdem ich einigen Lärm gemacht, öffnet mir eine Magd. Ein Nachtwächter, den ich in Soho-Square aufgefunden, brachte mich nach Hauſe. Sogleich ging ich zu Bette; aber meine empörten Lebensgeiſter verſagten mir die Ruhe, deren ich bedurfte. Bei Tagesanbruch nahm ich eine Taſſe Chocolade, doch mein Magen konnte ſie nicht vertragen; und eine Stunde ſpäter kündigte mir ein heftiger Froſt das Fieber an, wovon ich erſt am folgenden Tage befreit werden ſollte, das aber eine Lähmung in allen Gliedern zurückließ. Zur Ruhe und Diät verurtheilt, durfte ich hoffen, in wenigen Tagen meine Kräfte wieder zu erſetzen; und was meinem Herzen zum wahren Labſal diente, nun war ich unzweifelhaft gewiß, von meiner verliebten Thorheit geheilt zu ſeyn, weil ich mit nichts mich beſchäftigte als mit Planen der Rache. Die Demüthigung, welche ich erlitten, ließ mich Abſcheu gegen mich ſelbſt empfinden.

An demſelben Morgen, wo das Fieber mich überfiel, befahl ich meinem Neger: niemand zu

mir zu laſſen, mir niemand zu melden und alle einlaufenden Briefe auf den Schreibtiſch zu legen, denn ich wollte dieſe eher nicht leſen, bis ich vollkommen geſund war. Am vierten Tage, als ich mich etwas beſſer befinde, verlange ich von Jarbe die Briefe. Unter denjenigen, welche mit der Poſt gekommen waren, befand ſich einer von Paulinen aus Madrid. Sie ſchrieb mir, daß Clairmont ihr bei der Ueberfahrt über einen Fluß das Leben gerettet habe; und da ſie nicht hoffen könne, einen eben ſo treuen Diener wieder zu erhalten, ſo wolle ſie ihn bis Liſſabon mitnehmen und dann zur See nach England zurückkehren laſſen. Dies fand ich wohlgethan; doch ſollte Clairmont mir dadurch entriſſen werden. Denn vier Monate ſpäter erfuhr ich, das Schiff, an deſſen Bord Clairmont gegangen war, ſey geſcheitert. Und da ich ſeitdem nichts mehr von dieſem treuen Diener gehört habe, ſo glaube ich, daß er in den Wellen ſein Grab fand.

Unter den Briefen, welche die Pennypoſt überbrachte, fanden ſich zwei von der Mutter der Charpillon und einer von ihr ſelbſt. In dem er-

ſten dieſer Briefe, gleich am Morgen nach jener ſchrecklichen Nacht geſchrieben, zeigte die gewiſſenloſe Mutter mir an: ihre Tochter liege im Fieber und trage die blutigen Zeichen der von mir erlittenen Mishandlungen; was ſie nöthigen werde gerichtlich gegen mich zu verfahren. In dem zweiten Briefe, von heute, hieß es: ſie habe erfahren, ich ſey krank wie ihre Tochter, und betrübe ſich darüber. Auch habe ihre Tochter geſtanden, daß ich wohl gerechte Urſache haben dürfte, um über ſie mich zu beklagen; indeß wolle ſie bei der erſten Zuſammenkunft ſich rechtfertigen. Die Charpillon ſchrieb mir, ſie ſey von ihrem Unrecht in einem ſo hohen Grade überzeugt, daß ſie ſich wundern müſſe, nicht von mir erwürgt worden zu ſeyn. Sie ſchwor mir, daß ſie ſich ihrem Tode nicht widerſetzt haben würde, da ſie ſich in der ſchrecklichſten Gemüthsbewegung befand. In der Ueberzeugung, daß ich hinfort ſie nicht mehr beſuchen werde, bat ſie mich ihr einen Beſuch bei mir zu erlauben: denn ſie habe mir eine wichtige Mittheilung zu machen, die nur mündlich geſchehen dürfe. In einem Billet, welches ich an demſelben Morgen von Goudar erhielt, hieß es:

er warte vor meiner Thür und wünſche mich in dringender Angelegenheit zu ſprechen.

Sogleich ließ ich den Chevalier eintreten. Dieſer ſeltſame Menſch ſetzte mich in die größte Verwunderung, indem er mir ausführlichen Bericht über alles abſtattete, was zwiſchen mir und der Charpillon vorgefallen war. Sogar des zerriſſenen Hemdes und ihrer Angſt, von mir erwürgt zu werden, wurde gedacht. Er ſagte mir, daß er alles von der Mutter erfahren, welcher die Tochter einen genauen Bericht abgeſtattet habe. Wie er verſicherte, hatte die Charpillon kein Fieber gehabt; doch wären an ihrem Körper verſchiedene ſchwarze Flecken, die deutlichen Spuren meiner Wuth, zu ſehen geweſen. Die Mutter hatte nur bedauert die hundert Pfund nicht erhalten zu haben, die ich gewiß nicht verweigert hätte, wenn ihre Tochter feſt darauf beſtand. — Sie würde, ſagte ich, das Geld ſogleich am Morgen erhalten haben, wäre ihre Tochter vernünftig geweſen. — Sie hatte ja ihrer Mutter geſchworen ſich Ihnen nicht zu ergeben. Und glauben Sie nur, nimmer gelangen Sie zum Ziel, wenn die Mutter nicht einwilligt. — Warum aber verſagt

ſie die Einwilligung? — Weil ſie glaubt, daß Sie ihre Tochter nach dem Genuſſe ſogleich verlaſſen würden. — Das könnte wohl ſeyn; aber ich würde ihr in ſolchem Falle ſoviel zurücklaſſen, daß ſie zufrieden ſeyn könnte. Und wenn ich ſie jetzt verlaſſe, ſo hat ſie ja gar nichts zu hoffen. — Sind Sie feſt entſchloſſen? — Feſt! — Es iſt das Beſte, was Sie thun können. Doch ich will Ihnen etwas zeigen, das Sie in Erſtaunen ſetzen wird. In einer Stunde ſehen wir uns wieder.

Nach einer Stunde kehrt er zurück, und mit ihm kommt ein Laſtträger, der einen in Teppiche eingehüllten Lehnſtuhl vor mir hinſtellt. Sobald wir allein ſind, nimmt Goudar den Teppich weg und fragt, ob ich den Stuhl kaufen wolle. Ich erwidere, daß ich damit nichts anzufangen wiſſe; auch ſey dieſes Meuble nicht eben ſo anlockend. Und dennoch, verſetzt er, iſt der Preis nicht geringer als hundert Guineen. Lachend verſichere ich, daß ich nicht drei Guineen dafür geben würde, und darauf erklärt der Chevalier Folgendes:

Der Stuhl den Sie hier ſehen, enthält fünf Reſſorts, die ſämmtlich in dem Augenblick ſpringen,

wo jemand in den Stuhl ſich niederläßt. Zwei Federn bemächtigen ſich der beiden Arme und preſſen ſie feſt zuſammen; zwei andere Federn ſchieben die Kniee auseinander; die fünfte Feder endlich hebt den Sitz dergeſtalt in die Höhe, daß die darin befindliche Perſon gezwungen iſt ſich au croupion zu halten.

Mit dieſen Worten nahm Goudar Platz in dem Lehnſeſſel und alles begab ſich, wie er es beſchrieben hatte. Auf dieſen Stuhl, ſprach er, laſſen Sie die Charpillon ſitzen, und Sie haben nichts mehr zu wünſchen übrig. Nachdem ich viel gelacht, ſagte ich ihm, daß ich den Stuhl zwar nicht kaufen, doch mit Vergnügen einen Tag bei mir behalten wolle. — Nicht einmal auf eine Stunde kann ich Ihnen den Stuhl überlaſſen, wofern Sie ihn nicht kaufen wollen; der Eigenthümer deſſelben wartet auf mich hundert Schritte von hier. — So gehen Sie und geben den Stuhl zurück. Zum Diner hoffe ich Sie wiederzuſehen.

Es war kein Geiz, was mich abhielt den wunderbaren Lehnſtuhl zu kaufen: es war ein gewiſſer Schauder, den ſein Anblick mir erregte. Ließ ich zu einer Gewaltthat mich verleiten, ſo

koſtete ſie mir, nach engliſchen Geſetzen, das Leben. Uebrigens hätte ich bei kaltem Blute mich nimmermehr entſchließen können vermittelſt dieſer Maſchine die Charpillon zu überwältigen: ich glaube ſie wäre geſtorben vor Entſetzen.

Bei Tiſche ſagte ich zu Goudar, daß die Charpillon mir einen Beſuch verſprochen; und ich hätte den Lehnſtuhl nur in der Abſicht behalten wollen, um ſie zu überzeugen, daß ſie ganz in meiner Gewalt ſey. Ich zeigte ihm ihren Brief, und er rieth mir den Beſuch anzunehmen.

Acht Tage ließ ich hingehen, ehe ich nach dieſem Beſuche verlangte: denn ich hatte nicht Luſt die blauen Flecke zu ſehen, die ſie mir unfehlbar als die Spuren meiner blinden Wuth auf Geſicht und Bruſt triumphirend gezeigt haben würde. Goudar kam täglich, um mir das Ergebniß der Conferenzen jenes Weibervolkes mitzutheilen, das entſchloſſen zu ſeyn ſchien vom Stegreiſe zu leben. Von ihm erfuhr ich, die Großmutter der Charpillon ſey eine Bernerin, die ſich den Titel einer Madame Augspurgher mit Unrecht anmaße, da ſie blos Maitreſſe von einem Manne dieſes Namens geweſen ſey. Sie beſchenkte

ihn mit vier Töchtern, wovon die jüngſte Mutter der Charpillon wurde. Dieſe jüngſte, ein ſehr hübſches Mädchen, war die Urſache geweſen, daß man die ganze Familie aus dem Kanton Bern verbannte: denn ſie hatte ſich einer Aufführung ſchuldig gemacht, welche den weiſen Grundſätzen des Raths zu Bern gänzlich entgegen war. Damals fand die Familie Zuflucht in der Franche-Comté und lebte von dem Ertrage des Lebensbalſams. Dort wurde auch die Charpillon geboren und erhielt dieſen Namen von ihrer Mutter, ich weiß nicht mehr warum. Als den Vater ihrer Tochter gab ſie den Grafen Boulainvilliers an, deſſen vertraute Freundin ſie drei Monate lang geweſen war. Wie nun die Charpillon groß und hübſch wurde, hoffte die Mutter in Paris ihr Glück zu machen und zog mit ihrer Tochter hin. Da indeß nach vier Jahren der Verkauf des Lebensbalſams zu ihrem Unterhalte nicht mehr ausreichte, auch die Charpillon noch etwas zu jung war und die Gläubiger mit dem Gefängniß drohten, entſchloß ſie ſich zu einer Reiſe nach London; und zwar auf den Rath des Monſieur Roſtaing, der ihr Liebhaber geworden war und gleich-

falls wegen Schulden Frankreich verlaſſen mußte. Fünf oder ſechs Monate nach ihrer Ankunft zu London wäre die Mutter der Charpillon an einer zu ſtarken Doſis Merkur beinahe geſtorben. Coumon, der vertraute Freund Roſtaing's, war aus Languedoc gebürtig; ſein Geſchäft beſtand darin, daß er aus allen Kaffeehäuſern der Familie junge Leute ohne Erfahrung zuführte, die in einer Partie Whiſt ſich ausplündern ließen. Ehrlich wird der Gewinn in ſechs gleiche Theile gebracht; was indeß die Charpillon auf ihren nächtlichen Streifzügen durch die Theegärten Londons verdient, iſt ein Geheimniß. Soviel aber iſt bekannt, daß ihre Mutter den Roſtaing unterhält.

Soweit die Mittheilungen Goudar's, der mich in dieſen Tagen mit den berühmteſten Schönheiten Londons bekannt machte. In einer Bierſchenke, wo wir eine Flaſche Ale tranken, viel köſtlicher als Wein, ſahen wir ein Mädchen von ſechzehn Jahren, das mir als ein Meiſterſtück der Natur erſchien. Es war eine Irländerin, mit Namen Sara. Ich wollte ſie für gute Beute erklären, doch der Chevalier gab es nicht zu; er ſelbſt war verliebt in ſie und zeigte viel Eiferſucht. Wirklich gelangte

er auch einige Zeit darauf zu ihrem Beſitz, verließ mit ihr im folgenden Jahre England, und hat ſpäter ſie geheirathet. Dieſelbe Sara Goudar iſt es, die an ſeiner Seite zu Neapel, Florenz, Venedig und anderwärts glänzte. Nach vier oder fünf Jahren ſoll der Leſer ſie wiederſehen. Der Chevalier hatte einen Plan entworfen, um die mächtige du Barry zu ſtürzen und an ihrer Stelle ſeiner Frau die Herrſchaft über Ludwig XV. zu verſchaffen: aber eine lettre de cachet zerſtörte ſeinen Plan. O du glückliche Zeit der lettres de cachet, auch du gingſt vorüber! —

Als nun vierzehn Tage vergangen waren, ohne daß die Charpillon Antwort von mir erhielt, entſchloß ſie ſich die Offenſive zu ergreifen. Dieſer Schritt mußte das Reſultat einer geheimen Berathung geweſen ſeyn: denn Goudar hatte mir davon nichts geſagt.

Ohne Begleitung erſcheint die Charpillon vor meinem Hauſe in einer Portechaiſe. Ich bin überraſcht und entſchließe mich ſie anzunehmen. Als ſie eintritt, trinke ich eben Chocolade; ich bleibe ſitzen und biete ihr keine Taſſe an. Sie aber

bittet mich artig darum, indem ſie ſich an meine Seite ſetzt und mir ihren Mund zu einem Kuſſe entgegenbringt, was ſie bisher noch nie gethan hatte. Ich wende mich fort, doch ſie läßt ſich nicht aus der Faſſung bringen. Es ſind wohl, ſprach ſie, die ſichtbaren Spuren Ihrer Mißhandlungen, welche Ihnen mein Geſicht zuwider machen? — Sie lügen! ich habe Sie nicht gemißhandelt. — Ich weiß nur ſo viel, daß Ihre Tigerklauen auf meinem ganzen Körper Eindrücke zurückgelaſſen haben. Sehen Sie hier, ich darf Ihnen das zeigen, ohne daß Sie Gefahr laufen ſich einer Verſuchung auszuſetzen. Uebrigens habe ich ja auch keine Myſterien an Sie zu verrathen.

Mit dieſen Worten ſteht die liſtige Kreatur auf, entblößt ſich und zeigt mir die Spuren meiner Nägel. Die Elende! warum wendete ich doch nicht meine Augen fort? Weil ſie ſchön, und ich gegen ihren Reiz nicht unempfänglich war. Ich that als ob ich nichts weiter betrachtete als die Nägelmale. Ich Thor! ſie wußte recht gut, daß ich das ſüße Gift bereits einſog. Aber plötzlich ſinken die verhüllenden Gewänder, und mit der Ueberzeugung, daß ich gern länger Zeuge dieſes

Schauſpieles geweſen ſeyn würde, nimmt ſie wieder an meiner Seite Platz. Ich nahm alle meine Faſſung zuſammen und ſagte kalt: ſie habe das Böſe, ſo ihr widerfahren, ſich ſelbſt zuzuſchreiben, und ich könnte als der Urheber nicht angeſehen werden.

Ich weiß es wohl, ſprach die Charpillon, daß ich ganz allein die Schuld trage. Denn wäre ich nachgebend geweſen, wie ich hätte ſeyn ſollen, ſo würde ich Ihnen in dieſem Augenblick nichts aufzuweiſen haben als die Spuren flammender Küſſe. Doch Reue verſöhnt; ich bin gekommen, um Ihre Verzeihung zu erbitten. Darf ich dieſe hoffen? — Sie haben ſie ſchon erhalten. Ich zürne Ihnen nicht mehr, und fange an ſelbſt Reue zu fühlen. Nun wiſſen Sie alles, gehen Sie mit Gott, vergeſſen Sie mich und ſtören Sie in Zukunft meine Ruhe nicht. — Ganz, wie Sie es wünſchen. Nun weiß ich zwar alles; doch Sie wiſſen nicht alles, und Sie ſollen es erfahren, wenn Sie mir erlauben wollen noch eine halbe Stunde bei Ihnen zuzubringen. — Da ich geſchäftsfrei bin, ſo mögen Sie immer bleiben und ſprechen.

Der ſtolzen Haltung unerachtet, welche Ver-

nunft und Ehre mir aufdrangen, fühlte ich mich doch heftig bewegt; und was noch mehr iſt, ich überredete mich leicht, das Mädchen ſey blos in der Abſicht gekommen, um mich ihrer Liebe zu verſichern und die meinige zu verdienen. Wozu eine Viertelſtunde hingereicht haben würde, dazu brauchte ſie zwei volle Stunden und unterbrach ihre Erzählung häufig durch Ströme von Thränen. Das Weſentliche davon war nun dies: ihre Mutter hatte ſie bei dem Heil ihrer Seele beſchworen, ſo und nicht anders gegen mich zu handeln, ſie aber war gehorſam geweſen. Jetzt erbot ſich die Schöne mir ganz anzugehören, wie dem Prokurator Moroſini. Sie wollte bei mir wohnen und von niemand Beſuche empfangen, ſelbſt nicht von ihren Verwandten, ſobald ich eine hinreichende Summe zum Unterhalte ihrer Mutter ausſetze: denn ſie ſey noch nicht in dem Alter, wo ſie von dieſer ſich unabhängig erklären könne.

Nachdem ich der Charpillon alles geſagt, was ſie verdiente, beruhigte ich mich wieder und zeigte für eine abermalige Täuſchung mich empfänglich. Kurz zuvor ehe ſie mich verließ, erklärte ich meine Bereitwilligkeit zur Annahme ihres Vorſchlages;

doch unter der Bedingung, daß der ganze Handel mit ihrer Mutter abgeſchloſſen werde. Sie ſchien durch dieſe Erklärung überraſcht.

Gewiß iſt es, daß ſie an dieſem Tage mir alles bewilligt haben würde, was ich nur wünſchen konnte, und daß von Widerſtand in Zukunft die Rede nicht geweſen wäre. Warum alſo benutzte ich den günſtigen Augenblick nicht? Vielleicht daher, weil die Liebe, welche den Menſchen bethört, mich glauben ließ: es werde eine Niederträchtigkeit von mir ſeyn, zum Siege den Augenblick benutzen zu wollen, wo dieſes Mädchens Schickſal in meinen Händen lag.

Goudar wunderte ſich außerordentlich, als ich ihm am folgenden Morgen von dem Beſuche der Charpillon erzählte. Ich bat ihn, mir zu Chelſea ein meublirtes kleines Haus zu miethen, und er verſprach es. Am Abend ging ich zu der ſchönen Büßenden und fand ſie mit ihrer Mutter allein. Im ernſthaften Ton that ich der letztern meinen Entſchluß kund: ihre Tochter ſollte freie Wohnung und monatlich funfzig Guineen zu beliebiger Verwendung von mir erhalten. Ich will, entgegnete die Alte, gar nicht wiſſen, wieviel Sie monatlich

meiner Tochter geben; hingegen verlange ich, daß meine Tochter, ſobald ſie mein Haus verläßt, mir die hundert Guineen zahlt, welche ſie für eine Nacht von Ihnen erhalten konnte. Ich erwiderte hierauf, daß ich die hundert Guineen zahlen würde.

Bereits am nächſten Morgen erſchien Goudar mit der Nachricht, daß in Chelſea ein ganzes Dutzend Häuſer zu vermiethen ſey, und ich daher wohl thun würde, ſelbſt mit ihm hinzugehen und eine Wahl zu treffen. Es geſchah; ich wählte eine Wohnung und zahlte für einen Monat zehn Guineen voraus. Am Abend deſſelben Tages ging ich zu der alten Augspurgher, um in Gegenwart ihrer Tochter den Kontrakt abzuſchließen. Alsbald ſagte ich dem Mädchen, ihre Habe zuſammenzupacken und mir zu folgen. Schnell war der Koffer in Ordnung gebracht, ich ließ ihn durch einen Fiacre nach meiner neuen Wohnung bringen; und nach einer halben Stunde ſind wir bereit zu folgen. Die Mutter verlangt ihre hundert Guineen, und ich gebe ſie ihr, ohne Argwohn zu ſchöpfen; denn die Tochter hatte ja ihre ſämmtliche Habe vorausgeſchickt. Wirklich reiſen

wir ab und finden das Haus in Chelſea ganz nach unſerm Geſchmack. Bis zum ſpäten Abend gehen wir ſpazieren, plaudern und ſoupiren dann luſtig; endlich verfügen wir uns zu Bette. Die Charpillon bewilligt mir ziemlich freundlich einige kleine Freiheiten; ſobald es aber zur Hauptſache kommen ſoll, finde ich Widerſtand. Zwar führt ſie mir einen ſcheinbaren Grund an, doch ich entgegne ihr, das könne mich nicht verhindern ihr meine Liebe zu beweiſen. Nichts deſto weniger fährt ſie mit ihrer Weigerung fort; doch beſänftigt ſie mich durch ihre Liebkoſungen, und ich ſchlafe ruhig ein.

Am Morgen, als ich erwache, ſchläft die Charpillon. Da kommt mir der Gedanke, mich durch den Augenſchein zu überzeugen, ob ſie mir nicht gelogen habe; und raſch enthülle ich das Myſterium. Sie erwacht und will mich hindern, doch es iſt zu ſpät. Gelaſſen mache ich ihr Vorwürfe über dieſe Schelmerei, und bin gern bereit ſie ihr zu verzeihen; aber ſie will mir dieſe Ueberrumpelung nicht verzeihen. Sie zürnt, ich will ſie verſöhnen und zugleich zur Uebergabe nöthigen; doch ſie ſetzt Gewalt der Gewalt entgegen, und

da ich ſie ſchon kenne, gebe ich meinen Vorſatz auf. Indeß belege ich ſie mit allen Namen, die ſie verdient. Während ſie ſich ankleidet ſagt ſie mir Impertinenzen, die ich nicht unterlaſſen kann mit einer Ohrfeige und einem Fußtritt zu beantworten. Sie ſchreit und ſtampft mit den Füßen; der Wirth eilt herbei, und die Spitzbübin ſagt ihm etwas auf Engliſch, während ihr das Blut aus der Naſe ſtrömt. Zu meinem Glück verſtand der Mann auch Italieniſch und ſagte mir: daß die Charpillon mich verlaſſen wolle, und er mir rathen müſſe ſie nicht zurückzuhalten; denn es könne daraus ein böſer Handel für mich entſtehen, worin er vielleicht als Zeuge wider mich auftreten müßte. Ich erwiderte hierauf, daß ſich dieſes nichtswürdige Geſchöpf zum Teufel ſcheren könne. Die Charpillon wuſch nun ihr Geſicht, zog ſich völlig an und kehrte nach London zurück.

Unſchlüſſig, was ich thun ſollte, überließ ich mich eine volle Stunde den qualvollſten Vorſtellungen und war meines Lebens ganz überdrüſſig. Endlich entſchließe ich mich den Koffer dieſer Elenden aufzupacken und nach Hauſe zurückzukehren.

Hier begab ich mich zu Bette und ließ niemand vor.

Vierundzwanzig Stunden brachte ich in dumpfem Hinbrüten zu. Ueberzeugt von meinem Unrecht fing ich an, mich tief zu verachten. Ich glaube, eine ſolche dauernde Selbſtverachtung kann zur Verzweiflung und zum Selbſtmorde führen.

Als ich mein Bett verlaſſe, erſcheint Goudar. Er benachrichtigt mich, daß die Charpillon mit ihrem geſchwollenen Backen ſich vor niemand ſehen laſſe; und zugleich rieth er mir den Koffer zurückzuſenden, auch allen weitern Anſprüchen auf das Mädchen zu entſagen: denn ich ſey im Unrecht, und man habe beſchloſſen mich durch eine falſche Anklage in's Verderben zu ſtürzen. Goudar ſagte mir, daß er im Auftrage der Mutter zu mir komme; denn dieſe wolle mir nichts Böſes zufügen und wünſche die Sache zu vermitteln. — Nachdem ich mit dieſem Menſchen den ganzen Tag zugebracht und mich in lächerliche Klagen ergoſſen hatte, ſagte ich ihm, er möge der Alten verſichern: daß ich nicht die Abſicht hätte, den Koffer ihrer Tochter zurückzubehalten; aber zu erfahren wünſche, ob ſie wohl noch Muth ge-

nug haben werde, denſelben in Perſon von mir zu empfangen.

Goudar übernahm dieſen Auftrag, doch mit Recht beklagte er mich. Er verſicherte mir, daß ich auf's neue in das Netz dieſer Schändlichen fallen würde, und daß er Mitleid mit mir habe; allein ich glaubte nicht, daß ſie es wagen könne meinen Beſuch anzunehmen; denn unſerm Kontrakt gemäß hätte ſie mir die hundert Guineen zurückgeben müſſen. Aber über alle Erwartung brachte Goudar lachend die Meldung, daß Madame Augspurgher nach wie vor zu ihren Hausfreunden mich zu rechnen wünſche. Gegen Abend alſo verfüge ich mich hin, laſſe im Vorzimmer den Koffer niederſetzen, und bringe etwa eine Stunde damit zu, daß ich die maulende Charpillon anſehe. Sie würdigte mich keines Blickes, that als ob ſie ihre Thränen trockne, und nahm öfter den Verband ab, damit ich ſähe, welche Verwüſtungen meine Ohrfeige angerichtet.

Ich ſetzte nun alle Abende meine Beſuche fort, ſo lange bis von der durch mich erlittenen Mißhandlung keine Spur mehr übrig blieb. In=

zwiſchen ließ meine Reue, ihr dieſes Leid zugefügt zu haben, mir alles vergeſſen, worüber ich mich zu beklagen hatte. Meine Liebe zu dieſer Unholdin erwachte mit neuer Stärke. Hätte ſie Ahnung davon gehabt, würde es nur von ihr abgehangen haben, mich an den Bettelſtab zu bringen.

Da ſie nun wieder hübſch geworden war, und Sehnſucht, endlich ſie in meine Arme zu ſchließen, mich verzehrte, ſandte ich ihr zum Geſchenk einen köſtlichen Spiegel, ein Kaffee- und ein Theeſervice von Meißner Porzellan. Dieſe Gaben begleitete ein Liebesbriefchen, worin ich geſtand der nichtswürdigſte aller Männer zu ſeyn. Ihre Antwort war: ſie erwarte mich auf ihrem Zimmer zu einem Souper tête à tête, um mir die verdienten Beweiſe ihrer innigſten Dankbarkeit zu geben.

Ueberzeugt, daß nun mein Glück entſchieden ſey, und von dieſem Gedanken hoch begeiſtert, faßte ich den Entſchluß, die auf Bolomé ausgeſtellten Wechſel über 6000 Dukaten in die Hand der Charpillon niederzulegen. Entzückt über dieſen meinen Heroismus und die Vorſtellung meines Glücks, gehe ich zur beſtimmten Stunde hin.

Sie empfängt mich in Gegenwart ihrer Mutter. Mit Vergnügen bemerke ich, daß der Spiegel über dem Kamin hängt, und das Porzellan auf dem Geſims geordnet ſteht. Indem die Charpillon mir hundert zärtliche Namen giebt, ladet ſie mich ein, ſie auf ihr Zimmer zu begleiten; die Mutter wünſcht uns gute Nacht. Nach einem ziemlich delicaten Souper nehme ich aus der Brieftaſche die beiden Wechſel und gebe ſie der Charpillon, mit der Verſicherung: ich würde dieſe Wechſel auf ihre Ordre ſtellen, ſobald ſie ſich mir ergeben werde. Ich ſey weit entfernt, fügte ich hinzu, dieſe Papiere zu gebrauchen, um an ihrer Mutter und ihren Tanten Rache zu nehmen; doch ſolle ſie mir verſprechen, die Wechſel nicht aus den Händen zu geben. Sie preiſet meine Großmuth, verſpricht alles und ſchließt die Wechſel in ihre Chatoulle ein. Hierauf beginne ich ihr lebhafte Zeichen meiner Leidenſchaft zu geben, und finde ſie nachgebend; wie ich aber begehre, daß ſie mein Glück vollſtändig machen ſoll, verſagt ſie es, drückt mich an ihre Bruſt und zwingt Thränen in ihr Auge. Ich behauptete meine Faſſung und erkundigte mich, ob ſie vielleicht im Bette

ihren Entſchluß zu ändern geneigt ſey. Nein, antwortet ſie ſeufzend. — Sprachlos ſtand ich da; dann nahm ich ganz ruhig meinen Mantel, Hut und Degen, und ging. Was? ruft ſie mir nach: Sie wollen alſo nicht bei mir ſchlafen? — Nein! — Sehen wir uns morgen? — Ich hoffe es. Adieu.

Ich verließ das verwünſchte Haus und eilte in der unglücklichſten Stimmung nach meiner Wohnung. —

Sechstes Capitel.

Diner bei Malingan. — Richmont. — Ich ſpiele den raſenden Roland. — Mein Teſtament. — Egard. — Ball und Souper in Soho-Square. — Ich komme ganz unerwartet nach Newgate.

Am folgenden Morgen, um acht Uhr, wird mir die Charpillon gemeldet. Sage ihr, — ſpreche ich zu meinem Neger Jarbe, — daß ich ſchlafe, und daß ſie wieder fortgehen kann. Aber in demſelben Augenblick tritt ſie ſchon in mein Zimmer. Ich erſuche Sie, begann ich, mir die beiden Wechſel zurückzugeben, die ich Ihnen geſtern anvertraute. — Ich habe ſie nicht bei mir; doch warum verlangen Sie die Rückgabe?

Dieſe Frage ſprengte den Damm, welcher in meinem Herzen Gift und Raſerei verſchloß. Wie

ein Strom ergoß ſich meine Wuth in den furchtbarſten Verwünſchungen und Drohungen. Es war dies eine Explosion, deren meine Natur bedürftig war, wenn ſie nicht vernichtet werden ſollte. Als hierauf meine Thränen, Zeugen meiner Thorheit, reichlich floſſen, ſprach die Abſcheuliche: ſie habe ihrer Mutter das feierliche Verſprechen geben müſſen, ſich in ihrem eigenen Hauſe keinem Mann zu ergeben; und ſie wäre blos in der Abſicht zu mir gekommen, um mir den überzeugendſten Beweis ihrer Liebe zu geben und ſo lange bei mir zu bleiben, als ich es verlangen würde.

Derjenige Leſer täuſcht ſich, welcher glauben möchte, daß einer ſolchen Erklärung mein ganzer Zorn gewichen ſey, und ich die Aufrichtigkeit der Schönen ſogleich auf die Probe geſtellt habe. Nein! leichter iſt der Uebergang von Liebe zu Haß, als der von Haß zu Liebe. Indem die Charpillon ſich gänzlich meinen Wünſchen hingeben wollte, wußte ſie recht gut, daß Zorn und Stolz mich verhindern würden ſie beim Worte zu halten. Bei Dir, geneigter Leſer, wie bei mir iſt eine ſolche Ueberzeugung das Ergebniß der

Spekulation; in der Seele einer Kokette aber zeigt ſie ſich als Inſtinkt.

Gegen Abend verließ mich das junge Ungeheuer ſehr niedergeſchlagen mit den Worten: ich hoffe, daß Sie zu mir kommen werden, ſobald Sie nur erſt zu ſich ſelbſt gekommen ſind. — Acht Stunden war ſie bei mir geweſen, und unterbrach meine Strafpredigt nur fünf- oder ſechsmal, um mir unbeſtreitbare Thatſachen abzuleugnen. Um nicht in ihrer Geſellſchaft eſſen zu müſſen, that ich heute auf das Diner Verzicht.

Nach Entfernung der Charpillon fühlte ich das Bedürfniß der Ruhe. Ich legte mich nieder und ſchlief ziemlich gut. Beim Erwachen empfand ich Beſſerung, und glaubte gegen die Charpillon wie gegen alles was ſie betraf völlig gleichgültig geworden zu ſeyn. So ward mir zu London, nel mezzo del cammin di nostra vita*), im Alter von achtunddreißig Jahren durch die Liebe mitgeſpielt. Es war das Ende vom erſten Akt der Tragikomödie meines Lebens. Den zweiten Akt ſollte meine Abreiſe von Venedig (im Jahre

*) Mitten auf dem Pfade unſers Lebens.

1783) beſchließen; und der dritte Akt wird unfehlbar hier in Dux ausgeſpielt, wo ich mit dem Niederſchreiben dieſer Memoiren mich beſchäftige. Alsdann wird die Komödie beendigt ſeyn. Sollte man das Stück auspfeifen, ſo höre ich nichts mehr davon: auf den Inſeln der Seligen werde ich ausruhen von ſo vielen Kämpfen. Wer aber wird das Stück auspfeifen? Ich wage es zu hoffen: nur diejenigen, welche ſchlechter ſind als ihr Ruf. Doch ich bin ja noch dem Leſer die letzte Scene dieſes erſten Akts im Schauſpiele meines Lebens ſchuldig; und, wie ich glauben darf, iſt es gerade der intereſſanteſten eine.

Ich machte einen Spaziergang im Green-Park. Hier fand ich Goudar, der mir faſt unentbehrlich wurde. Er ſagte mir, daß er von der Charpillon komme, dort alles in lauter Fröhlichkeit gefunden und von mir kein Wort ſprechen gehört habe, obgleich er mehrmals das Geſpräch auf mich hingelenkt. Ich verſicherte hierauf, die ganze Familie ſey mir verächtlich; und dies fand er ſehr billig. Goudar ſpeiſete mit mir; dann gingen wir in ein Haus, wo die berühmte Schauſpielerin Keti-Fiſher den Herzog *** erwartete,

um mit ihm zum Ball zu fahren: ſie trug Diamanten für mehr als hunderttauſend Thaler. Goudar flüſterte mir zu, ich könne dieſe Gelegenheit benutzen, um für zehn Guineen die Gunſt der Miß zu erkaufen. Sie war in der That ſehr reizend, ſprach aber nichts als Engliſch; und daher leiſtete ich Verzicht auf ſie: denn ſtets war ich gewohnt mich dem Liebesgenuß mit allen Sinnen zu überlaſſen, und hier hätte mein Ohr gefaſtet. Nach Entfernung der Miß erzählte uns die Wirthin, ſie habe einmal in ihrem Hauſe Butterbrod mit einer Banknote von hundert Pfund verſpeiſt, die ihr der Ritter Aikins, ein Schwager des Miniſters Pitt, ſchenkte.

Eine ganze Stunde unterhielt ich mich mit Miß Kenedy, der ehemaligen Geliebten des Legationsſekretairs von Venedig, des Signor Berlandi. Sie bekam einen kleinen Rauſch und beging viele Thorheiten. Aber das Bild der Charpillon, das von mir nicht weichen wollte, machte mich unempfindlich gegen den Reiz dieſer liebenswürdigen Irländerin. Unzufrieden kehrte ich nach Hauſe zurück. Es ſchien mir, als ob die Vernunft es verlange, daß ich auf immer der Charpillon ent=

ſage; doch eine Art von Ehrgeiz wollte ihr den Triumph nicht geſtatten, daß ſie mich ganz umſonſt der beiden Wechſel beraubt haben ſollte. Ich entſchloß mich ſie zur Rückgabe zu zwingen, und glaubte ein gutes Mittel dazu ausfindig gemacht zu haben.

Derſelbe Malingan, bei dem ich die Bekanntſchaft jenes teufliſchen Weſens machte, lud mich zum Mittagseſſen. Da er ſchon mehrmals mit Frau und Tochter bei mir dinirt hatte, ſo konnte ich nicht füglich die Einladung ausſchlagen, um ſo weniger, als er mich bat, zwei Schüſſeln durch meinen Koch zubereiten zu laſſen. Indeß fragte ich doch vorher, welche Perſonen noch außer mir eingeladen wären. Er nannte mir hierauf lauter unbekannte Namen und ich verſprach zu kommen. Es geſchah; und ich fand zwei junge Damen aus Lüttich, deren eine mir großes Intereſſe einzuflößen wußte. Leider war ſie verheirathet, und ihr Ehegemahl anweſend; außerdem noch ein junger Mann, welcher der zweiten Dame, die er ſeine Couſine nannte, den Hof zu machen ſchien. Die Geſellſchaft war ganz nach meinem Geſchmack, ich verſprach mir einen fröhlichen Tag: da tritt

in's Zimmer niemand anders als die Charpillon, und ſpricht zu Madame Malingan ganz unbefangen: ſie würde ſich nicht zum Diner bei ihr eingeladen haben, hätte ſie ſo zahlreiche Geſellſchaft erwartet. Man begrüßt ſie artig und weiſt ihr einen Platz zu meiner Linken an. Zur Rechten ſaß mir die liebenswürdige Schöne aus Lüttich.

Ich war ganz erſtaunt. Wäre die Charpillon vor Tiſche gekommen, ſo hätte ich einen Vorwand genommen, um mich zu entfernen; jetzt aber mußte ich bleiben, und ſuchte mich dadurch zu rächen, daß ich alle Aufmerkſamkeit der ſchönen Lütticherin zuwendete. Nach aufgehobener Tafel verſicherte Malingan mir auf Ehrenwort, daß er die Charpillon nicht eingeladen habe. Ich that als glaubte ich ihm.

Die beiden Damen von Lüttich und ihre Begleiter gedachten ſich in wenig Tagen nach Oſtende einzuſchiffen. Bei Erwähnung dieſer Reiſe verſicherte meine ſchöne Nachbarin, das es ihr Leid thue England verlaſſen zu müſſen, ohne Richmont geſehen zu haben. Sogleich erbat ich es von ihr als eine Gunſt, ſie am folgenden Tage

nach Richmont führen zu dürfen, und ohne erſt eine Antwort abzuwarten, erſuche ich ihren Gemahl und die ganze Geſellſchaft, ebenfalls in Richmont meine Gäſte zu ſeyn; nur die Charpillon nahm ich davon aus. Meine Einladung wird mit Vergnügen angenommen, und ich füge hinzu, daß morgen um acht Uhr zwei Kutſchen bereit ſtehen würden, um bequem acht Perſonen aufzunehmen. Und ich, — ſprach die Charpillon, indem ſie mit einer unbegreiflichen Frechheit mich anſah, — ich werde die neunte Perſon ſeyn! Denn ich hoffe doch, mein Herr, Sie werden mich nicht fortjagen? — Das freilich nicht; es wäre unanſtändig. Sie werden demnach meinen Platz einnehmen, und ich werde zu Pferde ſeyn. — Keineswegs, keineswegs! ich nehme Mademoiſelle Emilie (dies war die Tochter Malingan's) auf den Schooß.

Eine Viertelſtunde ſpäter verlaſſe ich auf einige Augenblicke den Saal, und auf dem Rückwege begegne ich der Unverſchämten. Sie ſagt mir, daß ich für den ihr zugefügten Schimpf Genugthuung geben müſſe; oder ſie werde ſich rächen. — Vor allen Dingen, erwiderte ich, ge-

ben Sie mir meine Wechſel zurück, und alsdann ſprechen wir weiter. — Sie werden dieſe morgen erhalten.

Gegen zehn Uhr verlaſſe ich die Geſellſchaft, mit dem Verſprechen, zur beſtimmten Stunde die Kutſchen bereit zu halten und vor der Abreiſe bei Malingan ein Frühſtück zu nehmen. Alles geſchah wie verabredet war. Am folgenden Morgen, nach dem Frühſtück, beſtiegen Herr und Madame Malingan, ihre Tochter und die beiden Herren von Lüttich eine Kutſche, und in der andern ſaß ich mit den beiden Damen von Lüttich und mit der Charpillon. Die Geſellſchaft der Letztern wollte mir freilich nicht behagen. In fünf Viertelſtunden langten wir zu Richmont an. Nachdem ein gutes Diner beſtellt war, beſahen wir die Zimmer des Schloſſes und den Park.

Es war ein freundlicher Herbſttag. Auf dem Spaziergange nähert ſich mir die Charpillon und erklärt, daß ſie zu Hauſe die beiden Wechſel mir wiedergeben wolle. Nun mache ich ihr Vorwürfe über ihre unaufhörlichen Betrügereien, ihr unwürdiges und ſchändliches Benehmen; nenne ſie eine H—, nenne die Namen derjenigen, welche ihre Gunſt erkauft hat=

ten, und ſchwöre ihr Haß und Rache. Aber ſie war geſtählt gegen ſolche Angriffe: lachend hing ſie ſich an meinen Arm, bat mich indeſſen doch, leiſe zu ſprechen, denn man könne uns hören. Wirklich hörte man uns, und das war eben mein Wille.

Um zwölf Uhr gehen wir zur Tafel. Die Charpillon ſitzt neben mir und begeht tauſend Albernheiten, damit man glauben möge, ſie ſey in mich verliebt; daß ich ihr Entgegenkommen verächtlich zurückweiſe, kümmert ſie nicht. Ich ärgerte mich höchlich über ſie: denn nichts anderes konnte man glauben, als daß ich ein Tropf ſey, und ſie über mich ſich luſtig mache, welcher Gedanke mich natürlich ſehr verſtimmte.

Nach Tiſche kehrten wir in den Garten zurück. Die Charpillon, unabläſſig nach dem Siege ſtrebend, hängt ſich an meinen Arm. Der Park iſt ihr genau bekannt; nachdem ſie mich hin und her geführt, ſtehen wir plötzlich im Labyrinth, und hier wollte ſie von ihrer Gewalt über mich eine Probe ablegen. Sie zieht mich neben ſich auf das Gras nieder und eröffnet in beſter Form einen verliebten Angriff, indem ſie den gefährlich-

ſten Theil ihrer Reize vor mir enthüllte und dadurch mich zu verführen ſuchte. Indeß weiß ich nicht, ob es Liebe oder Rachbegierde war, was mich zur Uebergabe bewegte. Uebrigens waren alle Anzeigen da, daß ſie mein ſeyn wolle und mir nicht den geringſten Widerſtand entgegenſetzen werde.

In dieſem Gedanken werde ich ſanftmüthig, zärtlich, bitte tauſendmal um Vergebung, entſage den beiden Wechſeln und biete ihr mein ganzes Vermögen an. Nachdem ſo die Präliminarien unterzeichnet und mit glühenden Küſſen beſiegelt waren, glaubte ich, daß der Augenblick gekommen ſey, wo ich den Lorber des Sieges pflücken würde. Aber in demſelben Augenblick, wo ich den höchſten Preis verdienen will, werde ich zurück geſtoßen.

Wie? welche Abſcheulichkeit iſt das! — Es iſt nun genug, werther Freund, ich verſpreche Ihnen, dieſe Nacht in Ihren Armen zu ſeyn.

Mein ganzes Weſen war im wildeſten Aufruhr; ich verlange Befriedigung. Indem mein linker Arm ſie mit aller Gewalt niederhält, ziehe ich mit der Rechten ein Einlegemeſſer aus der

Taſche, ſchlage es mit den Zähnen auf und ſetze ihr die Spitze an die Gurgel. Dabei drohe ich ihr augenblicklichen Tod, wenn ſie einen Laut hören laſſen werde. — Thun Sie was Sie wollen, nur mein Leben ſchonen Sie. Sobald Sie aber Ihre Begierde geſtillt haben, verlaſſe ich dieſen Ort nicht. Mit Gewalt, im Wagen, wird man mich fortbringen müſſen, und ich werde die Urſache nicht verſchweigen!

Solcher Drohungen bedurfte es nicht: denn ſchon hatte bei mir die Vernunft ihre Herrſchaft wieder gewonnen. Ohne der Schändlichen ein einziges Wort zu ſagen, ſtand ich auf, nahm Meſſer, Hut und Stock, und verließ das Boulengreen, wo ich vom Abgrunde nur einen einzigen Schritt entfernt war.

Ob man es glaublich finden wird? Die Charpillon folgte mir und hing ſich an meinen Arm, als wäre nichts vorgefallen! So konnte ein Mädchen von ſiebzehn Jahren unmöglich handeln, wenn es Kämpfe der Art nicht ſchon hundertmal beſtand. Sobald erſt das Schamgefühl erſtickt iſt, wird dergleichen zur Gewohnheit, und man ſetzt ſelbſt Ruhm darin. Als wir zur Geſellſchaft zurückkehr-

ten, fragte man, ob ich unwohl geweſen ſey; doch an der Charpillon bemerkte man nicht die geringſte Veränderung.

Wir fuhren nach London zurück. Ich entſchuldigte mich bei der Geſellſchaft mit Unpäßlichkeit und begab mich nach meiner Wohnung. Dieſes Abenteuer machte den gewaltigſten Eindruck auf mein Gemüth; ich konnte keinen Schlaf finden. Deutlich erkannte ich, daß ich ein verlorner Menſch seyn würde, wenn ich nicht jede Gelegenheit, das Mädchen wiederzuſehen, ſorgfältig vermied. In ihren Blicken lag ein Zauber, dem ich nicht zu widerſtehen vermochte. Darum beſchloß ich feſt ſie nicht mehr wiederzuſehen und ſchrieb ihrer Mutter ein Billet des Inhalts: ich riethe ihr die Charpillon zur Herausgabe der Wechſel zu veranlaſſen; denn ſonſt würde ich zu einem Schritt genöthigt ſeyn, der ihr unangenehm ſeyn möchte.

Um mich zu zerſtreuen, aß ich zu Mittag in einer Taverne, und dann beſuchte ich meine Tochter. Nach Hauſe zurückgekehrt, erhielt ich einen Brief, der mit der Penny-Poſt eingelaufen war. Madame Augspurgher ſchrieb darin Folgendes:

„Ich muß mich ſehr wundern, daß Sie an mich ſich wenden, um die beiden Wechſel zu erhalten, welche Sie meiner Tochter anvertraut haben. So eben ſagt mir meine Tochter, daß ſie die Wechſel Ihnen in Perſon zurückſtellen werde, ſobald Sie Vernunft annehmen und die ihr ſchuldige Achtung nicht aus den Augen ſetzen wollen."

Beim Leſen dieſes impertinenten Briefes ſtieg mir das Blut in den Kopf. Meinen Entſchluß von heute Morgen ganz vergeſſend, ſtecke ich ein paar Piſtolen in die Taſche und eile nach Soho-Square, um die Spitzbübin mit Stockſchlägen zur Herausgabe der Wechſel zu nöthigen. Piſtolen nahm ich blos in der Abſicht, um die beiden Schurken, welche dort zu ſoupiren pflegten, im Zaum zu halten. Wüthend komme ich vor dem Hauſe an, gehe indeß vorüber, da ich beim Schein des Mondes an der Thür einen Friſeur warten ſehe, der jeden Sonnabend nach dem Souper das Haar der Mamſell in Papilloten zu legen pflegte. An einer Straßenecke bleibe ich ſtehen und überlege, ob ich die Entfernung des Friſeurs abwarten ſoll. Dazu entſchloſſen, ſehe ich nach einer halben Stunde Roſtaing und Caumon aus dem Hauſe treten und

freue mich darüber. Endlich höre ich elf Uhr ſchlagen und wundere mich, daß der Friſeur noch immer ausbleibt. Drei Viertelſtunden ſpäter ſehe ich eine Magd herauskommen und mit dem Lichte in der Hand etwas ſuchen, das aus dem Fenſter herabgefallen ſeyn mußte. Ohne mich länger zu beſinnen, ſpringe ich in das Haus, öffne das Vorzimmer und ſehe — mit Shakſpeare zu reden — ein Thier mit zwei Rücken auf dem Sopha ausgeſtreckt, nämlich die Charpillon und den Friſeur. Bei meinem Erſcheinen ſtößt die Elende einen lauten Schrei aus, und Schrecken erfaßt den Haarkräusler, daß er aufſpringt ſchnell wie der Blitz. Zitternd ſchmiegt die Charpillon ſich in eine Ecke des Sophas und erwartet, daß mein Rohrſtock, der wacker auf dem Rücken ihres Liebhabers ſich tummelt, auch ihr ſeine Aufwartung machen werde. Dieſer gewaltige Lärm lockt die Mägde herbei; dann erſcheinen die Tanten, und zuletzt die gichtbrüchige Mutter. Der Haarkräusler ergreift das Haſenpanier, aber die drei Furien ziehen mit Schimpfwörtern ſo dreiſt gegen mich zu Felde, daß ich im gerechten Zorn alles zertrümmere, was mir aufſtößt: zuerſt den großen Spiegel und das

Porzellan. Das Gekreiſch der alten Weiber machte mich immer wüthender; ich zerbrach alle Stühle, und ſchwor dann mit aufgehobenem Stock, ich würde ihnen eine fühlbare Lection geben, wenn ſie nicht ſogleich das Maul hielten. Nun ſtellte ſich die Ruhe wieder her.

Erſchöpft auf das Sopha hinſinkend, fordere ich von der alten Augspurgher meine Wechſel zurück. Da erſcheint in demſelben Augenblick der Nachtwächter, welcher ſich nach der Urſache des Tumults erkundigen wollte. Ich drücke ihm drei Kronen in die Hand; er geht, ich verſchließe hinter ihm die Thüre, kehre auf das Sopha zurück und verlange abermals meine Wechſel. — Ich habe ſie nicht, ſagt die Alte, verlangen Sie dieſelben von meiner Tochter. — So laſſen Sie Ihre Tochter rufen.

Die beiden Mägde ſagten aus, daß die Charpillon auf die Straße geflüchtet ſey, als ich angefangen habe die Stühle zu zertrümmern, und ſie wüßten nicht wo ſie hingekommen. Bei dieſer Nachricht erhoben die Mutter und die beiden Tanten ein lautes Geheul. Meine Tochter in der Nacht ganz allein auf der Straße! Meine Nichte iſt unglück-

lich — o was iſt aus ihr geworden! Verflucht ſey der Augenblick, wo Sie nach England kamen, um uns alle unglücklich zu machen! — So klagten die Weiber.

Mich ängſtigte dieſe Vorſtellung, daß jetzt das furchtſame Mädchen ſchutzlos durch die Straßen Londons irre. Geht, ſprach ich kaltblütig, zu den Nachbarn! dort werdet ihr ſie ganz ſicher finden. Bringt ihr mir die Nachricht, daß ſie gefunden iſt, ſo erhält jede von euch eine Guinee. Die Mägde eilten fort, und eine der Tanten folgte, um ihnen Anweiſung zu geben, wo die Charpillon zu finden ſeyn möchte.

Kaum aber ſahen dieſe alten Hexen, daß ich an dem Wiederfinden der Charpillon ſo großen Antheil nahm, als ſchon ihre Klagen und Vorwürfe mit größerer Heftigkeit ſich erneuerten. Ich ſchwieg und erwartete voll Ungeduld die Rückkehr der ausgeſandten Mägde. Endlich kommen ſie, eine Stunde nach Mitternacht, ganz außer Athem, mit der Nachricht: Mamſell ſey nirgends zu finden. Ich gab ihnen nichts deſto weniger zwei Guineen. Die bitterſte Reue empfand ich bei dem Gedanken, daß meine Raſerei das arme Mädchen

in's Verderben geſtürzt haben könne. Ich beſchwor die Tanten, das Mädchen bis zu Tagesanbruch überall ſuchen zu laſſen, und wenn ſie gefunden ſey, mir ſogleich Nachricht zu geben. Ueberdem verſprach ich ihnen den Werth der von mir zerſchlagenen Meubeln vollſtändig zu erſetzen und die beiden Wechſel zu caſſiren. So that ich zur ewigen Schande meines Verſtandes! Dann ging ich und verſprach zwei Guineen der Magd, welche mir Nachricht von der Charpillon bringen würde.

Um acht Uhr Morgens höre ich klopfen. Ich eile an das Fenſter und ſehe ein Dienſtmädchen meiner Feindinnen. Mit Herzklopfen rufe ich hinunter, daß man ſie einlaſſen ſoll, und freier athme ich, als das Mädchen ankündigt, ihre Gebieterin ſey ſo eben in einer Portechaiſe zu Hauſe angelangt, und habe ſich ſogleich zu Bette gelegt. Ich eilte, ſprach das Mädchen, um Ihnen Nachricht zu geben: nicht um der zwei Guineen willen, ſondern weil Sie mich dauerten. — Dieſe Theilnahme rührt mich; ich gebe ihr die zwei Guineen, laſſe ſie neben mir niederſitzen und bitte ſie mir den kleinſten Umſtand von der Rückkehr der Miß Charpillon mitzutheilen. Für treu

hielt ich dieſes Mädchen, und war weit entfernt von dem Gedanken, daß ſie wohl mit der alten Augspurgher einverſtanden ſeyn könne. Wie aber iſt es möglich, wird man fragen, daß Caſa-nova, den wir bisher nicht eben für einen Dumm-kopf hielten, diesmal in ſo hohem Grade einfäl-tig ſeyn konnte? — Lieber Leſer, ich frage: haſt du nie geliebt? Ja, ich war gezwungen hier ein Einfaltspinſel zu ſeyn! —

Das Mädchen begann mit der Verſicherung, daß ihre junge Herrſchaft mich liebe und nur darum mich täuſche, weil die Mutter es ſo haben wolle. — Ich weiß das; aber wo iſt denn Mam-ſell die Nacht geweſen? — Sie lief über Soho-Square hinaus zu einer Krämerfrau und nahm in ihrem Laden eine ſehr unbequeme Nachtherberge. Mit Fieberhitze hat ſie ſich zu Bette gelegt, und ich fürchte ernſthafte Folgen, denn ſie befindet ſich in einer gewiſſen Periode. — Das kann nicht wahr ſeyn! habe ich doch mit meinen eigenen Augen den Friſeur.... — O das ſchadet nichts! er iſt ſo delicat nicht. — Liebt ſie ihn denn? — Ich glaube es nicht, obwohl ſie manche Stunde mit ihm zubringt. — Und doch konnteſt Du ſagen,

ſie liebe mich? — Ei warum denn nicht? die Liebe zu Ihnen kann dabei immer beſtehen. — Geh' und ſage ihr, daß ich heute den ganzen Tag vor ihrem Bette zuzubringen wünſche. Laß mich nicht lange auf Antwort warten. — Ich will meine Kameradin ſchicken. — Nein, ſie ſpricht ja nicht Franzöſiſch.

Das Mädchen ging, kehrte aber nicht wieder. Es war drei Uhr Nachmittags; ich entſchloß mich ſelbſt hinzugehen und nach dem Befinden der Treuloſen zu fragen. Eine der alten Tanten kommt mir entgegen und bittet dringend, das Zimmer der Nichte nicht zu betreten; denn entweder würde ich zum Mörder oder zum Ermordeten. Die beiden Hausfreunde befänden ſich vor ihrem Bette und wären gewaltig wider mich aufgebracht; denn die arme Kleine läge im heftigſten Fieberparoxysm und ſchreie beſtändig: da kommt Seingalt, da kommt mein Henker! er will mich morden! rettet mich! — Um Gottes willen, ſprach die Tante, entfernen Sie ſich.

In Verzweiflung kehre ich nach Hauſe zurück, weil ich treuherzig glaube, was die Tante mir ſagt. Von Gram verzehrt, bringe ich den

Tag ohne Speiſe, die Nacht ohne Schlaf zu. Fieberfroſt ſchüttelt mich; ihn zu vertreiben, trinke ich Liqueur; doch alles vergebens. Ein heftiges Erbrechen mattet mich ſehr ab. Dennoch ging ich am Morgen zur Charpillon. Aber dieſelbe abſcheuliche Tante zeigt ſich und verwehrt mir den Eintritt, indem ſie verſichert: die Unglückliche liege in Krämpfen und Wahnſinn, und glaube jeden Augenblick mich zu ſehen; der Arzt habe geſagt, daß ihr Tod unvermeidlich ſey, wenn ſie noch vierundzwanzig Stunden ſo fortfahre. Es war, fügte die Tante hinzu, gerade die Zeit ihrer Menſtruation, und dieſe iſt durch den heftigen Schreck aufgehalten worden. — Der ſchändliche Friſeur! — Jugendſchwächen! Sie hätten thun ſollen, als ob Sie nichts geſehen. — Zum Teufel! wer ſagt Ihnen das? Halten Sie denn ſo etwas für möglich? Hier, Madame, da iſt etwas für Sie!

Ich ging, indem ich ihr eine Note von zehn Pfund gab. Auf der Straße begegnet mir Goudar. Ich bitte ihn, ſich nach dem Befinden der Charpillon zu erkundigen und alsdann mir den ganzen Tag Geſellſchaft zu leiſten. Mein Aus=

ſehen beunruhigt ihn. Nach einer Stunde kehrt er mit der Nachricht zurück, die ganze Familie ſchwimme in Thränen, weil die Charpillon ſich in Todesgefahr befinde. — Haben Sie das Mädchen geſehen? fragte ich. — Nein, man verſicherte mir, daß die Kranke nicht geſehen werden dürfe, denn ſie wälze ſich im Bette völlig nackt. — Glauben Sie das? — Eine Magd, die bis jetzt mir niemals log, hat mir verſichert, daß ſie völlig toll geworden iſt.

Ich machte nun Goudar mit dem ganzen Hergange bekannt. Er bedauerte mich, und als er hörte, daß ich ſeit achtundvierzig Stunden weder gegeſſen noch geſchlafen hätte, bemerkte er, daß dieſer Kummer mir das Leben oder den Verſtand koſten könne. Ich begriff das wohl, doch kannte ich kein Heilmittel. Goudar leiſtete mir bis zum Abend Geſellſchaft. Die Nacht brachte ich ſchlaflos hin. Wie ein Verrückter trabte ich im Zimmer auf und ab und haranguirte meine Schlafmütze.

Der Neger Jarbe, den ich jeden Augenblick abſendete, um über das Befinden der Charpillon Erkundigung einzuziehen, kehrte immer mit traurigen Nachrichten zurück. Am Morgen des dritten Tages eile ich ſelbſt hin. Nachdem man mich

eine Viertelſtunde vor der Thür hat warten laſſen, wird geöffnet und ich ſehe der Charpillon Mutter, die weinend zu mir ſpricht: ihre Tochter liege in den letzten Zügen. In dieſem Augenblick tritt in den Saal eine lange, hagere und bleiche Figur, die in ſchweizeriſchem Deutſch ſich vernehmen läßt: In den Willen Gottes muß man ſich ergeben! — Ich frage, was dieſe Erſcheinung bedeute. Es iſt, antwortet man, der Geiſtliche. Die Sterbende iſt ſchon ohne Sprache. Eine Stunde noch, und ſie wird ausgelitten haben!

In dieſem Moment war mir, als ob die kalte Hand des Todes den Schlag meines Herzens aufhalte. Ich wankte fort und erreichte meine Wohnung mit dem Entſchluſſe, nicht länger mehr zu leben. In mein Zimmer mich verſchließend, packe ich Geld, Juwelen u. ſ. w. in ein Käſtchen zuſammen. Hierauf ſchrieb ich ein paar Zeilen an den Reſidenten von Venedig, mit der Erklärung, daß nach meinem Ableben Herr von Bragadin mein Erbe ſey. Ich ſiegelte das Billet, verſchloß es nebſt dem Käſtchen in einen Schrank und ſteckte den Schlüſſel in meine Taſche. Darauf nehme ich ein paar gute Piſtolen, und feſt

entſchloſſen in den Wellen der Themſe ein Grab zu ſuchen, ſchlage ich den Weg nach dem Tower ein. In einem Kramladen anſprechend, kaufte ich ſoviel Bleikugeln, als meine Taſche zu faſſen und ich zu tragen vermochte. Indem ich unterwegs über mein Vorhaben nachſann, erſchien mir daſſelbe heilbringend: denn nur zu gut wußte ich, daß in meinem Buſen eine Hölle toben werde, ſo oft die Phantaſie mir das Bild der Charpillon zuführe. Ich wünſchte mir Glück dazu, daß ein ſolcher Entſchluß mir keine Ueberwindung koſte, und ich freute mich auf ſolche Weiſe meine Schuld zu verſöhnen. Denn gewiß war es kein kleines Verbrechen, den Lebensfaden eines reizenden, für die Liebe geſchaffenen Weſens zerſchnitten zu haben.

Von dem gewaltigen Gewichte der Bleikugeln beſchwert, ging ich langſamen Schrittes meinem Ziele entgegen. Auf der Weſtminſter-Brücke treffe ich den Ritter Egard, einen jungen reichen Engländer, der ſein Leben ſyſtematiſch genoß. Seine Bekanntſchaft machte ich zu St. Albans bei Mylord Pembrocke; er hatte ſeitdem mehrmals bei mir gegeſſen, und oft unterhielt ich mich ſehr angenehm mit ihm. Wie ich ihn erblicke,

will ich thun, als ob ich ihn nicht bemerke; aber ſchon hält er mich feſt und fragt, wohin ich wolle. Wenn Sie, ſprach er lachend, nicht etwa jemand aus Kings-Bench loskaufen wollen, ſo kommen Sie mit mir. — Ich kann nicht; laſſen Sie mich gehen. — Was iſt denn mit Ihnen geſchehen, werther Freund? ich erkenne Sie ja gar nicht wieder! — Ich weiß nichts. — Sie wiſſen nichts? So weiß ich, daß Sie irgend einen dummen Streich vorhaben! dies iſt auf Ihrem Geſichte zu leſen, und vergebens iſt Ihr Leugnen. — Noch einmal, es iſt nichts! Adieu. Ein andermal ſehen wir uns wieder. — Ei, mein Freund, Sie führen Böſes im Schilde! ich weiche keinen Schritt von Ihnen.

Jetzt bemerkt der Ritter einen Piſtolenlauf, der aus einer meiner Taſchen hervorragt, nimmt mich bei der Hand und ſpricht: Sie wollen ſich unfehlbar ſchlagen. Als Ihr Freund darf ich wohl Zeuge des Kampfes ſeyn, wenn ich Ihnen auf Ehrenwort verſichere, denſelben durchaus nicht ſtören zu wollen. — Lächelnd beſtritt ich ſeine Vermuthung, indem ich betheuerte, nichts weiter vorzuhaben als einen Spaziergang. Wenn das iſt,

verſetzte Egard, ſo hoffe ich, meine Begleitung wird Ihnen nicht unangenehm ſeyn. Wir gehen erſt ſpazieren, und dann wird in der Kanone ein Diner eingenommen. Sogleich will ich dem Mädchen, das allein mit mir eſſen ſollte, ſagen laſſen, daß ſie eine junge Franzöſin mitbringt, die wahrhaftig ſehr hübſch iſt. — Beſter Freund, verſchonen Sie mich! meine Seele iſt betrübt; um mich wieder zu ſammeln, muß ich in die Einſamkeit. — Dieſe kann Ihnen morgen ihren Schooß öffnen, wenn Sie Verlangen nach ihr tragen. Aber jetzt müſſen Sie mit mir, und ich verſichere Ihnen, daß Sie binnen drei Stunden wieder heiter ſeyn ſollen. Wo aber wollten Sie heute zu Mittag eſſen? — Nirgends, denn ich habe keinen Hunger. Seit drei Tagen ſchon faſte ich. — Sie ſetzen mich in Erſtaunen! Jetzt weiß ich, was Ihnen fehlt: es iſt die Cholera morbus, die Sie noch wahnſinnig machen kann, wie es einem meiner Brüder geſchah, der nun todt iſt.

Ich glaubte der dringenden Bitte dieſes jungen Mannes nachgeben zu müſſen. Konnte ich doch meinen Vorſatz ſpäter ausführen und lief

keine andere Gefahr, als fünf oder ſechs Stunden länger zu leben. Aber

Credete à chi n'ha fatto esperimento. —

ſagt Arioſt.

Ich ging nun mit dem Ritter; doch keine Viertelſtunde, ſo beſchwerte mich das Gewicht der Bleikugeln dermaßen, daß ich kaum weiter ſchreiten konnte. Ich bat alſo meinen Begleiter mich ſchleunigſt nach der Kanone zu führen, und verſprach ihm, dort bis Mittag zu verweilen. In der Taverne angekommen, befreite ich mich von dem drückenden Bleigewicht.

So war denn mein Selbſtmord aufgeſchoben, und es iſt gewiß wahr, daß in wichtigen Momenten, die über unſer Schickſal entſcheiden ſollen, wir der freien That nur theilweiſe fähig ſind. Dieſer Engländer mußte auf dem Pfade zum Abgrunde als mein guter Engel mir begegnen.

Ein paar Stunden hatten wir in der Taverne zugebracht, da erſchienen die beiden Nymphen, den Glanz jugendlichen Frohſinns auf ihren blühenden Geſichtern. Zur Liebe und Freude waren dieſe Mädchen geſchaffen, und jeden Reiz be-

ſaßen ſie, um ſelbſt in dem kälteſten Männerherzen die Flammen der Begierde anzufachen. Alle Gerechtigkeit ließ ich ihnen widerfahren; doch war mein Empfang nicht von der Art, wie ſie ihn erwarten konnten, und ich mußte ihnen daher als ein Bär erſcheinen. Obſchon ich die größte Abſpannung fühlte, ſo regte ſich doch ein gewiſſer Ehrgeiz, der mich aufforderte eine Rolle zu ſpielen, die meiner würdig wäre. So theilte ich denn an dieſe Schönen verſchiedene Küſſe aus; doch ziemlich froſtig und mit gerunzelter Stirn. Die Engländerin gefiel mir beſſer als die Franzöſin; ich bat den Ritter ihr zu ſagen, daß ich leider mich zu krank fühle, um ihr nach Gebühr zu huldigen. Die Mädchen beklagten mich; indeß würden ſie doch meiner Verſicherung nicht geglaubt haben, wenn ihnen Egard nicht meinen Namen genannt hätte. Ich beſaß einen gewiſſen Ruf; und ich ſah wohl, wie die Mädchen jetzt eine Art von Achtung für mich empfanden. Sie und Egard hofften für mich von den begeiſternden Einflüſſen des Rebengottes; allein ich wußte zum voraus, daß ſie ſich täuſchten.

Unſer Diner war in engliſcher Manier; d. h.

ohne Suppe. Kaum war ich im Stande einen Biſſen Roſtbeef und etwas Pudding hinunterzubringen. Dagegen ſchlürfte ich Auſtern mit ziemlich gutem Graveswein, und freute mich der Gewandtheit, mit welcher Egard beide Mädchen zu unterhalten wußte. In der Freude ſeines Herzens machte er ſeiner Landsmännin den Vorſchlag: ſich zu entkleiden und einen Matroſentanz aufzuführen. Sie war es zufrieden, wenn blinde Muſikanten aufzufinden wären, und wir uns gleichfalls entkleiden wollten. Ich erklärte dem Ritter, daß ich zu allem bereit ſey, doch kaum mich auf den Beinen erhalten, und viel weniger noch tanzen könne, auch gegen alle Reize der Mädchen unempfindlich bleiben würde. Dies bewirkte mir Nachſicht. Die blinden Muſikanten wurden aufgefunden, und wir ſchloſſen uns ein. Während die Blinden ihre Inſtrumente ſtimmten, kleideten der Ritter und die Damen ſich aus: der Tanz begann. In dieſen Augenblicke machte ich manche gute Beobachtung: der Frohſinn z. B. führt zum Liebesgenuß, nicht aber dieſer zum Frohſinn. In den drei nackten Geſtalten vermählte ſich Kraft mit Schönheit, und Würde mit Anmuth; doch ich

blieb unempfindlich dagegen. Nach beendigtem Tanz empfing der galante Ritter den Dank der Damen.

Die Mädchen kleideten ſich wieder an. Ich bat Egard, in meinen Namen der Franzöſin vier Guineen zu reichen und alles zu bezahlen, da meine Börſe nur ein paar Schillinge Silbergeld enthalte. Wie hätte ich auch am Morgen ahnen ſollen, daß ich in ſo lebensluſtige Geſellſchaft kommen würde, ſtatt in den Fluthen der Themſe mein Daſeyn zu beſchließen! Die Schulden, welche ich bei dem Ritter machen mußte, veranlaßten mich den Selbſtmord bis auf den folgenden Morgen aufzuſchieben. Nach Entfernung der Mädchen wollte auch ich gehen; aber der Ritter gab es nicht zu. Er verſicherte mir, daß ich nun viel wohler ausſähe als am Morgen; und die Auſtern, die mir gut bekommen wären, gäben Hoffnung für meine gänzliche Wiederherſtellung, im Fall ich dieſe Nacht mit ihm in Ranelagh zubringen wollte. Ich ließ mich überreden, beſtieg mit Egard einen Miethwagen, und folgte dem in meiner Jugend mir eingeprägten Grundſatze der ſtoiſchen Philoſophie: sequere Deum!

In der prächtigen Rotunde des Ranelagh-Gartens fanden wir eine glänzende Verſammlung. Ein Frauenzimmer, das ſehr zierlich eine Menuett tanzt, erregt meine Aufmerkſamkeit; beſonders, weil Kleid und Hut ſehr viel Aehnlichkeit mit denen haben, die ich der Charpillon ſchenkte. Noch kehrt ſie mir den Rücken zu; ich warte, bis ſie, vom Tanz an die entgegengeſetzte Seite geführt, mir das Geſicht zuwenden muß. Wen erblickte ich? die Charpillon ſelbſt! Ich empfand ein gichtiſches Zucken in allen Gliedern, und hielt mich kaum auf den Füßen. Egard, auf deſſen Schulter ich lehnte, hat mir nachher verſichert, daß er ſehr für einen Anfall von Epilepſie gefürchtet habe.

Dieſe krampfhafte Bewegung ſtillte ſich durch einen verſtändigen Zweifel. Vielleicht war es nicht die Charpillon; vielleicht ein Mädchen, das ihr ähnlich ſah. Ich bleibe ſtehen und laſſe ſie nicht aus den Augen: jetzt endigt die Menuett, und ich gehe auf ſie zu, als ob ich ſie zu einem neuen Tanz auffordern wollte. Sie ſieht mich an, dreht aber in demſelben Augenblicke ſich raſch um und geht fort. Nun war ich meiner Sache gewiß und

fühlte wohl, daß ich eines Stuhls bedurfte. Ein kalter Schweiß trat auf meine Stirn. Egard rieth mir eine Taſſe Thee zu nehmen. Doch ich bat ihn mich mir ſelbſt zu überlaſſen und ſein Vergnügen nicht zu ſtören.

Dieſer wilde Aufruhr meines Innern ließ mich üble Folgen fürchten; aber ohne Grund war meine Beſorgniß. Bald ging eine wunderbare Veränderung mit mir vor; das heftige Zittern hörte auf, ich beruhigte mich wieder und war geneſen. Nach einigen Minuten kehrt Egard zurück und wundert ſich gar ſehr, als er mich ſo munter wiederſieht. — Freund, ſagte er, das iſt ganz herrlich, daß Du nicht mehr traurig biſt! — Nein, das bin ich nicht; doch Hunger habe ich, und auch eine Bitte an Dich, wenn Du morgen nicht etwa durch dringende Geſchäfte abgehalten wirſt. — Bis übermorgen bin ich ganz frei und zu Deinem Befehl. — So wiſſe, daß Du mein Retter biſt! der Retter meines Lebens! meines Lebens — begreife das wohl! Damit aber Dein Geſchenk den höchſten Werth erhalte, mußt Du heute die Nacht und morgen den ganzen Tag bei

mir verweilen. — Ich gehöre ganz Dir. Wenn Du willſt, gehe ich ſogleich mit Dir nach Hauſe. — Ja, laß uns gehen.

Zu Hauſe angelangt, finde ich ein Billet von Goudar und ſtecke es in die Taſche. Mitternacht war bereits vorüber; man trägt uns ein Souper auf, und zu meinem Erſtaunen eſſe ich mit wahrem Heishunger. Der Ritter lacht und wünſcht mir Glück zu ſolchem Appetit. Hierauf begeben wir uns zur Ruhe, und feſt ſchlafe ich bis in den Mittag. Beim Frühſtück erzählte ich meinem Gaſt den ganzen Hergang des tragiſchen Abenteuers, das mit meinem Tode endigen ſollte, wenn nicht er als mein guter Genius erſchienen wäre; zugleich zeigte ich ihm mein Teſtament und bezahlte die fünf oder ſechs Guineen, welche ich ihm ſchuldig geworden war. Hierauf entſiegelte ich Goudars Billet. Es enthielt blos dieſe Worte: „Ich weiß mit Beſtimmtheit, daß die Charpillon, ſtatt auf dem Sterbebette zu liegen, mit dem Grafen Grosvenor nach Ranelagh gefahren iſt.“ —

Egard war außer ſich. Die Treuloſigkeit der jungen Charpillon und die Heimtücke ihrer Mutter

erſchienen ihm mährchenhaft. Als ich darüber mein Bedauern ausdrückte, daß die beiden Wechſel nicht mehr in meinen Händen ſeyen und ich eines unfehlbaren Mittels der Rache beraubt wäre, verſicherte Egard: daß ich nichts deſtoweniger die Tante ins Gefängniß ſchicken könne; weil ich ja von der alten Augspurgher einen Brief beſäße, worin dieſe geſtehe, daß die Wechſel ihrer Tochter von mir anvertraut wären.

Auf der Stelle beſchloß ich die ſchändlichen Weiber verhaften zu laſſen; ſagte indeß dem Ritter nichts davon. Nachdem er den ganzen Tag ſehr vergnügt bei mir zugebracht, verließ er mich am Abend, um mit ſeiner Freundin zu ſoupiren. Ich ſchwor ihm ewige Freundſchaft, die er ſo ganz verdiente. Zu ſeiner Zeit ſoll der Leſer erfahren, welchen Lohn der edle Ritter für den mir geleiſteten Liebesdienſt empfing.

Neu belebt, in ſtolzer Siegesfreude begab ich mich am folgenden Morgen zu dem Prokurator, der mir gegen den Grafen Schwerin beigeſtanden hatte. Er fand mein Recht ganz unbeſtreitbar. Ich leiſtete alſo den herkömmlichen Eid und erhielt

einen Verhaftsbefehl. Derſelbe Menſch, welcher den Grafen Schwerin feſtnahm, machte keine Schwierigkeiten auch die drei alten Weiber nach Kings-Bench zu befördern; aber noch kannte er ſie nicht, und mußte ſie doch genau kennen, ehe er dieſes Auftrages ſich entledigen konnte. Demnach entſchloß ich mich ihn ſelbſt hinzuführen. Um acht Uhr ſollte er mich in Danemark-Street erwarten; ich wollte ihm in das Haus folgen und ihm ſeine Leute bezeichnen. So geſchah es: ich zeigte auf die Mutter und die Tanten, und entfernte mich ſogleich, nachdem ich auf die Charpillon, die in Trauerkleidern am Kamine ſtand, einen flüchtigen Blick geworfen. Hätte ſie in dieſem Augenblicke den Muth gehabt, mir um den Hals zu fallen und für ihre Mutter und die Tanten zu bitten: wer weiß was ich gethan haben würde!

Die Süßigkeit der Rache iſt groß, und glücklich der, welcher dieſelbe ſich zu verſchaffen wußte. Am folgenden Morgen erſchien vor mir mit ſehr heiterer Miene der Chevalier Goudar. So eben kam er von der Charpillon, wo er niemand angetroffen hatte als die Großmutter, welche ganz

troſtlos war und einen Advokaten zu Rathe zog. Entweder, ſagte Goudar, haben Sie das Mädchen vergeſſen, oder ſind verliebter als je. Nun erzählte er mir, daß die Damen ſich geweigert hätten einen Beſuch zu Kings-Bench zu machen, und daß Roſtaing nebſt ſeinen Kameraden zur Vertheidigung ritterlich die Degen zogen; aber der Häſcher entwaffnete ſie und nahm nicht nur die Damen, ſondern auch die Degen mit. Anfänglich hatte die Charpillon folgen wollen; doch in der Abſicht, zur Befreiung ihrer Verwandten alles aufzubieten, entſchloß ſie ſich zurückzubleiben. Vorläufig waren die Damen in der Wohnung des Gefängnißaufſehers abgetreten. Goudar wollte ſie dort beſuchen und bot mir zu einer gütlichen Uebereinkunft ſeine Vermittelung an. Ich dankte ihm, mit der Verſicherung, es gebe kein anderes Mittel, die Damen aus Kings-Bench zu befreien, als die Zahlung ihrer Schuld.

Vierzehn Tage vergingen, ohne daß ich von dieſer Angelegenheit weiter ſprechen hörte. Täglich ſpeiſete die Charpillon mit ihrer Familie und beſtritt die Koſten des Unterhalts, welche ziemlich beträchtlich ſeyn mußten: denn ſie bewohnten zwei

Zimmer und mußten ſich alle Bedürfniſſe durch die Vermittelung des Aufſehers verſchaffen. Goudar erzählte mir, die Charpillon habe ihrer Mutter und den Tanten erklärt, daß ſie ſich nimmermehr entſchließen werde um ihre Freiheit bei mir zu bitten; ſelbſt dann nicht, wenn ſie auch nur ein einziges Wort zu ſagen brauche, um ihre Bitte von mir erfüllt zu ſehen. In ihren Augen war ich das abſcheulichſte Ungeheuer. Ich aber betrübte mich wenig darüber, beſuchte täglich meine Tochter, und hatte bald wieder meine ganze Heiterkeit gewonnen.

Vierzehn Tage lang war Ritter Egard mir unſichtbar geblieben. Angenehm überraſchte es mich, als er eines Morgens mit dem vergnügteſten Geſicht von der Welt zu mir eintrat. Wo haſt Du denn ſo lange geſteckt? rief ich ihm zu. Ich habe Dich überall geſucht! — Die Liebe, mein theurer Freund, ſchlug mich an ihre unzerbrechlichen Feſſeln. Ich komme, um Dir Geld zu bringen. — Von wem denn? — Von Seiten der Familie Augſpurgher. Gieb mir darüber Quittung und die nöthige Erklärung: denn ich ſelbſt ſoll der armen Charpillon, die ſeit vierzehn

Tagen in Betrübniß verſunken iſt, ihre Mutter und die Tanten wieder zuführen. — Ihre Betrübniß kenne ich ſchon. Aber weiß ſie denn, daß ich Dir das Leben verdanke? — Ja, ich habe ihr alles mitgetheilt. — Gewiß hat ſie Dich erſucht, bei mir ein gutes Wort für ſie einzulegen? — Keineswegs! ſie nennt Dich einen Undankbaren, ein Ungeheuer das ſie verabſcheue. — Gott ſey Dank! es iſt aber doch ſeltſam, daß ſie Dich verliebt machen mußte, um Dich als Werkzeug ihrer Rache zu gebrauchen. Glaube mir, mein Theurer, Du trägſt ein Sklavenjoch. — Sollte das ſeyn, ſo iſt es ein ſanftes Joch. — Ich wünſche Dir Glück; aber ſey auf Deiner Hut.

Egard zählte mir 250 Guineen hin. Ich erklärte die beiden Wechſel für nichtig und entſagte allen weitern Anſprüchen. Zufrieden ſchied der Ritter von mir. Hätte ich nun nicht glauben ſollen, daß dieſe Angelegenheit beendigt ſey? Aber ich ſchmeichelte mir mit dieſer Hoffnung vergeblich.

Um dieſe Zeit feierte man die Vermählung des Erbprinzen von Braunſchweig mit der Prinzeſſin Auguſte, Schweſter des Königs von Eng-

land. Der Gemeinderath von London beſchloß dem Prinzen das Bürgerrecht zu ertheilen. Auch die Innung der Goldſchmiede nahm ihn zum Mitgliede auf, und ließ ihm das Diplom darüber in einer goldenen Vaſe durch den Lordmajor und die Aldermans überreichen. In dieſer feſtlichen Zeit brachte Lady Harrington der Dame Cornelis einen Gewinn von 200 Guineen. Sie vermiethete ihr Haus in Soho-Square an einen Reſtaurateur, welcher Ball und Souper daſelbſt veranſtaltete. Die Entree koſtete drei Guineen. Es waren etwa tauſend Perſonen anweſend: unter ihnen der erlauchte Bräutigam, die Braut und die ganze königliche Familie; ausgenommen der König und die Königin. Auch mir verſchafften drei Guineen die Ehre, mich unter der Zahl der Gäſte zu befinden. Doch leider mußte ich, da es an Stühlen fehlte, mein Souper ſtehend einnehmen. Unter andern ſah ich bei Tafel, an der Seite des Herzogs von Cumberland, die Lady Graffton, welche in hohem Grade das Erſtaunen ſämmtlicher Damen erregte. Ungepudert war ihr Haar und fiel ganz kunſtlos in reichen Locken über Nacken und Stirn. Alle Stimmen vereinigten ſich, um dieſe

Art von Kopfputz abſcheulich zu finden. Man verſicherte, daß Mylady toll ſeyn müſſe und würdig, ausgepfiffen zu werden, denn ſie ſehe aus wie ein Ungeheuer. Nichtsdeſtoweniger aber war in Zeit von ſechs Monaten die Friſur à la Grafftton zur herrſchenden Mode, machte die Reiſe über den Kanal und verbreitete ſich über ganz Europa, obgleich dieſelbe ſeitdem ganz unrechtmäßiger Weiſe ſeinen urſprünglichen Namen verlor.

Uebrigens war bei dieſem Souper alles zu finden, was Herz und Mund nur begehren können: es koſtete aber auch 3000 Guineen. Da ich indeß an dem Ball nicht Theil nehmen wollte, und keine der anweſenden Schönen auf mich Eindruck machte, ſo entfernte ich mich bereits um ein Uhr Morgens.

In dem prächtigſten Gallakleide, in einer Kutſche, hinter welcher mein Neger Jarbe und ein neuangeworbener Bedienter ſtanden, kehre ich nach Hauſe zurück. Als ich kaum hundert Schritte von meiner Wohnung entfernt bin, höre ich einen Vorübergehenden rufen: Bonne nuit, Seingalt! — Nun beuge ich mich aus dem Wagen und bedanke mich. Aber in demſelben Augenblicke ſehe ich links

und rechts zwei Bewaffnete an den Wagen ſpringen und höre rufen: im Namen des Königs! — Meine Leute fragen, was ſie denn eigentlich wollten. Dieſen Herrn, antwortet einer von den Kerls, nach Newgate bringen; denn einen Verbrecher ſchützt kein Sonntag. Nun frage ich, worin mein Verbrechen beſtehe. Man entgegnet, daß ich es im Gefängniß erfahren würde, und auf die Erwiderung meines Negers, daß ich mit Recht verlangen könne zu wiſſen warum ich ſo behandelt würde, antwortet er, daß der Richter jetzt ſchlafe. Auf die Bemerkung, daß ich ſo lange warten würde bis er aufgeſtanden ſey, welcher alle Vorübergehenden die dieſer Lärm herbeigezogen hatte, beiſtimmten, entſchloß ſich endlich der Anführer der Häſcher mich vorläufig in ſeine Wohnung zu bringen. Ich erhielt ein großes Zimmer, in welchem keine andern Meubeln ſich befanden als Tiſche und Bänke, und meine Bedienten, nachdem ſie den Wagen nach Hauſe begleitet, kehrten zurück mir nebſt einem halben Dutzend Häſcher, die mich aufforderten Eſſen und Trinken für ſie holen zu laſſen, Geſellſchaft zu leiſten. Ich befahl dem Neger ihren Wunſch zu erfüllen und gegen dieſe Flegel artig

zu ſeyn. Fünf Stunden mußte ich hier zubringen, denn erſt um ſieben erſchien die Stunde des Verhörs.

Keines Verbrechens war ich mir bewußt; alſo konnte nur eine falſche Anklage mich hieher geführt haben. Der guten Gerechtigkeitspflege in England vertrauend, blieb ich ganz ruhig und litt geduldig ein Uebel, welches jedenfalls nur vorübergehend ſeyn konnte. Freilich hätte ich dieſes Misgeſchick vermeiden können, wäre ich jener alten Regel eingedenk geweſen, die da verbietet bei nächtlicher Weile einer unbekannten Stimme, die uns ruft, zu antworten; dies war nun aber einmal geſchehen, und ich mußte Geduld haben. Inzwiſchen ergötzte ich mich mit heitern Betrachtungen über den ſeltſamen Uebergang von Glanz und Hoheit zu einer ſo niedrigen und ſchmutzigen Umgebung.

Endlich bricht der Tag an. Der Wirth des Hauſes erſchien, um zu ſehen, wer denn der Verbrecher ſey, der unter ſeinem Dache geſchlafen, und lachen muß ich noch heute über den gewaltigen Zorn, in welchen er gegen das Häſchervolk ausbrach, weil ſie ihn nicht geweckt hätten, damit er

mir ein anſtändiges Zimmer geben konnte. Der Wirth ſah mir wohl an, daß er durch ſolche Nachläſſigkeit ein paar Guineen verlor. Endlich kam die Nachricht, daß die Gerichtsſitzung begonnen habe, und daß es Zeit ſey, mich vorzuführen. Zu dieſem Behufe ward mir eine Portechaiſe geſendet: denn wäre ich angezogen, wie ich war, zu Fuße gegangen, ſo hätte mich der Pöbel mit Koth beworfen.

Ich trete in einen großen Saal, wo gegen funfzig Perſonen verſammelt ſind und mit Blicken des Erſtaunens nach dem Delinquenten hinſchauen, der es wagt in ſo ungebührlichem Glanze zu erſcheinen.

Im Hintergrunde des Saals ſaß im Lehnſtuhl eine Perſon, die mir ſo ausſah, als ſollte ich durch ſie mein Verbrechen erfahren. Dieſer gute Mann war blind; ein breites ſchwarzes Band ſchlang ſich um ſeine Stirn. Man las und ſprach ihm vor, und er dictirte das Urtheil in den verſchiedenen Rechtsſachen, die man vor ihn brachte. Jemand der neben mir ſtand, tröſtete mich durch die Verſicherung: der blinde Herr ſey ein gerechter Richter, wie auch ein geiſtvoller und ſehr lie=

benswürdiger Menſch. Dieſer Blinde war niemand anders als — der berühmte Fielding.

Als die Reihe an mich kam, ſagte es ihm der Sekretair, der an ſeiner Seite ſaß, in das Ohr. Im reinſten Italieniſch forderte nun Fielding mich auf, näher zu treten. Ich bahnte mir einen Weg durch das Gedränge, trat vor die Schranken und ſprach: Ecco mi Signore.

Es entſpann ſich darauf zwiſchen mir und der ehrwürdigen Magiſtratsperſon folgender Dialog, der fortwährend in italieniſcher Sprache geführt wurde. Wort für Wort ſchrieb ich ihn an demſelben Tage nieder, und theile ihn hier dem Leſer in einer treuen Ueberſetzung mit.

Mein Herr Caſanova von Venedig! Sie ſind auf Lebenszeit zu den Gefängniſſen Sr. Großbritaniſchen Majeſtät verurtheilt.

Mein Herr, ich bin doch ſehr neugierig zu erfahren, für welches Verbrechen ich ſo hart geſtraft werden ſoll. Wollen Sie nicht die Güte haben, mich davon zu unterrichten? —

Ihre Neugierde, mein Herr Venetianer, iſt ſehr verzeihlich. In England glaubt ein Richter nicht befugt zu ſeyn, über jemand das Verdam=

mungsurtheil zu ſprechen, ohne ihm zu ſagen, warum. Sie ſind beſchuldigt, — und die Rechtmäßigkeit dieſer Beſchuldigung iſt durch zwei Zeugen außer Zweifel geſetzt, — daß Sie das Geſicht eines Mädchens zerfetzen wollten. Dieſes Mädchen ruft den Beiſtand der Juſtiz an, und die Schuldigkeit der Juſtiz iſt es nun, Sie zum Gefängniſſe zu verurtheilen. —

Mein Herr, nichts weiter als eine verleumderiſche Lüge! Ich kann Ihnen ſchwören, daß mir ein ſolches Verbrechen nicht auf die entfernteſte Weiſe jemals in den Sinn gekommen iſt. —

Sie hat aber doch zwei Zeugen! —

Die Zeugen ſind falſch. Wer iſt dieſes Mädchen? —

Es iſt die Miß Charpillon.

Die kenne ich wohl, und habe ihr ſtets nur Beweiſe meiner Zärtlichkeit gegeben. —

Alſo haben Sie wirklich dem Geſicht des Mädchens keine Beſchädigung zufügen wollen?

Nein, ganz gewiß nicht! —

So wünſche ich Ihnen Glück. Sie werden heute Mittag zu Hauſe ſpeiſen; indeß bedarf es einer Bürgſchaft. Die Chefs von zwei Hand-

lungshäuſern müſſen uns dafür einſtehen, daß Sie jenes Verbrechen nie haben ausüben wollen.

Wer möchte aber wohl verbürgen, daß ich nie auf den Einfall kommen werde, ein ſolches Verbrechen zu begehen? —

Ohne Zweifel werden es zwei Engländer ſeyn, deren Achtung Sie beſitzen, und welche daher eines ſolchen Vergehens Sie unfähig halten. Sobald Sie die Bürgen herbeiſchaffen, ſind Sie ohne Umſtände frei. Doch müßte es geſchehen, ehe ich zur Tafel gehe. — —

Ich verneigte mich und ward von den Häſchern abgeführt. Sogleich ſchrieb ich meinen Bedienten alle Banquiers auf, die mir einfielen, und trug ihnen auf, dieſelben mit der Urſache meines Misgeſchickes bekannt zu machen. Ich empfehle ihnen Eile, und ſie fliegen fort. Aber, ſiehe da! eine höchſt unangenehme Nachricht.

Der Anführer der Häſcher, von einem Dolmetſcher begleitet, kündigt mir meine Abführung nach Newgate an. Ich erklärte ihm, daß ich Bürgſchaft erhalten würde, und daß er mich ja noch am Abend in's Gefängniß führen könne, wofern jene ausbleiben ſollte. Doch vergebens!

der Kerl will davon nichts wiſſen. Ich würde, ſagt er, ſogleich aus dem Gefängniß abgeholt werden, ſobald die Bürgſchaft anlange; und damit könnte ich zufrieden ſeyn. Hierauf ſagte mir der Dolmetſcher ins Ohr, daß wahrſcheinlich dieſer Menſch von der Gegenpartei erkauft ſey, um mir den Schimpf der Gefangenſchaft nicht zu erſparen; ich würde aber alles erlangen, wenn ich ihm Geld geben wollte. Nun frage ich nach dem Betrag der Summe. Der Dolmetſcher ſpricht heimlich mit dem Häſcher; dann kommt er mit der Nachricht, daß jener für zehn Guineen mich bis zum Abend bei ſich behalten wolle, worauf ich aber antworten ließ, daß ich neugierig geworden ſey, das Gefängniß zu Newgate kennen zu lernen. Man ließ alſo einen Fiacre holen, und ich fuhr nach dieſem Gefängniß. ab.

Bei meiner Ankunft in dieſem Höllenpfuhl ward ich von einer Menge Unglücklicher, die in Zeit von acht Tagen gehängt werden ſollten, mit Geziſch bewillkommt: es galt dies meinem Ballanzuge. Und als ſie ſahen, daß ich ein hartnäckiges Schweigen beobachtete, geriethen ſie in Zorn und ſprudelten mir die abſcheulichſten Schmähreden ent-

gegen. Der Kerkermeiſter beruhigte ſie endlich durch die Verſicherung, daß ich kein Engliſch verſtände. Zugleich führte er mich in ein beſonderes Zimmer, kündigte mir den Preis deſſelben an und zählte mir die Statuten des Gefängnißes weitläuftig auf, als ob ich einen dauernden Aufenthalt hier finden ſolle.

Nach einer halben Stunde erſchien vor mir derſelbe Häſcher, der mich um zehn Guineen prellen wollte, mit der Anzeige: daß meine Bürgſchaft bei Maſter Fielding eingetroffen ſey, und mein Wagen vor den Thoren des Gefängniſſes warte. Ich erhob meine Seele im Gebete zu Gott, ſtieg in den Wagen und befand mich in wenig Augenblicken vor dem Lehnſtuhle des wackern Fielding. Ich ſehe meine Bürgen: es iſt Pegu, mein Schneider, und Maiſonneuve, mein Weinlieferant. Die Herren machen mir ein Kompliment und wünſchen ſich Glück dazu, mir dieſen kleinen Dienſt leiſten zu können. Nicht weit von mir erblickte ich die Charpillon, in Begleitung von Roſtaing und einem Advokaten; auch Goudar hatte ſich eingefunden. Meine Bürgen nennen ihre Namen, und Fielding beſtimmt den Betrag ihrer Caution. Die

Bürgen unterzeichnen das Protokoll, und nun erklärt mir Fielding ſehr artig, daß ich frei bin. Die Caution der Bürgen betrug zwanzig Guineen, und außerdem hatte ich ſelbſt noch zur Zahlung von vierzig Guineen mich verbindlich machen müſſen. Als ich nach den beiden Zeugen der Charpillon fragte, nannte man mir Roſtaing und Bottarelli. Ich warf einen Blick der tiefſten Verachtung auf Roſtaing, der todtenbleich daſtand; die Charpillon aber ſah ich nicht an, weil ſie mir leid that. Als ich den Greffier fragte, ob ich die Koſten zu bezahlen ſchuldig ſey, verneinte er es; und es entſpann ſich dieſerhalb ein Wortwechſel zwiſchen ihm und dem Advokaten der ſchönen Sünderin. Nicht wenig betreten war die Charpillon bei der Nachricht, daß ſie nicht eher von der Stelle dürfe, bis ſie die Koſten bezahlt habe. In demſelben Augenblick langten drei oder vier Engländer in der Abſicht an, um Bürgſchaft für mich zu leiſten. Sie baten mich, mit den Geſetzen ihres Vaterlandes, die gegen Fremde etwas zu ſtreng wären, Nachſicht zu haben. Einer der unheilvollſten Tage meines Lebens neigte ſich zu ſeinem Ende, und der Ruhe bedürftig eilte ich nach Hauſe.

Siebentes Capitel.

Bottarelli. — Der Papagei. — Porchini. — Eine alte Bekanntſchaft wird erneuert. — Sara's Rückkehr nach der Schweiz. — Eine neue Bekanntſchaft.

Geſtern Abend war von dem Schauſpiele meines Lebens der erſte Akt beendigt, und heute Morgen ſollte der zweite beginnen. Kaum hatte ich das Bett verlaſſen, als ich Lärm an meiner Thür vernahm. Ich eile an das Fenſter und erblicke den niederträchtigen Schurken, der in Stuttgard mich ausplünderte, nämlich den Signor Porchini, deſſen ſich der Leſer wohl noch erinnern wird. Er verlangte Einlaß, ohne zuvor bei mir gemeldet zu werden. Ich kann Sie nicht annehmen! rief ich ihm zu und ſchloß das Fenſter.

Eine Viertelſtunde ſpäter erſchien Goudar, mit

einem Blatt der St. James Chronicle, worin eine kurze Erzählung meines letzten Abenteuers gegeben war. Mein und der Charpillon Name waren verſchwiegen, doch Roſtaing und Bottarelli, deren Benehmen man lobte, hier ohne Umſtände genannt. Ich bat Goudar, zu dieſem Bottarelli, deſſen Bekanntſchaft ich wünſchte, mich ſogleich hinzuführen. Gleichzeitig kam Martinelli hinzu und erbot ſich zu unſerm Begleiter.

In einem armſeligen Hauſe ſtiegen wir drei Treppen hinan, und ſahen vor uns einen Mann am Schreibtiſche, den eine Frau und vier Kinder umgaben: — ein Gemälde des menſchlichen Elends. Bottarelli war dieſer Mann; er ſteht auf, und ich frage ihn, ob er mich kenne? — Nein! ſagte er verlegen, und nun gebe ich mich als denſelben Caſanova zu erkennen, den er durch falſches Zeugniß am Tage zuvor in das Gefängniß von Newgate gebracht.

Mein Herr, ſtammelte der Elende, das bedauere ich von Herzen! Aber betrachten Sie hier meine Familie: ich bedurfte gerade zwei Guineen. Dafür will ich Ihnen auch umſonſt dienen, wenn Sie es einmal verlangen ſollten. —

Haben Sie denn gar keine Scheu vor dem Galgen?

Nein, mein Herr! ein falſcher Zeuge wird nicht gehangen. Das Geſetz erkennt blos die Deportation. Indeſſen iſt es in London ziemlich ſchwer, einen Zeugen zu überführen, daß ſein Zeugniß falſch geweſen ſey. —

Man hat mir geſagt, Sie wären ein Dichter.

Ich bin es. Die Dido habe ich verkürzt, und den Demetrius verlängert. —

Ich verließ dieſen armſeligen Wicht, nachdem ich aus Mitleid ſeiner Frau eine Guinee geſchenkt hatte. Dafür gab ſie mir eine von den Schriften ihres Mannes, betitelt Le secret de Francmaçons trahi. In Piſa, ſeiner Vaterſtadt, war dieſer Bottarelli Mönch, und ſeine Frau eine Nonne geweſen; ſie verliebten ſich, flüchteten nach England und heiratheten ſich.

In dieſen Tagen überraſchte mich ein Beſuch des portugieſiſchen Geſandten. Er überbrachte mir einen Brief meiner theuren Pauline, durch welchen die Nachricht von Clairmonts traurigem Ende beſtätigt wurde. Schon war Pauline die Gattin des Grafen Al— geworden. Ich wunderte mich, von

dem Geſandten die Verſicherung zu hören, daß Paulinens Stand gleich bei ihrer Ankunft in London ihm kein Geheimniß geweſen ſey. Es iſt aber das Steckenpferd aller Diplomaten, den Schein anzunehmen, als wüßten ſie mehr, als andere Leute. Uebrigens war der Herr von Saa ein braver Mann, und es war ihm bei der Charpillon faſt ebenſo ergangen wie mir. Doch ich komme da auf ein luſtiges Abenteuer, das wahrſcheinlich meine Leſer ergötzen wird; ſie müßten denn ſämmtlich unter dem eiſernen Zepter der Hypochondrie ſich befinden.

Auf einem Morgenſpaziergange durch die Straßen Londons komme ich an einen Ort, den man Papageienmarkt nannte. Ein ganz neuer, ſehr eleganter Käfig mit einem wunderhübſchen Papagei feſſelt meine Aufmerkſamkeit, und ich frage, in welcher Sprache der Vogel rede. Er iſt noch ſehr jung und ſpricht gar nicht, war die Antwort. Nun gab ich für den Vogel die verlangten zwei Guineen und ſchickte ihn nach Hauſe. Er ſollte dort in der Nachbarſchaft meines Bettes Quartier erhalten und einige Bonmots erlernen. Ohne einen beſondern Erfolg zu erwarten, fiel es mir

ein, ihm alle Morgen vorzuſagen: „Miss Charpillon est plus putain que sa mère“, und keine vierzehn Tage vergingen, ſo hatte mein Papagei dieſe Worte ſo gut erlernt, daß er ſie ohne Anſtoß vom Morgen bis zum Abend wiederholte. Was er indeß von mir nicht gelernt hatte, vielmehr ſeinem eigenen Genie verdankte, war ein ſchallendes Gelächter, das er jedesmal auf dieſe Worte folgen ließ.

Eines Tags ſagte mir Goudar, daß ich für meinen Papagei gewiß funfzig Guineen erhalten würde, wollte ich ihn nach der Börſe ſchicken. Dieſen Gedanken faßte ich ſogleich auf; nicht etwa aus Eigennutz, ſondern blos um des Vergnügens willen, die Schändliche, die mich betrog, eine H... nennen zu dürfen. Ich beauftragte mit dieſem Geſchäft meinen Neger Jarbe.

Da mein Papagei nur franzöſiſche Worte ſprach, ſo erfreute er ſich in den erſten Tagen keines zahlreichen Auditoriums. Als aber jemand, welcher die Charpillon kannte, vor dem unverſchämten Vogel überraſcht ſtehen blieb, ſo bildete ſich bald eine zahlreiche Verſammlung, und man wünſchte den Papagei zu kaufen. Indeß hielt jedermann

funfzig Guineen für einen allzuhohen Preis. Zwar wünſchte mein Neger, daß ich den Vogel ſo wohlfeil als möglich losſchlagen möchte; aber ich willigte nicht ein, und großes Vergnügen empfand ich, als nach acht Tagen Goudar mich benachrichtigte, welchen Eindruck die Schwatzhaftigkeit des Papageis auf die Familie Charpillon gemacht habe. Die Mutter und die Tanten waren in Verzweiflung, und hatten mehrere Advocaten zu Rathe gezogen; doch ſie erhielten zur Antwort, es gebe kein Geſetz wider Verleumdungen, deren Urheber ein Papagei wäre; zur Rechenſchaft könnte ich nur alsdann gezogen werden, wenn mir zu beweiſen ſey, daß der Vogel den Sprachunterricht bei mir genoſſen. Was übrigens die Charpillon ſelbſt betraf, ſo zog ſie ſich dieſen Schimpf nicht ſehr zu Gemüthe, fand vielmehr meinen Einfall höchſt ſinnreich und lachte viel darüber.

Bald darauf hieß es in der St. James Chronicle: „die durch einen Papagei beſchimpften Damen müßten unfehlbar ſehr arm und ohne Gönner ſeyn; denn ſchwerlich würde das Publikum von der ganzen Sache etwas erfahren haben, wenn ſie den Vogel ſogleich gekauft hätten.“ Am

Schluſſe dieſes Artikels wurde geäußert, daß derjenige, welcher auf ſolche Weiſe ſich gerächt habe, ein Engländer zu ſeyn verdiene.

Als ich zufällig dem Ritter Egard begegnete, war meine Frage, warum er den Papagei nicht kaufe? Lächelnd erwidert er, mein Papagei wäre das Ergötzen aller, welchen die Charpillon bekannt ſey; mehr ſagte er nicht. Endlich aber fand Jarbe einen Käufer für die verlangten funfzig Guineen und ſpäter erfuhr ich von Goudar, daß ein Liebhaber der Charpillon, der Lord Grosvenor, den Papagei an ſich gebracht habe. Seitdem begegnete ich der Charpillon ſehr oft auf Spaziergängen und im Theater, ohne ſie der geringſten Aufmerkſamkeit zu würdigen. Dieſes Geſchöpf war mir ſo gleichgültig geworden, als ob wir uns nie gekannt hätten.

Als ich eines Tages nach dem St. James-Park gehe, ruften mich zwei Mädchen an, die in einem Zimmer des Erdgeſchoſſes in Buckinghamhouſe Milch tranken. Da ſie mir unbekannt ſind, ſo achte ich auf ihre Einladung nicht; aber ein junger Officier in engliſcher Uniform läuft mir nach und ſagt, dieſe jungen Damen wären aus Italien und ich ſey ihnen wohl bekannt. Ich

dankte dem Officier für ſeine Bemühung und kehrte mit ihm zurück.

Wie war ich erſtaunt bei meinem Eintritt, als ich in Officieruniform den Spitzbuben Porchini vor mir ſah, der mit der größten Selbſtzufriedenheit erklärte, daß er die Ehre habe, mir ſeine Töchter vorzuſtellen. Ganz kaltblütig erwidere ich, daß ich noch ſehr gut der Tabatiere und der beiden Uhren mich erinnerte, die zwei andere ſeiner Töchter in Stuttgard mir geſtohlen hätten. Das iſt eine Lüge! ruft er aus. Hierauf werfe ich ihm ein vor mir ſtehendes Milchglas ins Geſicht und verlaſſe das Zimmer. Der Engländer folgte mir mit der Erklärung, daß ich nicht eher von der Stelle dürfe, bis ich ſeinem, durch mich beſchimpften Freunde Genugthuung geleiſtet hätte. — Gehen Sie und ſagen ihm, daß er nach Greenpark kommen ſoll. Ich verſpreche Ihnen, ihm dort in Ihrer Gegenwart Stockſchläge zu geben, wofern Sie nicht Luſt haben ſollten, ſtatt ſeiner mit mir ſich zu ſchlagen. Doch werden Sie in letzterm Falle mir erlauben, daß ich meinen Degen hole. Und kennen Sie übrigens dieſen Menſchen, den Sie Ihren Freund zu nennen belieben? — Nein;

doch er iſt Officier, und ich bin derjenige, welcher Sie zu ihm führte. — Wohlan! ſo will ich mich auf Leben und Tod ſchlagen, um Ihnen die verlangte Genugthuung zu geben. Doch muß ich zuvor Ihnen ankündigen, daß Ihr Freund ein Dieb und der Kuppler ſeiner Töchter iſt. Nun gehen Sie; ich werde Sie erwarten.

Die Mädchen unternahmen jetzt einen Spaziergang, während Porchini und der Engländer mir nach Hydepark folgten. Als wir ohne Zeugen ſind, will Porchini mich anreden; doch ich hebe mein ſpaniſches Rohr auf und drohe ihm mit Schlägen, wofern er nicht ſogleich den Degen ziehen würde. Als er nun erwiderte, daß er in keinem Fall gegen einen Unbewaffneten ſeinen Degen ziehen werde, verſetzte ich ihm einen leichten Hieb. Da ſchrie der Poltron jämmerlich; aber ſein Begleiter lachte laut auf, bat mich vielmals um Entſchuldigung, nahm meinen Arm und kehrte mit mir zurück, während der feige Porchini fluchend und ſchwörend den entgegengeſetzten Weg einſchlug.

Unterwegs gab ich dem jungen Officier ausführliche Nachrichten über Porchini. Er leugnete

nicht, daß dieſer Menſch zu verachten ſey; doch geſtand er, unglücklicher Weiſe ſich in eine ſeiner Töchter verliebt zu haben.

Nach St. Jamespark zurückgekehrt, ſahen wir die beiden Mädchen, und an ihrer Seite den Chevalier Goudar. Ich fragte dieſen, wie er zu ſolcher Bekanntſchaft komme. — Der Herr Kapitain, Vater dieſer Damen, von dem ich Juwelen kaufte, hat mich ihnen vorgeſtellt. — Die Mädchen lachten und fragten, wo ich denn ihren Vater gelaſſen hätte. Auf meine unumwundene Erklärung, daß ich ihm Stockprügel gegeben hätte, erwiederten dieſe Geſchöpfe: Sie haben ganz recht gethan! — Erſtaunt über ſoviel Niederträchtigkeit, ließ der Engländer die Dame ſeines Herzens ſtehen, umarmte mich und ſchwur, daß ich ihn in ſolcher Geſellſchaft nie wiederfinden ſolle. Hierauf verließ er mich.

Der Einladung Goudars folgend, ging ich mit ihm und den beiden Mädchen in eine Taverne. Hier kam der Chevalier auf den Einfall, dieſe Schönen zu berauſchen; und in der Aufrichtigkeit ihres Rauſches erzählten ſie uns von ihrem angeblichen Vater noch weit mehr, als nöthig gewe=

ſen wäre, um ihn an den Galgen zu bringen. Er wohnte nicht bei ihnen; doch ſtattete er nächtliche Beſuche ab, um ſich von ihnen alles Geld herausgeben zu laſſen, das ſie den Tag hindurch verdient haben mochten. Oft führte er ihnen Männer zu, und hatte ſie unterrichtet, wie ſie ſtehlen, und im Fall einer Entdeckung aus dem Diebſtahl einen Scherz machen müßten. Ihm überlieferten ſie die geſtohlenen Sachen, ohne zu erfahren, was er damit beginne.

Als ſolche Bekenntniſſe abgelegt wurden, ſah ich den Chevalier bedeutungsvoll an; denn kurz zuvor ſagte er mir, daß er von dem Kapitain Porchini Juwelen gekauft habe. Nachdem dieſe ſchlechte Partie beendigt war, kehrte ich in meine Wohnung zurück und überließ es Goudar, die Schönen nach Hauſe zu führen.

Am nächſten Morgen erſchien der Chevalier mit der Nachricht, die beiden Damen wären geſtern, unmittelbar nach ihrer Rückkehr aus der Taverne, ins Gefängniß geführt worden, und Porchini ſelbſt, ſey, wie er durch den Wirth erfahren, ſeit geſtern nicht in ſeine Wohnung zurückgekehrt Der ehrliche Goudar verſicherte mir, er

würde untröſtlich ſeyn, wenn er den Unglücklichen nicht wiederſehe; denn er ſey ihm für eine Uhr, die vielleicht von den Töchtern geſtohlen ſey, noch zehn Guineen ſchuldig.

Drei oder vier Tage ſpäter beſtätigte ſich die Nachricht von Porchinis Entfernung. Mit einem hübſchen engliſchen Dienſtmädchen hatte er ſich auf der Themſe eingeſchifft. Goudar zeigte viel Bekümmerniß wegen der goldenen Uhr, die bei ihm zurückgeblieben war; er fürchtete jeden Augenblick, dem rechtmäßigen Eigenthümer zu begegnen. Was aus den beiden Mädchen geworden iſt, habe ich nie erfahren; doch werden wir nach einigen Jahren den Spitzbuben Porchini wieder ſehen.

Beinahe täglich beſuchte ich jetzt meine Tochter, oder brachte in Geſellſchaft des Doctor Matti einige Stunden auf dem Brittiſchen Muſeum zu. Um dieſe Zeit geſchah es, daß Monſignor Steffano Guerra, — ein venetianiſcher Nobile, der mit Erlaubniß der Staatsinquiſition ſich auf Reiſen befand, doch viel einfältiger nach Venedig zurückkehrte, als er es verließ, — gegen einen armen engliſchen Maler einen Proceß verlor. Es hatte nämlich der Maler im Auftrage Sr. Excellenz das

Miniaturbildniß einer der ſchönſten Damen Londons geliefert, und ſchriftlich waren ihm für daſſelbe fünfundzwanzig Guineen zugeſichert. Als aber der Maler ſein Werk dem Nobile überreicht, findet dieſer das Portrait ſehr unähnlich und erklärt dem Künſtler, daß er immerhin ſein Bild für ſich behalten könne. Der Engländer ſäumt hierauf nicht, den Venetianer in Verhaft nehmen zu laſſen; dieſer leiſtet indeß Bürgſchaft, und die Sache wird vor den competenten Richter gebracht. Das Urtheil entſcheidet gegen den Venetianer, und obgleich dieſer Appel einlegt, ſo muß er doch Zahlung leiſten und hat ſich unnütze Koſten verurſacht. Statt fünfundzwanzig Guineen mußte er jetzt hundert bezahlen.

Um dieſelbe Zeit ſtarb an den Blattern die Tochter Malingan's. Ihr Vater befand ſich gerade zu Bath, und empfing von einem Lord, der an dem „corriger la fortune“ keinen Geſchmack fand, beim Piquetſpiel eine Ohrfeige. Ich gab Geld her zum Begräbniſſe der Tochter und zu den Koſten der Reiſe, welche der Vater nach dem Feſtlande antreten wollte. Indeß kam er nicht weit: er ſtarb bei der Ankunft in Lüttich. Seine Frau gab

mir davon Nachricht, mit dem Bemerken, daß er bei långerem Leben ſeine Schulden ehrlich bezahlt haben wůrde.

Seit lange ſchon war es mir bekannt, daß Herr von M. ſich zu London in der Eigenſchaft eines Geſchåftstrågers des Kanton Bern befinde. Gleich nach meiner Ankunft hatte ich mich bei ihm melden laſſen, war indeß nicht angenommen worden, daher ich glauben mußte, daß er von gewiſſen Vertraulichkeiten die zu Bern zwiſchen mir und ſeiner jůngſten Tochter Sara ſtattgefunden, unterrichtet ſey, und daß er ſolche in London nicht erneuert zu ſehen wůnſche. Ueberdem war dieſer Herr von M. ein großer Narr und folglich machte ſeine Unverſchåmtheit wenig Eindruck auf mich. Aber ein halbes Jahr ſpåter ſollten wir ganz zufållig zuſammentreffen Ich beſuche eines Abends ein kleines Theater in Marylebone-Street, wo das Eintrittsgeld nicht mehr als einen Schilling betrug. Hier ſaß man vor kleinen Tiſchen und erquickte ſich mit Speiſe und Trank, wåhrend man eine engliſche Opera buffa auffůhren ſah. Zufållig erhielt ich meinen Platz neben einer jungen Dame. Anfånglich beſchåftigt ſie meine Aufmerk-

ſamkeit nicht; als ich aber nach einiger Zeit ſie betrachte, zeigt ſich mir ein bezauberndes Geſicht, in welchem ich bekannte Züge zu finden glaube. Als ich meine Lorgnette auf ſie hinrichte, lächelt ſie. In demſelben Augenblick läßt ſie einen Handſchuh fallen; ich hebe dieſen auf und überreiche ihn ihr; ſie dankt in franzöſiſcher Sprache, während ſie mich mit einem ſchwarzen Augenpaar anblickt, deſſen Flammen mein Herz entzünden. Alſo ſind Sie keine Engländerin? fragte ich. — Nein, mein Herr; ich bin aus der Schweiz und habe die Ehre, von Ihnen gekannt zu ſeyn.

Dies war mir genug. Meine Blicke richteten ſich jetzt auf ihre nächſte Umgebung, und bald entdeckte ich zu ihrer Rechten den Herrn von M. und ſeine Gemahlin. Ich ſtehe auf, um dieſer achtungswerthen Dame mein Kompliment zu machen, und grüße auch ihren Mann; doch er dankt mir blos mit einem leichten Kopfnicken. Nun frage ich Frau von M., was denn ihr Mann wider mich habe? Leiſe erwiderte ſie: Paſſano hat ihm entſetzliche Dinge von Ihnen geſchrieben. Wie groß war das Vergnügen, welches ich empfand, indem ich gegen die ſchöne Sara mich deshalb rechtfertigte!

Binnen drei Jahren war dieſe Knoſpe zu einer ſo ſtolzen Blume erwachſen, daß man unmöglich ſie wiedererkennen konnte. Sie wußte das auch recht gut, und die Röthe ihrer Wangen zeugte davon, daß ſie noch vollkommen ſich desjenigen erinnere, was damals zwiſchen uns vorgefallen war. Allein ich wünſchte zu wiſſen, ob ſie freiwillig eingeſtehen oder ableugnen wolle, was ſie billig auf Rechnung ihrer Unſchuld und Unerfahrenheit ſetzen konnte.

Als Sara einen Vorwand nahm, um aufzuſtehen, traute ich meinen Augen kaum: eine ſolche hohe, edle Geſtalt in der üppigſten Fülle des friſchen Jugendreizes hatte ich nicht erwartet. Theure Sara, rief ich aus, Sie haben einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich, um den Frieden meines Herzens zu ſichern, Ihnen zwei Fragen vorlegen muß. Vor allem wünſche ich zu erfahren, ob Sie unſers kleinen Scherzes in Bern ſich noch erinnern? — Ja! — Und nun bitte ich mir ſogleich zu ſagen, ob Sie darüber zürnen, daß ich in dieſem Augenblick mit Manngefühl jene Erinnerung in mir zurückrufe? — Nein!

Welcher Mann hätte es nun wagen mögen

das Zartgefühl dieſes Mädchens durch eine dritte Frage zu verletzen? Ueberzeugt, daß Sara mich glücklich machen werde und den Augenblick meines Sieges ſelbſt herbeiwünſche, überließ ich mich dem ſüßeſten Wonnetraum. Alles wollte ich thun, um zu beweiſen, daß ich ein ſolches Herz verdiene.

An den benachbarten Tiſchen begann es lebhaft zu werden; die Marqueurs eilten ab und zu, um herbeizutragen, was der Appetit der Gäſte in Anſpruch nahm. Ich erbat von Frau von M. die Erlaubniß, ihr mit friſchen Auſtern aufwarten zu dürfen, und nach den üblichen Komplimenten, geſtattet ſie es. Nun aber beſchränke ich mich auf die Auſtern nicht; alles, was zu erhalten iſt, laſſe ich auftragen: Rehbraten (in England höchſt ſelten), Feigenſchnepfen, Lerchen, Trüffeln, Confituren, Champagner und Liqueure. Gar nicht überraſcht war ich, als der Marqueur eine Rechnung von zehn Guineen machte; und ſehr ſpaßhaft fand ich es, daß Herr von M. ſich einfallen ließ, an dieſer Rechnung Ausſtellungen zu machen. Ich bat ihn ſich zu beruhigen, zahlte das Verlangte, und fügte noch eine halbe Guinee als Trinkgeld

für den Aufwärter hinzu. Der gute Herr, welcher eine Stunde zuvor bleich und finſter da geſeſſen hatte, war nun hochroth und luſtig geworden. Die ſchöne Sara beobachtete ihn, und drückte mir heimlich die Hände; ich feierte einen glänzenden Triumph.

Als wir nach beendigtem Schauſpiel die kleine Treppe hinabſtiegen, fragt mich Herr von M., ob ich ihm erlauben wolle mir einen Beſuch abzuſtatten. Statt aller Antwort umarmte ich ihn. Sein Bedienter meldete jetzt, daß keine Miethwagen da wären, und Sr. Excellenz etwas verziehen müßten. Ich wunderte mich, daß dieſer Mann keinen eigenen Wagen beſaß, und bat ihn dringend, ſich des meinigen zu bedienen; für mich ſelbſt beſtellte ich eine Portechaiſe. Ausſchlagen durfte er mein Erbieten nicht, doch machte er es zur Bedingung, daß ich den Damen Geſellſchaft leiſten müßte, und er die Portechaiſe nehme. Ich mußte nachgeben, und begleitete ſeine Frau mit ihren beiden Töchtern nach Hauſe. Unterwegs bat mich die Dame in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, daß ich die mir widerfahrene Unhöflichkeit ganz auf Rechnung ihres Mannes ſetzen möge. Als ich ihr antwortete,

daß die aufmerkſamſte Huldigung meine Rache ſeyn ſolle, betrübte ſie mich durch die Nachricht von ihrer baldigen Abreiſe. Uebermorgen, ſagte ſie, verlaſſen wir London. Jedoch müſſen wir unſere Wohnung bereits morgen räumen, da dieſelbe ſchon übermorgen von denjenigen, welche ſie gemiethet haben, bezogen werden ſoll. Nun muß aber mein Mann noch acht Tage in London bleiben, um ein Geſchäft von Wichtigkeit zu beendigen, und ſonach befinden wir uns morgen in doppelter Verlegenheit.

Haben Sie denn bis jetzt keine paſſende Wohnung gefunden? fragte ich.

Mein Mann iſt der Hoffnung, uns morgen eine ſolche verſchaffen zu können.

Wahrſcheinlich doch eine meublirte Wohnung? denn im Begriff abzureiſen, werden Sie wohl Ihre Meublen verkauft haben.

Ja, ſie ſind bereits verkauft. —

Da nun Herr von M. ſchon morgen eine Wohnung zu erhalten glaubte, ſo ſchien es mir nicht angemeſſen, ihm einen Aufenthalt in meinem Hauſe anzubieten. Ich ſchwieg und beklagte mein Schickſal, das mir die holde Sara in demſelben

Augenblick entriß, wo ich ſie wiedergefunden hatte.

Vor ihrer Wohnung angelangt, hebe ich die Damen aus dem Wagen und folge der Einladung, ſie in das Haus zu begleiten. Madame bewohnte die zweite, ihre Töchter die dritte Etage. Da erſtere mit der Wirthin zu ſprechen hatte, ſo wurde ich in die Zimmer der jungen Damen geführt. Hier befanden wir uns in einer ägyptiſchen Finſterniß; Sara's Schweſter ging hinaus, um Licht zu holen, und ich blieb allein mit dem himmliſchen Mädchen. Glückſeliger Augenblick! Welche Wonne in den gegenſeitigen Entzückungen! Nicht hatten wir ſoviel Zeit, um ein Wort zu ſprechen, oder Betrachtungen anzuſtellen über das unſchätzbare Geſchenk, welch:s in dieſem Augenblicke Natur, Liebe und Glück uns darboten. Horch! man ſteigt die Treppe hinan; es iſt Herr von M. — Flüchtiger Traum himmliſcher Wonne, du warſt dahin!

Hätte ihr Vater Augen gehabt, würde er mich ſchwerlich wiedererkannt haben. Auf meinem Geſicht erſchien der gewaltigſte Aufruhr mächtiger Gefühle: die Empfindungen der Zärtlichkeit, der

Unruhe, des Triumphs und der dankbaren Hingebung miſchten ſich in wechſelnden, verwirrten Uebergängen. Nachdem ich eine Menge langweiliger Complimente angehört hatte, nahm ich Abſchied und eilte nach meiner Wohnung.

Meine Leidenſchaft war ſo hoch geſtiegen, daß ich beſchloß in Sara's Begleitung England zu verlaſſen. Ich durfte nicht zweifeln, der ganzen Familie ein erwünſchter Geſellſchafter zu ſeyn, und noch in derſelben Nacht machte ich meinen Reiſeplan. Es that mir nur leid, daß ich Frau von M. für die kurze Zeit ihres Aufenthaltes zu London nicht eine Wohnung in meinem Hauſe hatte anbieten dürfen. Aber mit Anbruch des Tages ſtand ich auf, um zu ihr zu eilen und ihr einige Zimmer bei mir aufzudringen, wenn auch ſelbſt ihr Mann bereits eine Wohnung gemiethet haben ſollte.

Herrn von M. begegnete ich, wie er im Begriff war, auszugehen, um ein Logis aufzuſuchen. Ich erklärte, daß in meinem Hauſe für ſeine Familie Platz genug ſey, und ich mir ſchmeichelte, vor allen Andern den Vorzug zu erhalten. Die Damen waren noch ſämmtlich zu Bett; aber nichts=

deſtoweniger führte er mich hinauf. Madame ſchickte mir einen Strom von Entſchuldigungen entgegen, und als ihr Herr Gemahl verkündigte, daß ich ihnen ein paar Zimmer vermiethen wolle, mußte ich lachen und verſicherte: daß ich durch das Vergnügen, ſie unter meinem Dache zu ſehen, hinreichend entſchädigt ſeyn würde. Nach vielen Umſtänden von ſeiner Seite, und nach meiner wiederholten Verſicherung, daß ſie nicht im geringſten mir beſchwerlich fallen würden, fand endlich mein Erbieten geneigtes Gehör. Wir verabredeten, daß die Familie am Abend bei mir einziehen ſolle. Sehr vergnügt kehrte ich nach Hauſe zurück, um zu dem Empfang meiner Gäſte alles vorzubereiten.

Eine Stunde ſpäter wurden mir zwei junge Damen gemeldet. Ich ſelbſt ging hinaus, um dieſen Schönen zu erklären, daß ich keine Zeit hätte, ihren Beſuch anzunehmen. Aber wie überraſcht war ich, Sara und ihre Schweſter vor mir zu ſehen. Kaum hatte ich ſie in das Zimmer geführt, als meine liebe Sara mit dem edelſten Anſtande zu mir ſprach: Unſer Wirth will nicht zugeben, daß wir die Meublen fortſchicken, bevor er nicht die vierzig Guineen erhalten hat, die ihm der Va=

ter ſchuldig iſt. Vergebens wollte ein angeſehener Kaufmann ihm Bürgſchaft dafür leiſten, daß er in drei Tagen, wo mein Vater eine Anweiſung von dieſem Betrag zu erheben hat, befriedigt werden ſolle. Hier habe ich dieſe Anweiſung. Würden Sie uns wohl den kleinen Gefallen thun? —

Ich nahm die Anweiſung und gab ihr eine Banknote von funfzig Pfund, mit dem Bemerken, daß ſie mir am Abend den Ueberreſt von zehn Pfund zuſtellen könne. Sie dankte mir lebhaft und ging; ich war entzückt über das Vertrauen, welches ſie mir bewies, indem ſie mich zu dieſer kleinen Dienſtleiſtung aufforderte. Nicht minder freute es mich, dem Herrn von M. gezeigt zu haben, daß er ſehr unrecht that, mich ſo gleichgültig zu behandeln.

Zu Mittag aß ich mit großer Mäßigkeit, um deſto beſſern Appetit zu dem Souper zu bringen, bei welchem die anbetungswürdige Sara mir Geſellſchaft leiſten ſollte. Nach Tiſche kam der Bediente des Herrn von M., brachte verſchiedenes Gepäck und verkündigte die nahe Ankunft ſeiner Herrſchaft. Doch es wird ſieben, acht und endlich ſogar neun Uhr, ohne daß ich jemand von der

Familie erſcheinen ſehe. Nun hielt ich es für das Beſte, ſelbſt hinzugehen und nach der Urſache ihres Ausbleibens mich zu erkundigen.

Ich fand die Familie in Thränen. Zwei fremde Männer von verdächtigem Ausſehen, die gegenwärtig waren, ließen mich alles errathen, was hier vorging. Nicht wahr? ſagte ich mit unbefangener Heiterkeit: ein hartherziger Gläubiger ließ Sie verhaften, weil Sie Ihre Schuld nicht ſogleich bezahlen konnten? — So iſt es; indeß habe ich die Gewißheit, in vier bis fünf Tagen zahlen zu können. Daher habe ich auch meine Abreiſe um acht Tage verzögert. — Man hat Sie alſo verhaftet, nachdem Sie ſchon Ihre Koffer zu mir geſendet hatten? — Eine Viertelſtunde darauf. — Welche Schritte haben Sie nun gethan während dieſer drei Stunden? — Ich habe mich um eine Bürgſchaft bemüht. — Warum haben Sie denn nicht zu mir geſchickt? — Ich bin Ihnen verpflichtet. Sie ſind indeß ein Fremder, und nur von Hauseigenthümern wird Bürgſchaft angenommen. — Nichtsdeſtoweniger hätten Sie mir Nachricht geben ſollen; denn ein treffliches Souper habe ich für Sie an-

richten laſſen und werde von entſetzlichem Hunger verzehrt.

In der Meinung, daß die Schuld des Herrn von M. meine Kräfte wohl überſteigen könne, hütete ich mich ihn nach dem Betrage derſelben zu fragen. Indeß erfuhr ich von Sara, daß es nur die Zahlung eines Wechſels von hundertfunfzig Guineen bedürfe, um ihren Vater frei zu machen. Werden wir dann eſſen können? fragte ich. Sara lachte über dieſe Frage; ich zahlte einem der Häſcher die hundertfunfzig Guineen, erhielt dafür den betreffenden Wechſel und ſteckte ihn zu mir, indem ich Herrn von M. ſagte: Sie zahlen mir dieſe Summe, bevor Sie England verlaſſen. Damit umarmte ich ihn, und er wie die ganze Familie vergoſſen Thränen der Freude. Hierauf führte ich ſie ſämmtlich nach meiner Wohnung, und es gelang mir ihren Trübſinn durch die fröhlichſte Laune zu verdrängen.

Wir genoſſen die Freuden der Tafel in Fülle, und mir ward die Genugthuung, Herrn von M. einen kleinen Rauſch anzutrinken. Hierauf fühlten wir ſämmtlich das Bedürfniß der Ruhe. Als ich die Familie nach den für ſie eingerichteten Zim-

mern geleitete, freute es mich ſie von der Eleganz ihrer neuen Wohnung bezaubert zu ſehen. Indem ich ihnen gute Nacht wünſchte, erklärte ich: es werde mir ein Vergnügen ſeyn, bis zur Abreiſe für ihren Unterhalt zu ſorgen; auch wäre ich bereit ſie nach der Schweiz zu begleiten, wenn meine Geſellſchaft ihnen angenehm ſey.

Als ich am Morgen auf meinen phyſiſchen und moraliſchen Zuſtand einen Blick warf, fand ich Urſache, mich glücklich zu preiſen. Ich liebte Sara, und war ſo innig überzeugt, ihr Herz ganz zu beſitzen, daß nicht die leiſeſte Regung einer unlautern Begierde in mir aufſtieg.

Herr von M. war frühzeitig ausgegangen, um einige Geſchäfte in Ordnung zu bringen. Als ich die Damen zum Frühſtück abholte, bemerkte ich, daß ſämmtliche Koffer geöffnet und ausgepackt waren. Auf Befragen äußerte Frau von M. lächelnd, daß ein einziger Koffer hinreichend ſeyn werde alle ihre Effecten aufzunehmen; denn ſie wäre entſchloſſen alles zu verkaufen, was irgend entbehrlich ſey. Ich ſah dort ſo viele ſchöne Kleidungsſtücke, feine Wäſche und manchen andern Gegenſtand von Werth, daß es mir leid that, al-

les dies für einen geringen Preis fortgeben zu ſehen; auch machte ich dies der Frau von M. bemerklich, worauf ſie jedoch lächelnd erwiderte, jene Sachen wären zwar recht hübſch, doch ſey es noch viel hübſcher, wenn man ſeine Schulden bezahle. Mit Lebhaftigkeit verſetzte ich hierauf, daß ſie in keinem Fall etwas verkaufen dürfe, denn ich ſey entſchloſſen ſie nach der Schweiz zu begleiten, und würde alle ihre Schulden bezahlen. Dieſe Erklärung überraſchte ſie in hohem Grade, und ſie ſchien an dem aufrichtigen Ernſt meines Erbietens zu zweifeln. Es iſt damit mein heiliger Ernſt, ſprach ich, und hier ſehen Sie den Gegenſtand meiner Wünſche. — Mit dieſen Worten ergriff ich Sara's Hand und drückte ſie an meine Lippen. Die Holde erröthete, indem ſie ſchweigend nach ihrer Mutter hinblickte.

Hierauf hielt Frau von M. eine lange Rede, aus welcher Verſtand und Herzensgüte vorleuchteten. Zuerſt gab ſie mir eine ausführliche und getreue Schilderung von der Lage ihrer Familie und von den wenigen Hülfsmitteln, über welche ihr Gatte zu ihrer Erhaltung gebieten könne. Daß er in London Schulden gemacht hatte, um ſich vor Noth zu ſchützen, entſchuldigte ſie; daß

er aber ſeine ganze Familie dahin mitgenommen, mißbilligte ſie. Denn für ſeine Perſon, etwa von einem Bedienten begleitet, würde er recht gut ausgekommen ſeyn; allein für eine ganze Familie reichten die zweitauſend Thaler nicht hin, welche die Regierung von Bern ihm zahlte. Sie erzählte mir auch, daß es dem alten Vater ihres Mannes gelungen ſey die Regierung zur Bezahlung ſeiner Schulden zu veranlaſſen; daß aber dieſe nun beſchloſſen habe nach London keinen Geſchäftsträger mehr zu ſchicken. Jetzt ſollte ein Banquier beauftragt werden die Zinſen des Kapitals einzuziehen, welches die Republik Bern in den engliſchen Fonds beſaß. Zuletzt äußerte Madame, daß ſie Sara glücklich ſchätze, mir gefallen zu haben; doch müſſe ſie bezweifeln, daß ihr Mann zu dieſer Heirath ſeine Einwilligung geben werde.

Bei dem Worte Heirath ſah ich die holde Sara erröthen. Mir gefiel der Gedanke nicht übel, doch ſah ich zu ſeiner Ausführung keine Möglichkeit vor mir.

Nach Hauſe zurückgekehrt, erzählte Herr von M. ſeiner Frau, daß am Nachmittage zwei Trödler ſich einfinden würden. Als ich ihm nun aber meinen

Plan, die Familie nach der Schweiz zu begleiten, mittheilte, überredete ich ihn leicht: daß er ſeine ſämmtlichen Effecten behalten und ſich bequemen müſſe, mit zweihundert Guineen mein Schuldner zu bleiben. Bezaubert von meinem Erbieten, ruhte er nicht eher, bis noch an demſelben Tage in beſter Form ein Schulddocument aufgeſetzt war, worin er ſich verpflichtete mir die zweihundert Guineen bis zum Tage der Rückzahlung zu verzinſen. Gleichzeitig gab ich ihm ſeinen Wechſel und die Verſchreibung über vierzig Guineen zurück, und fügte noch zehn Guineen dazu, um die zweihundert voll zu machen. Von der Heirath ſprachen wir nicht; denn ſeine Frau hatte mir verſprochen, ihn unter vier Augen darauf vorzubereiten.

Drei Tage ſpäter kommt Herr von M. in mein Zimmer, um über dieſe Angelegenheit mit mir zu ſprechen. Seine Frau, begann er, hätte ihn von meinen Abſichten unterrichtet, und er ſchätze ſich dieſe zur großen Ehre; doch könne er unmöglich ſeine Einwilligung geben, da er Sara bereits vor ſeiner Abreiſe von Bern dem Herrn von W*** zugeſagt habe. Ein wichtiges Familienintereſſe, fuhr er fort, hindert mich jene Verbindung auf-

zulöſen, um ſo mehr, als mein Vater lebenslang eine Verbindung misbilligen würde, für welche die Verſchiedenheit des Religionsbekenntniſſes kein Glück verheißt. — Im Grunde misfiel dieſe Erklärung mir nicht. Ich ſagte ihm, daß mit der Zeit wohl die Umſtände ſich ändern könnten, und bis dahin ſey es mir genug, wenn er mich mit ſeiner Freundſchaft beglücke, und mir geſtatten wolle alle Zurüſtungen zu der beabſichtigten Reiſe ganz allein zu übernehmen. Mich umarmend ſchwor er, daß ihm nichts wünſchenswerther ſey, als meine Freundſchaft, daß er ſich um nichts bekümmern wolle, was unſere Reiſe beträfe, und daß er ſowohl als ſeine Frau durch meine Liebe zu Sara ungemein erfreut wären.

Nach dieſer Erklärung ſäumte ich nicht der theuren Sara in Gegenwart ihrer Eltern alle jene Beweiſe von Zärtlichkeit zu geben, die ich mir erlauben durfte, ohne die Grenzen des Anſtandes zu überſchreiten. Sara athmete, wie es ſchien, nichts als Liebe.

Zwei Tage darauf, als ich Sara in ihrem Zimmer beſuche, finde ich ſie ganz allein und noch zu Bett; ſeitdem ich bei ihr glücklich geweſen, war

es heute das erſte Mal, daß wir ohne Zeugen uns befanden. Ich werfe mich in ihre Arme, bedecke Geſicht und Bruſt mit Küſſen und finde ſie zärtlich, aber ſie theilt meine Glut nicht. Nun werde ich immer dringender und will dieſe heißen Flammen kühlen, doch ſie ſetzt mir ein Widerſtreben entgegen, das zwar ſanft iſt, aber die Erfüllung meiner Wünſche vereitelt. Mit aller rührenden Innigkeit der Liebe frage ich ſie, warum ſie ſich meiner Leidenſchaft nicht ergeben wolle? — Ich bitte Dich, iſt ihre Antwort, von mir nichts zu verlangen, was ich Dir nicht gewähren kann. —

Du liebſt mich alſo nicht mehr?

Ach, mein theurer Freund, ich bete Dich an! —

Wozu denn ſolcher Widerſtand, nachdem Du mir den Genuß aller Deiner Reize ſchon einmal gewährteſt?

Dieſes Bewußtſeyn iſt mein Glück. Ich habe Dich liebend geſehen wie mich, und dies ſey uns genug. —

Es iſt ganz unmöglich, holde Sara, daß dieſe veränderte Geſinnung nicht irgend einen guten Grund haben ſollte. Wenn Du mich wirklich

liebſt, ſo muß eine ſolche Entſagung Dir ſelbſt qualvoll ſeyn.

So iſt es, mein Lieber; doch ich weiß zu dulden. Was mich beſtimmte meine Leidenſchaft zu bekämpfen, iſt nicht ein ſchwacher Wahn, ſondern das deutliche Gefühl desjenigen, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin. Denn jetzt bin ich Verpflichtungen mit Dir eingegangen, die ich durch meine Hingebung nicht bezahlen darf, ohne mich vor mir ſelbſt zu erniedrigen. Als ich Dir mich ergab, und Du mir, da waren wir einander nichts ſchuldig. Frei muß man ſeyn, um Liebe mit Liebe zu zahlen! —

Ach, geliebte Sara! welche ſeltſame Metaphyſik, die mir ſowohl als Dir ſich feindlich gegenüber ſtellt! Sie verleitet Deinen Geiſt, Sophismen zu ſchmieden, welche zu Feſſeln für Dich werden. Berückſichtige doch in etwas mein Zartgefühl und beruhige Dich. Nein, mein Engel, ſchuldig biſt Du mir nichts!

Zugeben mußt Du doch, daß Du für meinen Vater nichts gethan haben würdeſt, ohne Liebe zu mir. —

Nein, meine Theure, das gebe ich nicht zu. Auch die Achtung, die ich gegen Deine Mutter hege,

würde mich leicht bewogen haben ganz gleichmäßig zu handeln.

Das kann wohl ſeyn; doch kann ich nicht umhin, das Gegentheil davon zu glauben. Nein! nie werde ich mich entſchließen die Schulden meines Verſtandes auf Koſten meines Herzens zu bezahlen. —

Die Empfindung ſollte doch Dein Herz etwas mehr erwärmen.

Es bedarf keiner höhern Glut. —

Ich Unglücklicher! Fühlſt Du denn nicht, Sara, daß ich unmöglich ſolche Strafe für das, was ich that, verdient haben kann?

Ach! ich bitte Dich, ſpare dieſe grauſamen Vorwürfe und bewahre mir Deine ganze Zärtlichkeit. Lieben wollen wir uns, wie bisher. —

Was ich von dieſem Geſpräch hier mittheile, iſt wohl nur ein Hunderttheil desjenigen, welches wir bis zur Mittagsſtunde fortführten. Als Frau von M. eintrat und mich am Bette ihrer Tochter ſitzen ſah, fragte ſie lachend, warum ich ſie denn nicht aufſtehen ließe.

Nachdem ich, um mich anzukleiden, in mein Zimmer zurückgekehrt war, dachte ich über die Sin-

nesänderung des lieben Mädchens nach und ſuchte mich zu überreden, dies ſey von ihr blos eine vorübergehende Grille. So mußte ich glauben; denn ſonſt hätte ich mich nicht ſtark genug gefühlt, mit dieſer romantiſchen Laune einverſtanden zu ſeyn.

Wir ſpeißten hierauf ſehr vergnügt. Sara und ich zeigten in unſern Geſprächen ein Gefühl, das von aller Ueberſpannung frei war. Am Abend führte ich die Familie in das Theater von Coventgarden. Hier hörten wir eine italieniſche Oper. Nach Hauſe zurückgekehrt, aßen wir vortrefflich und begaben uns dann in vollkommener Seelenruhe zu Bett.

Am folgenden Morgen beſuchte ich verſchiedene Banquiers, bei welchen ich noch Geld ſtehen hatte. Meine Abreiſe war beſchloſſen; ich nahm alſo Wechſel auf Genf. Nachmittags beſorgte ich einen Wagen für Frau von M. welche Abſchiedsbeſuche machen wollte; und in gleicher Abſicht begab ich mich nach der Penſionsanſtalt zu meiner Tochter. Sophie zerfloß in Thränen. Ihren Bitten nachgebend, entſchloß ich mich auch zu ihrer Mutter zu gehen. Am Abend, als wir zu Hauſe beim Souper ſaßen, ſprachen wir von unſerer

Reiſe. Herr von M. war darüber mit mir einverſtanden, daß wir beſſer thun würden, uns nach Dünkirchen einzuſchiffen, als den Weg über Oſtende zu nehmen. Er hatte bereits ſeine Schulden alle bezahlt und verſicherte mir, er würde bei der Ankunft zu Bern, nach Abzug aller Reiſekoſten, noch etwa funfzig Guineen übrig behalten. Ich ſchwieg dazu, war aber entſchloſſen den Aufwand der Reiſe ganz allein zu übernehmen, denn ich hoffte noch immer in Bern Sara's Hand zu erlangen.

Am nächſten Morgen, nach dem Frühſtück, fragte ich Sara in Gegenwart ihrer Mutter mit dem Tone des innigſten Gefühls: ob ich mir wohl verſprechen dürfe ihr Herz zu gewinnen, wenn es mir in Bern gelingen ſollte die Einwilligung ihres Vaters zu erhalten? — Kaum hatte ich dies geſagt, ſo ſtand Madame mit der Bemerkung auf, daß unſere Herzensergießung vielleicht längere Zeit dauern könne, und ſie wolle daher bis Mittag uns allein laſſen. Damit nahm ſie die Hand ihrer älteſten Tochter und verließ uns, um Beſuche zu machen.

Sogleich faßte Sara das Geſpräch wieder auf.

Ich begreiſe nicht, ſagte ſie, wie Du nach den von mir empfangenen Beweiſen der Zärtlichkeit noch daran zweifeln kannſt, daß mein Herz ganz Dein iſt. Wenn ich dazu beſtimmt bin Deine Gattin zu werden, ſo hoffe ich glücklich zu ſeyn, und werde nie einen andern Willen haben als den Deinigen. Wenn ich Dir folgen darf, ſo ſehe ich nichts in meiner Heimath, wovon ich mit Bedauern ſcheide.

Dem ſüßen Zauber dieſer Worte vermochte ich nicht zu widerſtehen. Ich ſchließe die Geliebte in meine Arme und ſehe ſie mein Entzücken theilen; doch Mäßigung gebot ſie mir, als ich in meiner Trunkenheit nach der höchſten Palme ſtrebte. Mich an ihren Buſen preſſend, beſchwor ſie mich nicht von ihr zu verlangen, was ſie nicht eher gewähren könne, bis ſie durch den Segen der Kirche mir angehöre.

Was? rief ich aus: Du haſt alſo Freude an meiner Verzweiflung? Bedenke doch, daß Dein Widerſtand mir das Leben koſten kann. Großer Gott! iſt's möglich, daß Du mich lieben und zugleich einen ſolchen Vorſatz faſſen kannſt? — Ja, mein Theurer, ſey davon überzeugt; ſo

verhält es ſich. — Ach! welchen Troſt ſoll ich daraus ſchöpfen! —

Als Sara meine Thränen fließen ſah, empfand ſie ein Uebelbefinden, das ſie nöthigte ſich auf das in der Nähe ſtehende Bett zu werfen. Die Todtenbläſſe ihres Geſichts beunruhigte mich. Schnell zog ich ein Flacon hervor und rieb ihre Schläfe mit Eau de Luce. Nun öffnete ſie die Augen, bot mir die Lippen zum Kuſſe, und war froh, mich beruhigt zu ſehen.

Der bloße Gedanke, ihren Zuſtand zur Befriedigung meiner Wünſche zu misbrauchen, hätte mir Entſetzen verurſacht. So bewußtlos war ſie nicht geweſen, daß ſie nicht meine Selbſtbeherrſchung hätte bemerken ſollen. Als ſie unter den Küſſen, welche ich auf ihre Lippen, Augen, Arme und Hände preßte, wieder erwachte, ſprach ſie: Du haſt mir einen neuen Beweis Deiner Liebe gegeben! — Wie? verſetzte ich, konnteſt Du wohl glauben, ich würde niederträchtig genug ſeyn, Deine Ohnmacht zu benutzen, um mir einen Genuß zu bereiten, den Du nicht getheilt haben würdeſt? — Nein, ſicherlich nicht! Zwar würde ich in ſolchem Falle Dir keinen Widerſtand gelei-

ſtet haben; doch hätte ich vielleicht aufgehört Dich zu lieben. — Gott! was höre ich? Göttliches Mädchen! Du entzückſt mich.

Mit dieſen Worten ſetzte ich mich zu ihren Füßen nieder und verlor mich in Träumen, bis endlich die Mutter zurückkehrte und fragte: warum Sara im Bette ſey? Bald darauf kehrte auch der Vater zurück, und ziemlich trübſinnig gingen wir zur Mittagstafel. Nach dieſer letzten Scene blieb mir bei Sara keine Hoffnung für die Befriedigung meiner glühenden Leidenſchaft; ich kannte mein Temperament und mußte auf mein Heil bedacht ſeyn. Erſt vor ſechs Wochen war ich mit Gottes Hülfe den Sclavenfeſſeln einer Charpillon entgangen; und nun ſtand ich in Gefahr, das Opfer eines Engels zu werden, deſſen Tugenden meine Vernunft huldigen mußte. Allein es fehlte mir an Kraft zu heroiſchem Aufſchwunge; und da ſelbſt die Hoffnung, einſt Sara meine Gattin zu nennen, nur in großer Entfernung ſich zeigte, ſo ſchien ich dem Abgrunde des Verderbens nahe. Sara würde die Schuld meines Elends getragen haben, und doch hätte ich ſogar des traurigen Troſtes entbehrt, ſie anklagen zu dürfen. —

In der City ſollten verſchiedene Gegenſtände von Werth durch eine Lotterie ausgeſpielt werden. Ich lud Sara und ihre Mutter ein, mich nach Soho-Square, wo dieſe Lotterie eröffnet war, zu begleiten. Wir fanden eine anſehnliche Verſammlung von Herren und Damen aus den vornehmſten Häuſern, unter Andern die Gräfinnen Harrington und Stanhope. Erſtere war damals in einen ſeltſamen Handel verwickelt: ſie ließ durch die Polizei einem Diebe, der ihrem Gemahl ſechstauſend Pfund geſtohlen haben ſollte, überall nachforſchen; doch nichtsdeſtoweniger wußte ganz London, daß die Gräfin ſelbſt dieſe Summe ſich zugeeignet hatte.

Die Ziehung der Lotterie begann. Frau von M. wollte an dem Spiel keinen Theil nehmen, doch erlaubte ſie ihren Töchtern für mich einzuſetzen. Ich gab alſo den jungen Damen einige Guineen, und ſie waren damit glücklich, das heißt für zehn oder zwölf Guineen, welche ſie verloren, gewannen ſie Preiſe, die ſechszig Guineen werth ſeyn mochten. Auf Sara's Antheil kam ein Stück der feinſten Leinwand, zwei Kleider von oſtindiſchem Kattun und ein Halsband von Rubinen.

Es war natürlich, daß ich ihr dieſe Sachen als Geſchenk überließ. Ihr Vater beſchloß vor ſeiner Rückkehr nach der Schweiz dieſe Gegenſtände zu veräußern, weil die Luxusgeſetze in Bern ſehr ſtreng waren.

Ueberzeugt, daß Sara auch in der Folge mir die erſehnte Gunſt nicht bewilligen werde, eilte ich mich zu erklären. Am Abend, als wir uns beim Souper befanden, kündigte ich der Familie an, daß ich meine Reiſe nach Bern noch aufſchieben wolle, weil ich ja auf Sara's Beſitz keine ſichere Rechnung machen dürfe. Der Vater verſicherte hierauf, das ſey von mir ſehr verſtändig gehandelt, und ich könne ja mit ſeiner Tochter einen Briefwechſel unterhalten.

Ich brachte eine ſchreckliche Nacht zu. Ich ſah mich geliebt, und war doch unglücklich. Nach dieſer Zeit befand ich mich mit Sara mehrmals allein, und ihre unſchuldigen Liebkoſungen dankten mir dafür, daß ich die Stimme der Leidenſchaft unterdrückte. Zuletzt machte ich die Erfahrung, daß eine gezwungene Enthaltſamkeit zwar oft die Glut der Leidenſchaft zu erhöhen pflegt, oft aber auch das Gegentheil bewirkt. Nach und nach

würde Sara mir höchſt gleichgültig geworden ſeyn, obgleich ich ſie immer meiner Achtung und Freundſchaft werth gefunden hätte. Aber bald ſchlug die Stunde der Trennung. Alle ſchifften ſich nach Oſtende ein. Ich begleitete ſie bis zur Mündung der Themſe. Der unvergeßlichen Sara gab ich einen Brief nach Genf an Madame W***, die philoſophiſche Predigernichte, welche der Leſer unter dem Namen Hedwig kennt. Zwei Jahre ſpäter ward Sara die Gattin eines Herrn W—, und ſie fand in dieſer Verbindung ihr Glück.

Wenn ich von meinen vieljährigen Bekannten irgend eine Nachricht erhalte, ſo hat dieſe für mich ein großes Intereſſe; doch bleiben mir hiſtoriſche Thatſachen, die etwa vor fünf Jahrhunderten ſich zutrugen und wenigen Gelehrten bekannt ſind, noch viel merkwürdiger. Gegen unſere Zeitgenoſſen und die Theilnehmer der Verirrungen unſerer Jugend empfinden wir immer eine gewiſſe Verachtung, die wohl der Wiederſchein derjenigen ſeyn möchten, die wir zuweilen gegen uns ſelbſt faſſen. So ſchrieb ich vor vier Jahren an Madame G... in Hamburg. Mein Brief fing an: „Après un silence de vingt-neuf ans.“ Sie antwortete mir

mit keiner Sylbe. Meine Leſer würden gewaltig lachen, wenn ſie wüßten, wer dieſe Madame G... iſt. Vor zwei Jahren befand ich mich ſchon auf dem Wege nach Hamburg, doch mein guter Genius ließ mich nach Dux zurückkehren. —

Eines Abends ſah ich im Theater Coventgarden den Chevalier Goudar. Er fragte mich, ob ich nicht das Concert bei der Sartori beſuchen wolle. Dort ſey eine junge Engländerin, die bei der Sartori Geſangunterricht nehme, ein wahrer Engel. Ich ſollte nur eilen; denn der erſte Lord, welcher das Mädchen ſähe, würde ſie wegkapern. Ich, der ſo eben eine Sara verloren hatte, ſehnte mich nach keiner neuen Bekanntſchaft; doch ſehen konnte ich ja das Mädchen. Ich ging alſo hin.

Das Mädchen war in der That hübſch, doch ich blieb gleichgültig und langweilte mich. Dagegen ſchien ein junger Liefländer, der ſich Baron Stenau nennen ließ, in die holde Schülerin der Virtuoſin Sartori ſterblich verliebt. Nach dem Souper bot ſie uns zu dem nächſten Concert einige Billets an. Ich nahm deren zwei, doch der Liefländer nahm funfzig und bezahlte ſie auf der Stelle mit funfzig Guineen. Ich ſah nun wohl,

daß er die Feſtung mit Sturm nehmen wollte, und im Stillen gab ich ihm Beifall. Ich hielt ihn für reich. Der junge Mann benahm ſich zuvorkommend gegen mich, und wir wurden Freunde. Welche Folgen dieſe zufällige Bekanntſchaft hatte, ſoll der Leſer bald erfahren.

Um Sara vergeſſen zu können, bedurfte ich einer andern Sara. Dieſe fand ich in der Perſon der hübſchen Irländerin, von der ich ſchon früher erzählt habe; doch Goudar zeigte ſich eiferſüchtig.

Eines Tages mit Goudar im Greenpark ſpazierend, gehe ich voraus, um ihn mit zwei Mädchen ſprechen zu laſſen, die unter dem Hut ein hübſches Geſicht zu haben ſchienen. Nach einer Weile holte er mich wieder ein und erzählte Folgendes. Eine Dame aus Hannover, Witwe und Mutter von fünf Töchtern, war vor etwa zwei Monaten mit ihrer Familie in London angekommen und bewohnte ein Haus auf Chſterfields-Square. Sie verlangte vom König Entſchädigung für Verluſte, die ſie durch ein Detachement von der Armee des Herzogs von Cumberland erlitten hatte. Dieſe Dame war ſeit einiger Zeit

krank, hütete beſtändig das Bett und nahm keine Beſuche an. Inzwiſchen übernahmen es ihre beiden älteſten Töchter, die Entſchädigungsangelegenheit zu betreiben, und ſie waren es, die ich ſo eben geſehen hatte. Doch die armen Kleinen konnten nichts ausrichten; die Miniſter gaben ihnen kein Gehör. Die älteſte Schweſter, ſagte Goudar, iſt zwanzig Jahre alt, und die jüngſte vierzehn, alle ſind wunderhübſch. Sie ſprechen Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch. Sie nehmen Beſuche an, und auch Geld, wenn man ihnen ſolches anbietet, doch fordern ſie nie etwas. Vor drei oder vier Tagen führte mich Neugierde zu ihnen, und ich wurde ſehr wohl aufgenommen; da ich indeß meine Börſe nicht geöffnet, ſo ſcheue ich mich meinen Beſuch zu wiederholen. Wenn Sie Luſt haben, ſo gehen wir hin! —

Wie ſollte ich nicht Luſt haben! Was Sie mir da erzählen, erregt meine Neugierde. Gehen wir ſogleich hin. Doch wenn diejenige, welche mir gefällt, ſpröde thun will, ſo bekommt ſie von mir nicht einen Pfennig.

In dieſem Fall werden Sie keine Ausgabe

haben, denn dieſe Damen geſtatten nicht einmal, daß man ſie bei der Hand nimmt. —

Es ſind doch nicht etwa Seitenſtücke zur Charpillon? —

Faſt ſcheint es ſo. —

Wir ſtiegen eine Treppe hinan und traten in einen großen Saal, wo wir drei hübſche Mädchen und einen häßlichen Kerl von verdächtigem Anſehen vorfanden. Ich ſchnitt die herkömmlichen Komplimente, doch man antwortet nur durch Verbeugungen, und ich ſehe trübe Geſichter. Goudar nähert ſich dem fremden Manne, ſpricht mit ihm und zuckt die Achſeln. Darauf kommt er zu mir und erzählt: dieſer Menſch ſey ein Gerichtsdiener, der die alte Dame in's Gefängniß führen wolle, wofern ſie nicht ihrem Wirth die ſchuldigen zwanzig Guineen zahle; dieſe aber beſitze ſie nicht. Sobald die Mutter im Gefängniß iſt, wird der Wirth nicht ſäumen die Töchter auf die Straße zu werfen. Sie werden alsdann, ſagte ich, mit ihrer Mutter das Gefängniß theilen und auf ſolche Weiſe freie Wohnung haben.

Keineswegs, verſetzte Goudar; eſſen können

ſie wohl dort für ihr Geld, doch nicht wohnen; das Gefängniß iſt nur für Gefangene beſtimmt.

Ich fragte eine der jungen Damen, wo ihre Schweſtern wären. Sie ſind ausgegangen, erwiderte ſie, um Geld aufzutreiben; denn mit einer Bürgſchaft iſt es hier nicht gethan, unſer Wirth verlangt baares Geld. — Wofür wurden Sie die zwanzig Guineen ſchuldig? — Für Wohnungsmiethe und Koſt. Wir beſitzen nichts von Werth, was wir verkaufen könnten. — Das iſt ſehr traurig. Was ſagt Ihre Frau Mutter? — Sie liegt krank darnieder und vergießt Thränen. Sie kann das Bett durchaus nicht verlaſſen, und dennoch verlangt man, daß ſie ins Gefängniß gehe. Um ſie zu tröſten, hat ihr der Wirth ſo eben angekündigt, daß er ſie in der Portechaiſe hinbringen laſſen will. — Welche Barbarei! Doch ich finde Sie hübſch und bin reich. Ich könnte Ihnen wohl nützlich ſeyn, wenn Sie gütig gegen mich ſeyn wollten. — Ich weiß nicht, welche Güte Sie meinen. — Ihre Mama wird Ihnen ſagen können, worauf es hier ankommt. Gehen Sie nur und bitten Sie ſich Aufklärung von ihr aus. — Mein Herr, Sie kennen uns nicht, wir ſind

honette Mädchen, und was noch mehr iſt, wir ſind von Stande.

Bei dieſen Worten wendete die hübſche Kleine ſich von mir ab, um nach Herzensluſt zu weinen. Ihre beiden Schweſtern, nicht weniger hübſch, ſtanden verlegen da, ohne ein Wort zu ſagen. Jetzt flüſterte Goudar mir zu, daß wir hier eine ſehr ſchlechte Figur machen würden, wofern es nicht unſere Abſicht ſey, die Betrübten wirkſam zu tröſten; und ſonach empfahlen wir uns.

Achtes Capitel.

Verſuchungen aller Art.

In demſelben Augenblick, da ich mit Goudar das Haus verlaſſe, begegnen uns die beiden älteſten Schweſtern. Ihre Miene verrieth viel eher Zufriedenheit als Kummer. Der Anblick ihrer glänzenden Schönheit überraſchte mich, aber noch mehr wunderte ich mich, als eine der jungen Damen mit einer Verbeugung mich fragte: Nicht wahr, Sie ſind der Herr Chevalier de Seingalt? — Ja, Mademoiſelle! Und nehme den innigſten Antheil an Ihrem Schickſal. — Wollen Sie uns nicht die Ehre erzeigen, mit uns zurückzukehren? — Ein dringendes Geſchäft beraubt mich des Vergnügens. — Ich bitte nur um eine Viertelſtunde.

Ich konnte nicht füglich Nein ſagen und mußte mir die unglücklichen Schickſale der Familie erzählen zu laſſen: wie ſie von Hannover nach London gekommen wären, um eine Entſchädigung zu erlangen; wie ſie vergeblich um dieſe nachgeſucht hätten, in Schulden gerathen wären und nirgends Hülfe erhalten könnten. Mein Herr, ſchloß die Schöne ihre Erzählung, wir haben nichts, was wir verkaufen könnten, und nur zwei Schillinge bleiben uns übrig, um heute Brot anzuſchaffen.

Wer ſind diejenigen, fragte ich, welche Sie und Ihre Lage kennen, und dennoch grauſam genug ſind, Sie ohne Troſt und Hülfe zu laſſen? —

Lord Baltimore, der Marquis Caraccioli, Mylord Pembrocke und noch mehrere Andere. —

Das iſt ja unbegreiflich! Denn die drei Herren, welche Sie mir nennen, kenne ich als reiche und edelmüthige Männer. Es muß doch ein wichtiger und gerechter Grund vorhanden ſeyn, der jene beſtimmt Ihnen Hülfe zu verſagen; denn Sie alle ſind doch ſchön, und ſonſt pflegt die Schönheit ein offener Creditbrief zu ſeyn. —

Ja, mein Herr, es iſt ein Grund vorhanden. Dieſe edlen und reichen Herren laſſen uns dem

Elend zum Raube, weil wir uns gegen ſie nicht zu Gefälligkeiten verſtehen wollen, die unſerer Pflicht zuwider ſind.

Das heißt wohl ſoviel: man findet Sie liebenswürdig und verlangt, daß Sie die Sehnſucht ſtillen ſollen, welche Sie aufregten; verſagt Ihnen aber jede Hülfe, weil Sie grauſam genug ſind, ſich zu keiner Gefälligkeit verſtehen zu wollen? Iſt's nicht ſo? —

Sie haben es errathen. —

Eh bien! Dieſe Herren ſcheinen mir nicht Unrecht zu haben. —

Nicht Unrecht zu haben? —

Ja wohl! Ich bin ganz geſonnen wie jene Herren. Wir überlaſſen Sie Ihrem Pflichtgefühl. Unſere Pflicht iſt es, unſer Geld zu ſparen, um damit die Leidenſchaften zu befriedigen, welche uns beunruhigen. Nach dem Rufe der Tugendhaftigkeit fragen wir wenig, und haben nicht Luſt, unſer Geld an ſchöne Mädchen fortzugeben, die uns ſchmachten laſſen. Ich bin ſo frei, Ihnen offen zu geſtehen, daß in dieſem Augenblick Ihre Schönheit Ihr Unglück iſt. Wenn Sie häßlich wären, würden Sie die zwanzig Guineen leicht auftreiben

können, ich ſelbſt würde ſie Ihnen in dieſem Falle geben. Alsdann würde man nicht ſagen, daß ich ſolches gute Werk blos gethan hätte, um meiner Leidenſchaft zu fröhnen.

Das Mädchen gerieth in Beſtürzung. Auf meine Frage, woher ſie mich kenne, erwiderte ſie, daß ſie mich in Richmond mit der Charpillon geſehen habe. Nun ſagte ich ihr, daß die Charpillon mir zweitauſend Guineen gekoſtet habe, ohne mir dafür einen einzigen Kuß zu bewilligen; daß aber ſo etwas kein zweites Mal mir begegnen ſolle. — Jetzt ward die Schöne abgerufen, kehrte aber ſogleich zurück, um mir zu ſagen, daß ihre Mutter mich zu ſprechen wünſche.

Ich ging hin, und fand eine Frau von etwa fünfundvierzig Jahren, die im Bette aufgerichtet ſaß und durch ihr Ausſehen keine Krankheit verrieth. Ein paar feurige Augen und der geiſtvolle Ausdruck ihrer Geſichtszüge kündigten mir an, daß ich hier auf meiner Hut ſeyn müſſe. Ich fand an ihr einige Aehnlichkeit mit der Mutter der Charpillon. Was iſt zu Ihren Befehlen, Madame? fragte ich.

Mein Herr, begann ſie, ich weiß alles, was

Sie meinen Töchtern geſagt haben. Geſtehen Sie nur, Sie haben nicht eben auf våterliche Weiſe zu Ihnen geſprochen.

Madame, ich bin ein Libertin von Profeſſion. Wenn ich indeß Tőchter haben ſollte, ſo weiß ich, daß ſie eines Predigers nicht bedürfen würden. Ich habe Ihren Tőchtern geſagt, wie es mir zu Sinne iſt, und wenn Sie klug ſind, ſo müſſen Sie mir Recht geben. Bewundern kann ich wohl die Mådchen, welche ihre Tugend zur Schau tragen, ihr Freund aber werde ich niemals ſeyn. Wollen Ihre Tőchter tugendhaft ſeyn, ſo geſchehe es immerhin; doch alsdann müſſen Sie nicht hingehen und Månner in Verſuchung führen. Ich entferne mich nun und verſichere Ihnen, daß ich Ihre Tőchter niemals wiederſehen will.

Mein Herr, ich bitte, warten Sie einen Augenblick. Der Graf *** war mein Gemahl; folglich ſind meine Tőchter auch in Rückſicht ihrer Geburt achtungswerth. —

Wohlan! welchen größern Beweis von Achtung kann ich ihnen geben, als den, daß ich ſie nicht wiederſehe?

Unſere traurige Lage bewegt Sie alſo nicht zum Mitleid?

Recht ſehr, doch ich ſuche mich gegen das Mitleid zu waffnen, weil Ihre Töchter ſchön ſind.

Welch ein Grund! —

Ein ſehr triftiger. Denn würde man nicht ſagen, ich ſey ein Thor, der ſeiner Regung des Herzens die Rückſichten der Klugheit opfere? Wollen Sie, ſo ſind morgen zwanzig Guineen für Sie bereit, doch unter der einzigen Bedingung, daß ich eine Ihrer Töchter auswählen darf, um mir für eine Nacht Geſellſchaft zu leiſten.

Welche Sprache zu einer Frau von Stande! So etwas erlaubte man ſich gegen mich noch niemals. —

Entſchuldigen Sie meine Aufrichtigkeit und erlauben Sie, daß ich mich empfehlen darf, indem ich nochmals um Verzeihung bitte. Leben Sie wohl, Frau Gräfin!

Wir befinden uns in ſo großer Dürftigkeit, daß wir heute trockenes Brot eſſen müſſen. —

Wenn es nur darauf ankommt, ſo will ich Sie heute Mittag gern in meiner Geſellſchaft ſpeiſen laſſen.

Sie ſind ein Sonderling! Meine Töchter ſind zu kummervoll, um Sie angenehm zu unterhalten; denn bald wird man mich in's Gefängniß bringen. Geben Sie ihnen wenigſtens das Geld, welches Sie zu einem Diner aufwenden würden.

Nein, Madame! Für mein Geld will ich wenigſtens mit Auge und Ohr genießen. Bis morgen will ich Ihre Verhaftung aufſchieben, und vielleicht hat inzwiſchen die Vorſehung ſich Ihrer angenommen.

Mein Wirth will nicht warten. —

Laſſen Sie mich nur machen.

Nun bat ich Goudar den Wirth zu fragen, wieviel er für einen Aufſchub von vierundzwanzig Stunden verlange. Er kehrte mit der Nachricht zurück, daß der Wirth mit einer Guinee zufrieden ſey, jedoch auf den Fall, daß Madame in der Zwiſchenzeit ſich durch die Flucht retten ſollte, für die Schuldſumme Bürgſchaft verlange.

Der Kaufmann, welcher meinen Wein lieferte, wohnte in der Nachbarſchaft. Zu ihm eilte ich, und bald war alles in Richtigkeit. Hierauf kehrte ich zu den Mädchen mit der angenehmen Nachricht zurück, daß Sie noch bis morgen ſich

der Fröhlichkeit überlaſſen durften. Als der Gerichtsdiener fortgeſchickt war, bat ich Goudar, ein Diner für acht Perſonen anzuſchaffen. Er ging, und ich begab mich unangemeldet in das Kabinet der Frau Gräſin. Ihre Töchter folgten mir alle, nicht wenig darüber verwundert, daß ich ſo plötzlich ihre ganze Hausordnung umgeſtürzt hatte.

Madame, ſagte ich, was ich gethan habe, iſt alles, was in meinen Kräften ſteht. Ihre Töchter ſind alle liebenswürdig, ganz zur Liebe geſchaffen, und alle intereſſiren mich in gleichem Grade. Ich werde mit ihnen zu Mittag und Abend ſpeiſen ohne einen einzigen Kuß zu begehren. Wenn Sie aber morgen Ihren Vorſatz nicht aufgeben, ſo nehme ich die Bürgſchaft wieder zurück und ſehe Sie nicht mehr.

Was verſtehen Sie unter dem Vorſatz, den ich aufgeben ſoll?

Den Vorſatz, mich durch einen Tugendprunk zu ärgern, den ich zu allen Teufeln wünſche.

Nie werden meine Töchter, weder Ihnen noch ſonſt Jemand, etwas bewilligen, das ſie entehrt.

Nun, ſo will ich ſie durch ganz London als

die erhabenſten Tugendmuſter preiſen und mein Geld denjenigen zuwenden, die ſo gottlos ſind wie ich. Mamſell Charpillon ſoll die letzte geweſen ſeyn, die mich anführte.

Sie haben ſich grauſam an ihr gerächt. Ueber Ihren Papagei habe ich viel lachen müſſen. Sie ſind ein böſer Menſch.

Sehr böſe! Glauben Sie mir, heute machten Sie eine gar ſchlechte Bekanntſchaft.

Goudar war jetzt zurückgekehrt, nachdem er alles beſorgt hatte, und wir alle begaben uns wieder in den Saal, da es die Frau Gräfin nicht für gut befand, auch den Chevalier bei ſich zu empfangen. Unſer Diner war trefflich, obſchon im engliſchen Styl, und ein ganz unbeſchreibliches Vergnügen empfand ich, als ich ſah, mit welchem Heißhunger die fünf Gräfinnen alles verzehrten, was ihnen vorgelegt wurde. Mein Weinlieferant hatte ſechs Flaſchen des trefflichſten Pontaks geſchickt, und ſie wurden von den Damen bald ausgeleert, doch trugen ſie alle einen kleinen Rauſch davon, da ſie an keinen Wein gewöhnt waren. Auch die alte Gräfin verzehrte mit vielem Appetit alles, was ich ihr ſchickte, und trank dazu eine

Flaſche alten Rheinwein, welchen ſie dem Pontak vorzog. Ungeachtet ich mir einen kleinen Rauſch getrunken hatte, ſo hielt ich doch mein Wort, und misbrauchte den exaltirten Zuſtand der jungen Damen auf keine Weiſe. In gleichem Ueberfluß, und mit derſelben Luſt nahmen wir das Souper ein. Den Beſchluß machte eine Bowle Punſch. Hierauf ſchied ich, im Herzen beträchtliche Liebesflammen, welche das Bild der fünf reizenden Mädchen zu eben ſoviel Engeln verklärten. Der Gedanke, ob ich wohl morgen eine eben ſo heldenmüthige Selbſtbeherrſchung würde üben können, beunruhigte mich etwas. Alles, ſprach Goudar, hängt davon ab, daß Sie ihnen keine Unterſtützung geben, bevor Sie nicht Ihr Ziel erreicht haben. Als ein aimable roué ſind Sie aufgetreten, nun dürfen Sie nicht aus Ihrer Rolle fallen, oder Sie ſind verloren. — Ich ſah ſehr gut ein, daß Goudar mit Weisheit ſprach, und beſchloß ihn zu überzeugen, daß es mir auch nicht daran fehle.

Begierig, das Reſultat der Berathungen zu erfahren, welche die Gräfin mit ihren fünf Töchtern gehalten haben mußte, begab ich mich am folgenden Morgen in aller Frühe zu ihnen. Die

beiden älteſten Töchter fand ich nicht mehr zu Hauſe; ſie waren ausgegangen, um alle diejenigen zu beſuchen, von denen ſie noch irgend eine Hülfe ſich verſprachen. Die drei Mädchen liefen mir entgegen wie kleine Hündchen, die den heimkehrenden Gebieter begrüßen wollen; doch kaum bemerkten ſie, daß ich Anſtalt machte ſie zu küſſen, ſo wendeten ſie die holden Geſichter raſch ab und zogen ſogar die Hände zurück, deren ich mich bemächtigen wollte. Ich verwies ihnen dieſe Albernheit und klopfte an die Thür der alten Gräfin. Sie ließ mich eintreten und dankte mir für den frohen Tag, den ich ihr geſtern bereitet.

Ich bin gekommen, ſagte ich, um zu erfahren, ob ich die Bürgſchaft zurücknehmen ſoll oder nicht.

Das wird ganz von Ihnen abhängen, doch glaube ich Sie einer ſolchen Handlung unfähig.

Vielleicht dürften Sie im Irrthum ſeyn, Frau Gräfin. Sie kennen zwar das menſchliche Herz, doch haben Sie das Geſetzbuch der Klugheit entweder nicht ſtudirt, oder Sie halten ſich ſelbſt für klüger, als andere ſind. So wiſſen Sie denn, daß alle Ihre Töchter mich geſtern bezauberten, daß ich aber feſt entſchoſſen bin Ihnen nicht eher

Beweiſe meiner Freundſchaft zu geben, bis Sie Ihr infames Moral-Syſtem verworfen haben.

Infam? —

Ja, infam! Schon geſtern habe ich Ihnen darüber meine Meinung geſagt. Leben Sie wohl!

Die alte Dame wollte mich nicht fortlaſſen; doch ich war ſchon auf der Treppe, ohne die reizenden Verſucherinnen eines Blickes zu würdigen, und ging ſogleich zu dem Weinhändler, um ihm zu ſagen, daß er die Bürgſchaft zurücknehmen ſolle. Hierauf eilte ich zu Mylord Pembrocke, den ich ſchon ſeit drei Wochen nicht geſehen hatte. Kaum hatte ich die hannöveriſchen Damen genannt, als er in ein lautes Gelächter ausbrach. Geſtern, ſagte er, ſind ſie hier geweſen, um mir ihre traurige Lage zu ſchildern; doch weit entfernt, ihnen zu helfen, habe ich mich über ſie luſtig gemacht. Sie klagten, daß es ihnen an dem nothdürftigſten Lebensunterhalt fehle; doch meine Hand ſtreckte ſich nicht aus, um ihnen eine Guinee zu reichen. Denn ſchon dreimal haben Sie mir ein Dutzend Guineen abgelockt, indem ſie mich mit Hoffnungen ſchmeichelten, die ſie zu erfüllen nie im Sinn hatten. Alle dieſe Damen ſind im Styl der Charpillon.

Ich erzählte nun dem Lord, was ich gethan hatte und noch zu thun beabſichtigte; daß ich zwanzig Guineen zahlen würde, wenn die älteſte Comteſſe mein würde, und daß ich die gleiche Summe für jede ihrer Schweſtern darbieten wolle. — Auch ich, verſetzte der Lord, hatte dieſe Abſicht; allein ich glaube, Sie werden Ihr Ziel nicht erreichen, denn Baltimore hat für die fünf Schweſtern bereits zweihundert Guineen geboten; und der Handel zerſchlug ſich, weil ſie Vorausbezahlung verlangten. Geſtern ſind ſie bei ihm geweſen, und er hat ihnen nichts gegeben; fünf oder ſechsmal ſchon haben ſie ihn angeführt. Nun wollen wir doch ſehen, wozu dieſe Tugendheldinnen ſich entſchließen, wenn man ihre Mutter ins Gefängniß führt. Ich will wetten, daß ſie um einen wohlfeilen Preis die unſrigen werden. —

Ich war zum Eſſen nach Hauſe zurückgekehrt. Goudar erſchien mit der Nachricht, daß bei den hannöveriſchen Damen ein Gerichtsdiener ſey und nur bis vier Uhr warten wolle. Vergebens waren unterdeß die beiden älteſten Comteſſen bemüht geweſen irgend eine mitleidige Seele ausfindig zu machen; ſogar hatten ſie ein Kleid verkaufen

müſſen, um nicht Hunger zu leiden. Dies alles fand ich ganz unbegreiflich.

Ich hatte mir gleich vorgeſtellt, daß ſie in in ihrer Angſt bei mir Zuflucht ſuchen würden; und ich täuſchte mich nicht. Die älteſte Schweſter bot ihre ganze Beredſamkeit auf, um mich dahin zu bewegen, daß ich die Bürgſchaft noch auf vierundzwanzig Stunden verlängern möchte. Ich aber erklärte, daß ich mich zu nichts verſtehen würde, wenn ſie nicht Bedingungen eingehen wolle, die ich ihr unter vier Augen mitzutheilen hätte. Sie folgt mir in das Nebenzimmer, und ich zähle die zwanzig Guineen vor ihr hin, indem ich ihr ankündige, daß dieſe Summe als der Preis für ihre Gunſt von mir ausgeſetzt ſey. Verächtlich weiſt ſie dies Anerbieten zurück. Ich finde dieſe Weigerung unverſchämt und fühle mich beleidigt: in der Vorausſetzung, daß ihr Widerſtand nur leicht ſeyn wird, brauche ich Gewalt; allein ich irrte mich, ſie drohte um Hülfe rufen zu wollen. Jetzt zog ich mich zurück, bat ſie indeß mich zu verlaſſen. Und ſogleich entfernte ſie ſich in Begleitung ihrer Schweſter.

Am Abend beſuchte ich mit Goudar das Thea-

ter. Nach beendigtem Schauſpiel ging ich zu dem Weinhändler, um zu hören, was mit der alten Gräfin geworden ſey. Er erzählte mir, der Gerichtsdiener habe die Dame fortgeführt, und ihre jüngſte Tochter hätte folgen wollen. Wo die übrigen Mädchen geblieben wären, wußte er nicht.

Unzufrieden kehrte ich nach Hauſe zurück. Es ſchien mir jetzt, als hätte ich doch etwas allzugrauſam gehandelt. Aber in dem Augenblick, da ich zum Souper gehen will, ſehe ich die vier ſchönen Mädchen bei mir eintreten. Die Aelteſte, die immer das Wort führte, zeigte mir an, daß ihre Mutter ins Gefängniß abgeführt ſey, und daß ſie die Nacht auf der Straße zubringen müßten, wenn ich ihnen nicht eine Zuflucht bei mir gewährte. Sie ſollen, erwiderte ich, Zimmer und Betten erhalten, doch zuvor will ich Sie eſſen ſehen. Nehmen Sie Platz, meine Damen.

Sie ſetzten ſich. Man trug auf und ſie aßen; doch waren ſie tief betrübt und tranken nichts als Waſſer. Aergerlich darüber erklärte ich der Aelteſten, ſie könne ſich nun mit ihren Schweſtern in ein Zimmer des zweiten Stocks zur Ruhe begeben; doch müßten ſie früh um ſieben Uhr das

Haus wieder verlaſſen und kein zweites Mal kommen. Die Schönen wünſchten gute Nacht und gingen.

Eine Stunde ſpäter, als ich gerade zu Bett gehen will, tritt in mein Zimmer die älteſte Schweſter und bittet ſich eine Unterredung allein aus. Ich befahl meinem Neger ſich zu entfernen. Was werden Sie, begann das Mädchen, für uns thun, wenn ich die Nacht mit Ihnen zubringe? — Ich werde Ihnen zwanzig Guineen geben, auch für Wohnung und Unterhalt ſorgen, ſo lange Sie gegen mich gefällig ſind. —

Ohne hierauf zu antworten, begann ſie ſich auszukleiden, und nachdem ſie mich vergeblich gebeten hatte das Licht auszulöſchen, kam ſie in meine Arme. Ich fand eine ruhige Ergebung. Sie ließ mich gewähren, und das war auch alles. Die Phantaſie mußte zur Erhöhung meines Genuſſes beitragen, indem ſie mir vorſpiegelte, daß Sara in meinen Armen liege. Endlich erzürnte mich der Stumpfſinn dieſes Geſchöpfes ſo ſehr, daß ich aufſtand, ihr eine Banknote von zwanzig Guineen gab und ſie fortgehen hieß. Morgen, ſagte ich, werden Sie und Ihre Schweſtern das

Haus verlaſſen; denn ich bin mit Ihnen gar nicht zufrieden. Anſtatt einem aufrichtigen Liebesgefühl ſich zu überlaſſen, haben Sie ſich proſtituirt. Schande über Sie! — Sie kleidete ſich an und ging ſchweigend fort. Sehr unmuthig entſchlief ich.

Am Morgen, gegen ſieben Uhr, ſtand vor meinem Bett die jüngere Schweſter, Namens Victorine. Ziemlich trocken fragte ich nach ihrem Begehren. Sie wünſche, war ihre ſtammelnde Antwort, mich zum Mitleid zu bewegen: ſie bitte mich, ihr noch einige Tage den Aufenthalt in meinem Hauſe zu geſtatten, und wolle ſich dankbar bezeugen. Meine Schweſter, ſagte ſie, hat mir alles entdeckt. Verzeihen Sie ihr! Sie hat Ihnen keinen Beweis von Liebe geben können, weil ſie einen Italiener liebt, der ſich im Schuldgefängniſſe befindet. —

Ich kann mir leicht denken, daß Sie ebenfalls in dieſen oder jenen verliebt ſind.

Nein, ich liebe Niemand. —

So würden Sie alſo mich lieben können? Mit dieſen Worten umarme ich ſie, und finde ſie eben ſo nachgebend als zärtlich. Sie haben ge-

ſiegt! rief ich, und ſie entgegnete: darum werde ich auch Victorine genannt.

Victorine ſchenkte mir zwei köſtliche Stunden, die mich für die genußarme Viertelſtunde, die ich mit ihrer Schweſter zugebracht hatte, reich entſchädigten. Als ich ſie entließ, kündigte ich ihr an, daß ſie nun ganz über mich verfügen könne, und ihre Mutter herbringen laſſen dürfe, ſobald ſie in Freiheit geſetzt ſey. Bei Empfang der zwanzig Guineen ſah ich ſie überraſcht. Sie erſchöpfte ſich in Dankſagungen, und ich war der glücklichſte Menſch auf Erden. Von nun an, aß, trank und wohnte die ganze Familie bei mir, und für Jedermann war meine Thüre verſchloſſen, ausgenommen für Goudar. Dieſer grenzenloſe Aufwand mußte endlich einige Unordnung in meine Finanzen bringen. Ich dachte ſchon darauf, mir neue Hülfsquellen in Liſſabon zu eröffnen.

Gegen Mittag langte in einer Portechaiſe auch die alte Gräfin an, und begab ſich ſogleich zu Bette. Ich legte einen Beſuch bei ihr ab und hörte geduldig die Lobſprüche an, womit ſie meinen Edelmuth erhob. Sie wollte mich glauben machen, als ob ſie es nicht wiſſe, daß die von ihren Töchtern ent=

haltenen vierzig Guineen ein Honorar für ihre Gunſtbezeugungen geweſen waren. Ich gönnte ihr dieſe Scheinheiligkeit.

Als ich des Abends mit meinen Sultaninnen das Theater Coventgarden beſuche, macht mir der Kaſtrat Tenducci ſeine Aufwartung. Ich war ſehr erſtaunt, als er mir ein junges, ſehr hübſches Frauenzimmer als ſeine Gattin vorſtellte; anfänglich wollte ich das gar nicht glauben, doch verhielt es ſich wirklich ſo.

Nach Hauſe zurückgekehrt, aß ich vortrefflich mit ſämmtlichen Mädchen. Alsdann begleitete mich Victorine, die auf meine Eroberung ſtolz war, in das Schlafzimmer. Sie erzählte mir, daß der Liebhaber ihrer Schweſter, ein gewiſſer Marquis della Pettina aus Neapel, dieſe ſogleich heirathen würde, ſobald er ſeine Freiheit erhielte. Meine Mutter, fügte ſie hinzu, iſt ſehr erfreut darüber, daß die Schweſter eine Marquiſe wird. — Wieviel, fragte ich, iſt denn der Marquis ſchuldig? — Zwanzig Guineen. — Und der Geſandte von Neapel kann es dulden, daß er wegen dieſer Lumperei im Gefängniß bleibt? — Der Geſandte hat dem Marquis keinen Zutritt erlaubt,

weil er ohne königlichen Urlaub Neapel verließ. — Sage deiner Schweſter, daß ich mit dem Geſandten darüber ſprechen will.

Am folgenden Morgen beſuchte ich meine Tochter, um ſie in Geſellſchaft einer ihrer Freundinnen zu Mittag einzuladen; auch ſchenkte ich ihr ſechs Guineen zu einem neuen Pelz. Sie erklärte mir, daß ſie dieſes Geld ihrer Mutter ſchicken wolle, und bat mich auch dieſe zu mir einzuladen. Ich verſprach es, und begab mich jetzt zu dem neapolitaniſchen Geſandten, Marquis Caraccioli. Dieſer war ein höchſt liebenswürdiger Mann, den ich in Turin gekannt hatte; ich fand bei ihm den berühmten Ritter d'Eon. Auf meine Bitte, mir über den gefangenen Marquis della Pettina Aufſchluß zu geben, erwiderte der Geſandte: Er iſt wirklich derjenige, für den er ſich ausgiebt; doch kann ich ihn weder bei mir empfangen, noch ihn mit Geld unterſtützen, bevor er nicht durch den Marquis Tanucci den Beweis geführt hat, daß er zu Reiſen im Auslande Erlaubniß erhielt. Wenn er dieſes thut, ſo werde ich ſogleich ſeine Befreiung veranlaſſen. — Mehr verlangte ich nicht zu wiſſen, und ergötzte mich län-

ger als eine Stunde an der Unterhaltung des Ritters d'Eon. Mit großer Freimüthigkeit erzählte er, wie er aus dem Bureau der franzöſiſchen Geſandtſchaft entwichen ſey, da ihm das Departement der auswärtigen Angelegenheiten beſtändig die Zahlung von zehntauſend Franken verweigerte, die er rechtmäßig zu fordern habe. Er hatte ſich hierauf unter den Schutz der engliſchen Geſetze geſtellt, und war in dieſem Augenblick mit der Herausgabe aller Briefe beſchäftigt, die er ſeit vier oder fünf Jahren von dem franzöſiſchen Miniſter des Auswärtigen erhalten hatte. Als Pränumeration auf dieſes Werk hatte er bereits zweitauſend Guineen empfangen. Gleichzeitig waren von einem engliſchen Banquier in der Londner Bank zwanzigtauſend Pfund Sterling niedergelegt, und dem Publicum eine Wette darauf angetragen worden, daß der Ritter d'Eon ein Frauenzimmer ſey. Wirklich bildete ſich ein Verein, der jene Wette annahm, doch konnte keiner der beiden Parteien der Sieg zugeſchrieben werden, bevor nicht der Ritter d'Eon in Gegenwart von Zeugen ſich eine Unterſuchung gefallen ließ. In dieſer Abſicht hatte man ihm zehntauſend Guineen angeboten; doch er

lachte die Wettluſtigen aus. Immer blieb er bei der Behauptung, daß eine ſolche Unterſuchung ihn entehren müſſe, er möchte nun männlichen oder weiblichen Geſchlechts ſeyn. Marquis Caraccioli war freilich der Meinung, daß die Unterſuchung nur auf den Fall ihn entehren könne, wenn er ein Frauenzimmer ſey; doch ich konnte ihm nicht beipflichten. Nach Verlauf eines Jahres erklärte man die Wette für nichtig. Als aber d'Eon drei Jahre ſpäter vom König begnadigt worden war, erſchien er zu Paris in weiblicher Kleidung mit dem Ludwigskreuze. Für Ludwig XV. war dieſer Gegenſtand nie ein Geheimniß geweſen; indeß hatte der Kardinal Fleury ihm eingeredet, daß Könige ſtets geheimnißvoll ſeyn müßten, und das war denn auch Ludwig XV. lebenslang.

Nach Hauſe zurückgekehrt, gab ich der verliebten Comteſſe zwanzig Guineen, mit dem Bedeuten, ihren Marquis damit auszulöſen und ihn zu mir zu bringen, da ich ſeine Bekanntſchaft wünſchte. Ich dachte ſchon, ſie würde ſterben für Freude.

Um dieſe Zeit entſchloß ſich Auguſte, die dritte

der Schweſtern, zwanzig Guineen durch mich zu verdienen: und dieſes war ſo ſchwer nicht. Auguſte war es, auf die Lord Pembrocke ein Auge geworfen hatte. Die Sache kam bald in Ordnung, und zu meiner Freude trat Victorine ihren Platz an Auguſten ohne Schwierigkeit ab.

Dieſe fünf Mädchen erſchienen mir als eben ſoviele delicate Ragouts, von welchem ein Gourmand ohne Ausnahme etwas koſten will. Mein geſunder Appetit bewirkte, daß mir das letzte Gericht ſtets als das vorzüglichſte erſchien. Auguſte blieb meine Gebieterin.

Am nächſten Sonntag befand ich mich in zahlreicher Geſellſchaft. Madame Cornelis mit ihren Kindern war bei mir. Bei den hannöveriſchen Damen fand Sophie großen Beifall; ſie wanderte von einem Schooß zum andern und wurde mit Küſſen bedeckt. Ich dagegen fand großes Wohlgefallen an Miß Nancy Stein, der Lieblingsgeſpielin Sophiens. Die Küſſe, womit ich ſie verzehrte, wurden einer väterlichen Zärtlichkeit zugeſchrieben, allein ſie galten ihrem aufblühenden Reiz, der mit einer friſchen Roſenknospe zu vergleichen war. Dieſe Miß Nancy, die mir als ein

Engel erſchien, war die Tochter eines reichen Kaufmanns. Als ich ihr ſagte, daß ich die Bekanntſchaft ihres Vaters wünſchte, kündigte ſie mir an, daß ich ihn um drei Uhr ſehen würde. Sogleich ertheilte ich Befehl, daß man ihn einlaſſen ſollte.

Wer in dieſer glänzenden Verſammlung eine ſehr traurige Geſtalt machte, das war der arme Marquis della Pettina. Er befand ſich hier gar nicht à son aise, denn er war ſo häßlich als albern. Er dankte mir für den Dienſt, welchen ich ihm geleiſtet; fügte aber hinzu, daß ich mich glücklich ſchätzen dürfe, Gelegenheit hiezu aufgefunden zu haben: denn er könne mir verſichern, daß erforderlichen Falls er für mich noch hundertmal mehr thun werde. Trotz allem dieſen war die älteſte Comteſſe doch ſterblich in ihn verliebt.

Sophie führte mich in das Nebenzimmer, um mir ihren ſchönen Pelz zu zeigen; und ihre Mutter folgte, um mir Glück zu wünſchen zu dem glänzenden Serail, welches ich mir gebildet hatte. Lachend verſicherte ſie mir, oft ſchon mit dem Plan zu einem männlichen Serail beſchäftigt geweſen zu ſeyn; es hätten ſich aber bei der Ausführung un=

überwindliche Schwierigkeiten gezeigt. — Das glaubte ich ſehr gern.

Bei Tafel waren wir ſehr vergnügt. Ich ſaß zwiſchen meiner Tochter und Nancy Stein. Was fehlte zu meinem Glück? Zuletzt, als wir an die Auſtern gekommen waren, erſchien auch Maſter Stein. Er umarmte ſeine Tochter wiederholt mit jener elterlichen Zärtlichkeit, die den Engländern ſo eigenthümlich iſt. Ich glaube, daß ich dich noch aufeſſe! hört man zuweilen einen Engländer ſagen, der ſein Kind liebkoſet. Und er ſagt die Wahrheit: denn was iſt ein Kuß wohl anderes als der Ausdruck des Verlangens, den geliebten Gegenſtand zu verzehren?

Maſter Stein hatte zu Hauſe Roſtbeef, Pudding und Porter höchſtwahrſcheinlich nicht geſchont; doch ſpeiſte er nichtsdeſtoweniger hundert Stück Auſtern und that meinem guten Champagner viel Ehre an. Drei Stunden vergingen uns bei Tafel, und den Reſt des Tages brachten wir am Klavier zu, wo Sophie die von ihrer Mutter vorgetragenen Arien begleitete. Der junge Herr Cornelis glänzte mit ſeinem Flötenſpiel. Maſter Stein gab mir die Verſicherung, daß er in ſeinem

ganzen Leben kein größeres Vergnügen empfunden, um ſo mehr, als dieſes Vergnügen am Sonntag ein verbotenes ſey. Als der Engländer Abſchied nahm, ſchenkte er Sophien einen werthvollen Ring, und begleitete ſie nebſt ſeiner Tochter nach der Penſionsanſtalt zurück. Inzwiſchen geſtand mir der Marquis della Pettina, daß er nicht wiſſe, wo er eine Wohnung auftreiben ſolle. Ich verſicherte ihm, daß er ſolche überall antreffen könne. Seiner Braut gab ich eine Guinee, um ihm dieſelbe einzuhändigen und ihn zu bitten, daß er nicht wiederkommen möge.

Die Fremden hatten mich ſämmtlich verlaſſen und ich war mit meinen Mädchen allein. Jetzt machte ich einen Beſuch bei der alten Gräfin; ſie befand ſich wohl, aß, trank und ſchlief vortrefflich. Mit Leſen oder Schreiben beſchäftigte ſie ſich nicht, doch Langeweile empfand ſie auch nicht; beſtändig lag ſie im Bette und fand ihre Seligkeit im Nichtsthun, obſchon ſie mich ganz ernſthaft verſicherte, daß ſie unabläſſig mit dem Wohl ihrer Familie beſchäftigt ſey, kaum konnte ich des Lachens mich enthalten. Eben ſaß Auguſte auf meinem Schooß, ich bat die Mutter um Erlaubniß, ihr einen Kuß

geben zu dürfen, ſie that es mit Grandezza, indem ſie eine ſalbungsvolle Rede hielt, welche den Kuß rechtfertigen ſollte, der eine väterliche Zärtlichkeit ausdrückt.

Am folgenden Morgen ſah ich den Marquis Caraccioli unter meinem Fenſter vorübergehen. Er blickte hinauf und fragte, ob es erlaubt ſey einzuſprechen. Es wird mir eine Ehre ſeyn, entgegnete ich. Als wir eine Weile geplaudert hatten, ließ ich die älteſte Comteſſe herbeirufen und ſtellte ſie dem Geſandten als die Braut des Marquis della Pettina vor. — Ja, rief er aus, er iſt Marquis, aber er iſt ſehr arm, hat nicht auf einen Heller Rechnung zu machen und wird auf Befehl des Königs eingeſperrt, ſobald es ihm einfallen ſollte nach Neapel zurückzukehren. Wenn aber der König ihn begnadigt, ſo ſchicken ihn ſeine Gläubiger in das Gefängniß der Vicaria. — So lautete die freimüthige Erklärung des Geſandten, ohne auf das Mädchen irgend einen Eindruck zu machen.

Nach Caraccioli's Entfernung wollte ich einen Spazierritt unternehmen. Auguſte ſagte mir, daß ihre Schweſter Hippolyte mich begleiten

würde, wenn es mir angenehm ſey. Sie reitet wie ein Stallmeiſter, verſicherte ſie, und hat im vergangenen Jahre in Pyrmont viel Aufſehen gemacht. — Ei, das iſt ja allerliebſt! Laß ſie doch herunterkommen.

Hippolyte bat mich inſtändig ihr dieſe Freude zu machen, und verſicherte, ich würde mit ihr Ehre einlegen. — Ich will es herzlich gern, aber es fehlt Dir ja ein Reitanzug. — Das iſt freilich wahr. — Nun ſo reiten wir morgen.

Inzwiſchen ließ ich zu einer männlichen Kleidung für Hippolyten alles Nöthige beſorgen und verliebte mich in ſie, als mein Schneider ihr das Maaß zu ein paar Beinkleidern nahm. Am folgenden Tage ſollte alles fertig werden; der Spazierritt gab uns beim Souper Stoff genug zu der fröhlichſten Unterhaltung. Nach Tiſche kam Hippolyte in mein Zimmer, um ihre Schweſter Auguſte zu Bett zu bringen. Anfänglich beſchränkte ich mich auf einen leichten Scherz mit ihr, doch Auguſte ſelbſt war diejenige, welche Ernſt aus der Sache machte. Sie rieth Hippolyten die Nacht mit mir zuzubringen, und jene ließ ſich nicht lange zureden. Am Morgen gab ich ihr zwanzig

Guineen und war ſo zufrieden mit dieſer genuß=reichen Nacht, als man es nur immer ſeyn kann.

Mein Schneider erſchien mit Jacke und Pan=talon von rehfarbnem Sammet, und Alles ſtand ihr vortrefflich und erhöhte ihre Schönheit. Wir ſtiegen zu Pferde, von meinem Neger gefolgt. In Richmond wurde das Frühſtück eingenommen, und erſt am Abend kehrten wir heim, wo ich bei Tiſche bemerkte, daß Gabriele, die jüngſte der Schweſtern, ſehr betrübt ausſah, und mir auf Befragen geſtand, daß ſie nicht weniger gut reite als Hippolyte. Ich beruhigte ſie durch die Ver=ſicherung, daß ich ihr übermorgen ein gleiches Vergnügen verſchaffen würde, und nun ſah ich ſie auf dem Gipfel ihrer Wünſche. Hippolyte aber verſicherte mir, daß Gabriele nicht Muth genug beſitze und niemals ein Pferd beſtiegen ha=be; doch jene behauptete das Gegentheil. Und ſo verſprach ich ihnen denn, daß ſie beiderſeits mich begleiten ſollten, was die allgemeine Zufriedenheit wieder herſtellte.

Gabriele, ein reizendes Kind von funfzehn Jahren, begleitete mich in mein Zimmer, und die guten Schweſtern ließen ſie mit mir allein. Sie

begann mit der Verſicherung, daß ſie noch nie einen Geliebten gehabt, und geduldig litt ſie, daß ich mich von der Wahrheit ihrer Ausſage überzeugte. Gabriele war von allen fünf Schweſtern die einzige, welche für die Dauer und wenn die Umſtände es erlaubt hätten, mich würde haben feſſeln können. Am Morgen fügte ich dem gewöhnlichen Preiſe von zwanzig Guineen noch einen ſchönen Ring hinzu, und benutzte den Tag mit Zurüſtungen zu dem auf morgen angeſetzten Spazierritte.

Aufmerkſam auf das Vorbild ihrer Schweſter ſtieg Gabriele mit einem Anſtand zu Pferde, als ob ſie zwei Jahre in der Reitſchule zugebracht hätte. Als wir London im Rücken hatten, ſetzten wir die Pferde in vollen Galopp, und legten zehn engliſche Meilen in fünfundzwanzig Minuten zurück. Beim Frühſtück trifft uns Mylord Pembrocke, der nach St. Albans ging, die jungen Amazonen, ohne ſie wiederzuerkennen, bewundert, und mich fragt, ob man ihnen den Hof machen dürfe. Auf meine Erlaubniß nähert er ſich ihnen, erkennt ſie, und indem er mir Glück wünſcht, fragt er, ob Auguſte meine Auserwählte ſey. Ich geſtehe ihm,

daß ich Gabrielen vorziehe. Nun fragt er, ob ein Beſuch bei mir erlaubt ſey, und nachdem ich ihn gebeten, mir dieſes Vergnügen zu gewähren, trennten wir uns.

Mit verhängtem Zügel ſprengten wir nach London zurück, wo beim Abſteigen Gabriele von dieſer ungewohnten Bewegung ſo angegriffen war, daß ſie gleich zu Bette gehen mußte.

Als ſie am andern Morgen beim Erwachen ſich in meinen Armen ſah, begann ſie zu philo= ſophiren. Wie iſt es doch in dieſer Welt ſo leicht, ſprach ſie, glückliche Menſchen zu machen, wenn man reich iſt! Es iſt qualvoll nicht glück= lich ſeyn zu dürfen, wenn man weiß was Glück ſey. Geſtern war ich das glücklichſte aller Mäd= chen; könnte ich es doch alle Tage ſeyn! — Auch ich gab im Stillen meinen Beitrag zu die= ſen Reflexionen, doch ſie waren trauriger Art, denn mein Geld ging zu Ende und Liſſabon ſollte mich retten. Wäre ich reich geweſen, ſo hät= ten dieſe Mädchen mich lebenslang gefeſſelt. Es ſchien mir, als ob ich nur Vaterliebe gegen ſie fühle, und daß ich ihnen zu ernſthafte Beweiſe meiner Zärtlichkeit gab, zerſtörte dieſe Illuſion nicht.

Am folgenden Morgen erſchien Pembrocke und ſehr vergnügt ſpeiſten wir zuſammen. Auguſte bezauberte ihn, er machte ihr Anträge, und obſchon ſie darüber herzlich lachte, denn er wollte erſt zahlen, wenn er ihre Gunſt erhalten, ſo nahm ſie doch vorläufig eine Note von zehn Pfund, die er ihr ſchenkte, mit vielem Anſtande an. Eine halbe Stunde nach des Lords Entfernung ließ die alte Gräfin mich rufen und eröffnete mir nach einer ziemlich ſentimentalen Einleitung, daß ſie nichts weniger im Sinn habe, als mir Hand und Herz darzubieten, indem ſie mit dem Ausruf ſchloß: Seyen Sie mein Gatte und der Vater meiner Kinder!

Ich würde in ein lautes Gelächter ausgebrochen ſeyn, wenn nicht Erſtaunen, Unwillen und Verachtung mich erfüllt hätten. Welche Unverſchämtheit! Ueberzeugt, daß ein ſolcher Vorſchlag mich empören müſſe, hatte die alte Hexe keine andere Abſicht, als mir zu beweiſen, daß ſie mein Verhältniß zu ihren Töchtern für höchſt unſchuldig anſehe. Ich antwortete ihr, daß ich durch einen ſolchen Antrag mich ungemein geehrt fühlte, doch um der Wichtigkeit des Gegenſtandes willen mir einige Bedenkzeit ausbitten müſſe.

In meinem Zimmer fand ich die Braut des armſeligen Marquis. Sie ſagte mir, ihr Glück hänge von einem Zeugniß des neapolitaniſchen Geſandten ab, daß ihr Liebhaber wirklich ein Marquis della Pettina ſey. Alsdann würde derſelbe ſogleich zweihundert Guineen erhalten können; eine Summe, die er gerade bedürfe, um mit ihr nach Neapel zu reiſen. Leicht, ſagte ſie, wird er des Königs Verzeihung erhalten, und Ihnen empfehle ich unſer Schickſal, denn mit Vergnügen wird Ihnen der Geſandte gefällig ſeyn. — Ich verſprach ihr, zu dieſem Zwecke noch heute den Marquis Caraccioli zu beſuchen, und ich hielt Wort. Der Geſandte nahm gar keinen Anſtand meinen Wunſch zu erfüllen, und machte dadurch die Comteſſe ganz glücklich.

Neuntes Capitel.

Flucht des Marquis della Pettina. — Leiden der Trennung. — Ich finde meinen Sohn. — Baron Stenau. — Abreiſe von London.

Als wir von Tafel aufſtanden, brachte das Dienſtmädchen Auguſten einen Brief, deſſen Inhalt ſie mir in Gegenwart ihrer Schweſter mittheilte; er war von Lord Pembrocke, welcher ihr, wenn ſie ihn zum Liebhaber annehmen wolle, auf drei Jahre monatlich funfzig Guineen, Wohnung zu St. Albans, Tafel und Bedienung anbot.

Ich ſagte Auguſten, daß ich ihr in dieſem Falle keinen Rath zu geben wüßte. Sie zeigte den Brief ihrer Mutter, doch dieſe wollte keinen Entſchluß faſſen, ohne zuvor mich, den ſie den verſtändigſten und tugendhafteſten aller Männer nannte, darüber befragt zu haben. Das Reſul-

tat dieſer Berathung fiel endlich dahin aus, daß der Antrag des Lords anzunehmen ſey, ſobald derſelbe zum Bürgen des Contracts einen ſoliden Banquier aufſtellen wolle. Vermöge der guten Aufführung ihrer Tochter dünkte es der alten Gräfin nicht ſchwer, den Lord endlich zum Schwiegerſohne zu erhalten; ſonſt würde ſie nimmermehr ihre Einwilligung gegeben haben: denn ihre Töchter wären Comteſſen, und als ſolche zu Maitreſſen nicht geeignet.

Auguſtens Antwort fiel demnach günſtig aus, und nach drei Tagen war alles in Ordnung. Mylord erſchien in Begleitung eines Banquiers, der den Contract mit unterzeichnete, und ehrenhalber fügte auch ich als Zeuge meinen Namen hinzu. Den Banquier führte ich zur alten Gräfin, damit er ſie das Document unterzeichnen ſah, wodurch ſie allen Rechten auf ihre Tochter entſagte. Den Lord Pembrocke wollte die Dame nicht vorlaſſen. Ihre Tochter umarmte ſie zum Abſchied, und ſchloß mit ihr einen geheimen Vertrag, von dem ich nichts erfuhr. Doch an demſelben Tage, wo Auguſte das Haus verließ, ſollte noch ein ſeltſamer Vorfall ſich ereignen.

Am Abend, als ich mit Gabriele und Hippolyte von einem Spazierritt zurückkehre, erwartet mich der angebliche Sohn des Königs Theodor von Corſika (Baron von Neuhoff), der ſich Maſter Frederic nennen ließ. Als wir allein waren, begann er folgendergeſtalt: Ich weiß, Sie kennen den Marquis della Pettina. Da ich ihm einen Wechſel von 200 Guineen discontiren laſſen ſoll, ſo wünſche ich zu erfahren, ob der Marquis in ſeiner Heimath Vermögen genug beſitzt, um den Wechſel gleich nach der Verfallzeit ohne Schwierigkeit honoriren zu können. Um ſo mehr muß ich hierbei mir Gewißheit verſchaffen, als man den Wechſel nur dann acceptiren will, wenn ich ihn endoſſire. —

Ich kenne ihn zwar, war meine Antwort, doch über ſein Vermögen kann ich keine Auskunft ertheilen. Erſt in London machte ich ſeine Bekanntſchaft, und durch den Geſandten von Neapel weiß ich, daß er wirklich ein Marquis della Pettina iſt.

Im Fall nun diejenigen, mit welchen ich das Geſchäft angeknüpft habe, ſich dazu nicht verſtehen ſollten, — würden Sie vielleicht den Wechſel

diſcontiren wollen? Sie würden ihn unter vortheilhaften Bedingungen erhalten können.

Ich treibe keine Wechſelgeſchäfte, und ein Gewinn der Art lockt mich nicht. Leben Sie wohl, Maſter Frederic!

Am folgenden Morgen zeigte ſich Goudar, um mir zu ſagen, daß Monſieur du Claude mich zu ſprechen wünſche. — Wer iſt dieſer Menſch? — Es iſt der berühmte Jeſuit La Valette, der Urheber jenes großen Bankerotts, welcher in Frankreich der Geſellſchaft Jeſu den Hals brach. Er flüchtete ſich nach England und muß viel Geld mitgebracht haben, ich rathe Ihnen zu dieſer Bekanntſchaft. In einem guten Hauſe hab' ich ihn kennen gelernt; und da er weiß, daß wir mit einander Umgang haben, ſo hat er ſich an mich gewendet. Welchen Schaden könnte es Ihnen auch bringen, wenn Sie ihn anhören? — Gut, führen Sie mich zu ihm.

Nachmittags gingen wir zu dem Jeſuiten La Valette; er empfing uns ſehr artig und machte viele Entſchuldigungen. Nachdem Goudar ſich entfernt hatte, zeigte er mir einen Wechſel, welchen der Marquis della Pettina von ihm diſcontiren

laſſen wollte, mit dem Bemerken, daß er über ſeine Vermögensumſtände bei mir Erkundigung einziehen könne; was aber ſeinen Stand und Charakter betreffe, ſo wären dieſe von ganz London anerkannt. Dem Pater La Valette eröffnete ich daſſelbe, was ich ſchon dem Sohne Sr. korſiſchen Majeſtät geſagt hatte, und verließ ihn, über den Marquis nicht wenig erzürnt. Ich nahm mir vor, ihm durch ſeine Braut ſagen zu laſſen, daß ich dergleichen Ränke beendigt zu ſehen wünſchte.

Am folgenden Morgen begleiteten mich Gabriele und Hippolyte auf einem Spazierritt. Zu Mittag ſpeiſete bei mir Lord Pembrocke, und voll Ungeduld erwartete ich den Abend und mit ihm die Ankunft der älteſten Comteſſe, die am frühen Morgen ausgegangen war und noch immer nicht zurückkehrte. Um neun Uhr langte ſtatt ihrer ein Brief an, worin ſie mir mit wenig Worten ankündigte, daß ſie mit ihrem Geliebten, der hinlängliches Reiſegeld erhalten habe, nach Neapel abgegangen ſey; dort würden ſie ſich heirathen, da ſie in London die Einwilligung der Mutter zu erhalten nicht hätten hoffen dürfen. Sie dankte mir für alles, was ich an ihr gethan hatte,

und bat mich ihre Mutter zu tröſten. Beſonders ſollte ich dieſe durch die Vorſtellung, daß ihre Tochter nicht mit einem gemeinen Abenteurer, ſondern mit einem Mann von Stande davongegangen ſey, wieder zur Vernunft bringen. — Ich zeigte meinen Mädchen den Brief ihrer älteſten Schweſter, und bat ſie mich zu ihrer Mutter zu begleiten. Victorine bemerkte aber, daß man bis morgen warten müſſe, weil ſonſt dieſe ſchreckliche Nachricht der Mutter eine ſchlafloſe Nacht koſten werde.

Ich hielt das arme Mädchen für verloren und warf mir vor, an ihrem Unglück Schuld zu ſeyn. Denn hätte ich den fatalen Marquis nicht aus dem Gefängniſſe befreit, ſo würde er dieſen Streich nicht haben ausführen können. Der Marquis Caraccioli hatte vollkommen Recht, wenn er dieſes ein übel angebrachtes gutes Werk nannte, und nur in Gabrielens Armen fand ich Troſt.

Was litt ich nicht am nächſten Morgen, als ich die Verzweiflung der alten Gräfin zu bekämpfen hatte. Sie weinte, ſie ſprach Unſinn, mir wollte ſie alle Schuld beimeſſen, weil ich den

Marquis befreit und ihm dann verſtattet hätte ihre Tochter zu beſuchen.

Nach dieſem Ereigniſſe brachte ich mit Gabrielen, die von ihren Schweſtern als meine Frau betrachtet wurde, noch vierzehn ſehr glückliche Tage zu. Wirklich bewahrte ich ihr auch meine Treue und ihre Schweſtern waren mir jetzt nur Freundinnen, bei deren Anblick es mir gar nicht einfiel, daß ich in näherer Verbindung mit ihnen geſtanden hatte. Alle beteten mich an wie ihren Schutzengel, denn ich hatte ſie ja mit Kleidern, Wäſche, Wohnung und allen Bedürfniſſen verſorgt; ließ ſie auch jedes Vergnügen genießen, das man in London ſich verſchaffen konnte. Sie gefielen ſich in dem Gedanken, daß dieſe Herrlichkeit niemals endigen werde.

Was mich betrifft, ſo näherte ich mich mit ſtarken Schritten der gänzlichen Erſchöpfung meiner phyſiſchen und moraliſchen Kraft. Ich war ohne Geld, hatte bereits alle meine Diamanten verkauft, und behielt nichts weiter als Tabatieren, Uhren, Etuis und andere Kleinigkeiten, die mir werth waren und die ich zu veräußern nicht wagte, weil ich kaum den fünften Theil deſſen erhalten

haben würde, was dieſe Sachen mich koſteten. Seit vier Wochen bezahlte ich nicht mehr die Rechnungen meines Kochs und des Weinhändlers; indeß war ich hierüber eben ſo ruhig, als ſie ſelbſt. In Gabrielens Liebe das höchſte Glück findend, war ich ſtets bedacht, durch hundert kleine Aufmerkſamkeiten mir ihre Zärtlichkeit zu erhalten.

So war meine Lage; da kommt eines Morgens Victorine tief betrübt in mein Zimmer, um mir anzukündigen, daß ihre Mutter entſchloſſen ſey nach Hannover zurückzukehren. Der alten Dame blieb für den glücklichen Ausgang ihres Geſuchs beim König keine Hoffnung mehr übrig, und ſie wußte nicht, was ſie in London anfangen ſollte. Sie wünſche, ſagte ſie, ihr Grab in der Heimath zu finden und ſie habe nicht viel Zeit übrig, da ſie, ihres guten Appetits unerachtet, ſich dem Tode näher fühle.

Und wann, fragte ich, will Deine Mutter dieſen Plan ausführen? —

In drei oder vier Tagen.

Ohne mir ein Wort davon zu ſagen? Iſt's doch, als ob ſie einen Gaſthof verließe! —

Nicht doch! Vielmehr hat die Mutter mir

geſagt, daß ſie eine Unterredung mit Ihnen wünſche.

Ich ging zu ihr. Sie beklagte ſich über die Seltenheit meiner Beſuche und erklärte dann, ſie wolle, da ich ihre Hand ausgeſchlagen hätte, den Leuten nicht länger zur Verleumdung Stoff darbieten. Sie dankte mir für alles Gute, das ich ihren Töchtern erzeigt, und ſtellte es mir anheim, ob ich ſie nach Deutſchland begleiten und mit ihr ein Landgut bewohnen wolle, das ſie in der Nähe von Hannover bewohne. Ich antwortete hierauf nichts weiter, als daß es von ihr abhange London zu verlaſſen, ich aber durch Geſchäfte verhindert wäre ſie zu begleiten.

Am nächſten Morgen als ich aufſtand, erhielt ich von Victorinen die Nachricht, daß ſie binnen drei oder vier Stunden auf dem Packetboot nach Oſtende ſich einſchiffen würden. Nichtsdeſtoweniger wollten Hippolyte und Gabriele noch einen Spazierritt machen, wie es am Tage zuvor von uns beſchloſſen war. Die jungen Mädchen waren fröhlich, ich dagegen untröſtlich, wie es mir immer zu begegnen pflegte, ſobald es Trennung von dem Gegenſtande meiner Liebe galt. Nach

Hauſe zurückgekehrt, warf ich mich auf's Bett, wollte nicht zu Mittag eſſen und ſah die drei Schweſtern erſt dann wieder, als zu ihrer Abreiſe alles bereit war. Als ich Gabrielen verſicherte, daß die Trennung von ihr mich ſehr unglücklich mache, erwiderte ſie, daß es ja von mir abhange ſie zu begleiten. Im Augenblick ihrer Abreiſe ſtand ich auf, um nicht die alte Gräfin in meinem Zimmer ſehen zu dürfen; als ich zu ihr eintrat, waren gerade zwei Männer beſchäftigt, ſie vom Sopha aufzuheben und in den Wagen zu tragen. Meine Bedienten hatten das ſämmtliche Gepäck der Familie ſchon in das Packetboot geſchafft. Wie die alte Dame ſah, daß ich mit keinem Beitrag zu den Reiſekoſten herausrückte, geſtand ſie mir in ihrer Börſe hundertfunfzig Guineen zu haben, welche ihre Töchter von mir erhielten.

Als meine Bedienten mit der Nachricht zurückkehrten, daß die Gräfinnen bereits abgereiſt wären, befahl ich niemand bei mir vorzulaſſen. Drei Tage brachte ich nun einſam und betrübt zu, um meine Rechnungen in Ordnung zu bringen. Binnen vier Wochen hatte ich mit den hannöveriſchen Damen alles Geld verſchwendet, das

ich aus dem Verkauf meiner Diamanten löſte, und hatte außerdem noch gegen vierhundert Pfund Sterling Schulden gemacht. Zu einer Seereiſe nach Liſſabon entſchloſſen, verkaufte ich mein Ordenskreuz, ſechs bis ſieben goldene Doſen, ſämmtliche Uhren, mit Ausnahme einer einzigen, und zwei mit Kleidungsſtücken angefüllte Koffer. Nachdem ich meine Schulden alle bezahlt hatte, blieb mir ein Ueberſchuß von achtzig Guineen.

Ich verließ das prächtige Haus und miethete eine Wohnung bei Miſtreß Mercier, in der Nähe von Soho-Square. Zur Bedienung behielt ich blos meinen Neger, von deſſen Treue ich verſichert zu ſeyn glaubte. Bald darauf ſchrieb ich an Herrn von Bragadin und bat ihn, mir einen Wechſel von zweihundert Zechinen zu ſenden. In Erwartung der Ankunft dieſes Wechſels verhielt ich mich ganz ruhig, und war feſt entſchloſſen unterdeſſen nicht eine einzige Guinee zu borgen. Ich wollte London gänzlich ſchuldenfrei verlaſſen und in Portugal verſuchen, was für mich das Glück thun werde.

Vierzehn Tage nach Abreiſe der Gräfinnen (zu Ende Februar 1764) führte mich ein böſer

Dämon in die Taverne **zur Kanone**, um daſelbſt nach meiner Gewohnheit in einem beſondern Zimmer zu Mittag zu ſpeiſen. Man hatte eben aufgetragen, da tritt in's Zimmer, eine Serviette in ſeiner Hand, der Baron von Stenau und fragt: ob ich nicht mein Diner im Nebenzimmer verzehren wolle, wo er mit ſeiner Freundin allein ſey. Mit Dank nehme ich ſein Erbieten an.

Ich fand dieſelbe junge Engländerin, mit welcher ich bei der Signora Sartori gegeſſen hatte, und gegen die der junge Baron ſo großmüthig ſich bewies. Sie war ſchön, ſprach Italieniſch und ich war entzückt. Man darf ſich nicht wundern, wenn nach einer Entbehrung von vierzehn Tagen die reizende Engländerin Wünſche in mir aufregte; doch erlaubte ich mir keine Freiheiten, da ihr Liebhaber, welcher hier den Ton angab, ſie mit Reſpect behandelte. Daß ich den Baron Stenau für den glücklichſten aller Männer hielte, war das Einzige, was ich zu ſagen wagte. Gegen das Ende unſers ſehr luſtigen Diners bemerkt die Schöne auf dem Kaminſims drei Würfel; ſie ſpringt lebhaft auf, um ſie zu holen, und ſagt: Spielen wir doch um eine Guinee, die in Auſtern

und Champagner verzehrt werden ſoll! — Geſagt und geſchehen: der Baron iſt der Erſte, welcher verliert; er klingelt und der Aufwärter erſcheint, um ſeine Befehle auszuführen. Indem wir mit dem Auſterneſſen beſchäftigt ſind, ſagt die Engländerin: Laßt uns doch durch die Würfel beſtimmen, wer von uns das Diner zu bezahlen hat! — Wir ſpielen, und die ſchöne Miß verliert. Aergerlich darüber, daß ich allein der vom Glück Begünſtigte bin, erſuche ich den Baron, zwei Guineen gegen mich zu ſetzen, in der Hoffnung, daß ich verlieren würde. Aber vergebens, das Glück iſt ihm nicht günſtig, er verliert; ich biete Revanche, er verliert abermals und ich erkläre: daß ich nicht aufhören würde, bevor nicht hundert Guineen voll wären. Damit iſt er zufrieden, ſpielt immer fort und hat binnen einer halben Stunde hundert Guineen verloren. Nun bittet er mich weiter fortzufahren, doch ich erkläre ihm mit der größten Artigkeit, daß er im Unglück ſey, und vielleicht einen Verluſt erleiden könnte, von dem einen Vortheil zu ziehen, mir nicht angenehm ſeyn würde. Nun verfluchte er das Spiel, ſprang auf, nahm ſeinen Stock und verließ uns mit dem Be=

merken, daß er mich bei der Rückkehr bezahlen werde.

Ich blieb alſo allein mit der reizenden Engländerin. Erſtaunt war ich, als ſie ohne Umſchweif äußerte, daß ich doch wahrſcheinlich mit ihr de moitié geſpielt haben würde. — Wenn Sie dieſes errathen haben, war meine Antwort, ſo darf Ihnen auch nicht verborgen ſeyn, daß ich Sie höchſt reizend finde. —

Auch das habe ich bemerkt.

Sind Sie damit unzufrieden? —

Keineswegs, wenn ich nämlich vorausſetzen darf, daß meine erſte Bemerkung nicht unrichtig war.

Ich verſpreche Ihnen funfzig Guineen, ſobald der Baron gezahlt hat. —

Gut; allein er darf davon nichts erfahren.

Verſteht ſich, er ſoll nichts wiſſen. —

Kaum war dieſer Vertrag geſchloſſen, als ich ihr meine Zärtlichkeit ſchon durch die That bewies und Urſache fand, mit ihr zufrieden zu ſeyn. Doch nur flüchtig und übereilt konnte dieſer Freudengenuß ſeyn, weil die Thür des Zimmers unverſchloſſen war. Nur gerade ſoviel Zeit behielt ich

noch, um mir ihre Adreſſe geben zu laſſen und zu fragen, ob ich in Gegenwart ihres Liebhabers noch die vorige Zurückhaltung gegen ſie beobachten müſſe. Hierauf erwiderte ſie nichts weiter, als daß ſie zu wenig von dem Baron erhalte, um ausſchließlich ihm anzugehören. Ich verſprach die kommende Nacht bei ihr zuzubringen.

Der Baron kehrte gerade in dem Augenblick zurück, wo unſere Schäferſtunde endigte. Er warf einen Wechſel auf den Tiſch und ſagte, daß er vergeblich bemüht geweſen ſey ihn discontiren zu laſſen, obgleich er von einem guten liſſaboner Hauſe auf eines der erſten Häuſer in Cadix gezogen ſey. Er zeigte mir ſein Endoſſement; ich werfe einen Blick auf die Valuta des Wechſels und erſtaune: denn von Millionen war hier die Rede. Aber der Baron fing an zu lachen und ſagte mir, dieſe Millionen beſtünden in Maravedis und ihr Betrag in engliſchem Gelde ſey nicht höher als ungefähr fünfhundert Pfund. Ich bemerkte hierauf, es ſey doch ſeltſam, daß man ein Disconto verweigere, wenn die Unterſchrift des Traſſanten anerkannt ſey. Warum gehen Sie denn nicht zu Ihrem Banquier? fragte ich.

Ich kenne keinen, war ſeine Antwort. Mit tauſend Lisboninen in der Taſche kam ich nach London, und dieſe ſind gegenwärtig verzehrt. Um Creditbriefe hab' ich mich nicht bekümmert. Ich bin nicht im Stande Sie zu befriedigen, wofern man mir nicht dieſen Wechſel realiſirt. Haben Sie Bekannte an der Börſe, ſo können Sie mir dieſen Gefallen leicht erzeigen.

Wird die Unterſchrift des Wechſels anerkannt, ſo kann ich bis morgen damit dienen.

Geſchieht dieſes, ſo ſtelle ich den Wechſel ſogleich an Ihre Ordre.

Ich verſprach bis morgen Geld zu ſchaffen, oder den Wechſel zurückzugeben. Er gab mir ſeine Adreſſe und bat mich morgen Mittag bei ihm zu ſpeiſen und damit trennten wir uns.

Am nächſten Morgen eile ich in aller Frühe zum Banquier Vanhel. Da dieſer von nichts wiſſen will, ſuche ich Boſanquet auf; aber er ſchickt mich zu Herrn Leigh, der Papiere auf Cadix gebrauche und den Wechſel ganz gewiß nehmen werde. Herr Leigh ſagt mir, daß mein Wechſel den Banknoten vorzuziehen ſey, macht ſeine Berechnung und zahlt mir, nachdem ich den Wechſel

endoſſirt hatte, fünfhundertzwanzig Guineen und einige Schillinge. Sogleich eile ich zum Baron, lege ihm die Rechnung des Banquiers vor und zahle das Geld in guten Banknoten. Er dankt und giebt mir zwei Noten, jede von funfzig Guineen. Hierauf eſſen wir zu Mittag und unterhalten uns von der ſchönen Engländerin. Ich frage ihn, ob er ſie liebe, und er verneint dies, mit der Bemerkung: ſie habe noch viel andere Liebhaber, und ich möchte mich nur erklären, wenn ſie mir gefalle. Zehn Guineen, meinte er, würden hinreichen für Souper und Bett.

Dieſe freimüthige Erklärung rechnete ich dem Baron ſehr hoch an; doch fand ich mich nicht aufgefordert mich der Wortbrüchigkeit gegen die Schöne ſchuldig zu machen. Ich ging zu ihr, und kaum erfuhr ſie, daß ich die verheißenen funfzig Guineen mitgebracht hätte, ſo beſtellte ſie ein treffliches Souper. Hierauf genoß ich in ihren Armen eine ſo köſtliche Nacht, daß mein Kummer ſich verlor, und als ich ihr beim Abſchiede die funfzig Guineen einhändigte, kündigte ſie mir an, daß ich in Zukunft für ſechs Guineen bei ihr ſoupiren könne, ſo oft ich Luſt hätte.

Am folgenden Morgen erhielt ich mit der Pennypoſt ein Billet in ſchlechtem Italieniſch, unterzeichnet: „Ihr Pathe Daturi.“ — Der Briefſteller befand ſich im Schuldgefängniß, und bat mich flehentlich, ihm aus Barmherzigkeit ein paar Schillinge zukommen zu laſſen, damit er nicht Hunger leide. Die Unterſchrift „Ihr Pathe“ erregte meine Neugierde; ich nahm einen Fiacre und begab mich nach dem Gefängniß, um dieſen Pathen Daturi, deſſen ich mich durchaus nicht erinnern konnte, von Angeſicht zu ſehen. Ich fand einen hübſchen Burſchen von zwanzig Jahren, der mir und ich ihm gänzlich unbekannt war; ich zeige ihm ſeinen Brief, er bittet um Entſchuldigung und zieht aus ſeiner Taſche ein Taufzeugniß. Wirklich erblickte ich auf demſelben meinen Namen, in der Eigenſchaft eines Gevatters; doch ich konnte mir nichts zurückrufen. Nun macht er ſich anheiſchig, meinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, wenn ich ihn anhören wollte; und damit begann er eine lange Erzählung, wie ſeine Mutter mehr als hundertmal von mir geſprochen und ihm Hoffnung gemacht, daß er mich wohl noch in irgend einem Winkel von Europa würde auffinden könne. Jetzt

beſann ich mich auf alles, und wußte mehr von ſeiner Mutter, als er ſelbſt wiſſen konnte. Dieſer junge Menſch, angeblich ein Sohn des Schauſpielers Daturi, war mein Sohn. Mit einer Geſellſchaft von Seiltänzern war er nach London gekommen, um den Pagliano (Strohmann) zu ſpielen. Doch er entzweite ſich mit der Geſellſchaft, erhielt ſeinen Abſchied, war zehn Guineen ſchuldig geworden und wanderte ins Gefängniß. Ohne ihn über ſeine eigentliche Herkunft aufzuklären, erkaufte ich dem armen Schelme die Freiheit, und erlaubte ihm, ſich alle Morgen bei mir einzufinden, um zwei Schillinge zu ſeinem Unterhalte in Empfang zu nehmen.

Acht Tage waren nach dieſem guten Werk vergangen, da fühlte ich mich von einer Krankheit befallen, von der ich bereits, Dank ſey es dem Merkur und meiner feſten Körperbeſchaffenheit, dreimal geneſen war. Während dieſer acht Tage hatte ich drei Nächte bei der fatalen Engländerin zugebracht, die ich niemals gekannt haben würde, hätte nicht Goudar mich zur Signora Sartori geführt. Dieſe Krankheit, deren Namen man in guter Geſellſchaft eigentlich nicht ausſprechen darf,

überfiel mich zur ganz ungelegenen Zeit, d. h. in einer ſehr übeln Lage: denn gelegen kommen kann ſie eigentlich nie. Ich ſah mich am Vorabend einer großen Reiſe über den atlantiſchen Ocean, um das Glück zu erjagen! Aber, obgleich Venus aus dieſem Element geboren wurde, ſo iſt doch die Luft ihrer Heimath denjenigen nicht zuträglich, welchen der Zorn dieſer Göttin Wunden ſchlug. Auf meine Erhaltung bedacht, entſchloß ich mich, die große Cur in London auszuhalten. Binnen ſechs Wochen durfte ich meine Wiederherſtellung nicht erwarten.

Ich ging aus. Nicht etwa um der hübſchen Engländerin Vorwürfe zu machen, wie ich ſonſt im Beginn meiner irdiſchen Pilgerſchaft wohl zu thun pflegte: Nein! ich ging zum Chirurgus, um mein Hauptquartier bei ihm aufzuſchlagen. Zu dem Ende packte ich meine Koffer, als ob ich England verlaſſen wollte, nur mit dem Unterſchiede, daß ich ſämmtliche feine Wäſche durch meinen Neger einer Wäſcherin ſchickte, die ſechs Meilen von London entfernt wohnte.

An demſelben Morgen, wo ich das Haus der Miſtreß Mercier verlaſſen will, um in die

Wohnung des Doctors zu ziehen, wird mir ein Brief gebracht. Ich öffne ihn und ſehe die Unterſchrift des Banquier Leigh. Indem ich dieſes ſchreibe, liegt das Original jenes Briefes vor mir, und ich copire ihn wie folgt:

„Der Wechſel, welchen ich von Ihnen erhielt, iſt falſch. Geben Sie mir die erhaltenen fünfhundertzwanzig Guineen ſogleich zurück und laſſen Sie den Betrüger in Verhaft nehmen, wenn er Ihnen nicht vollen Erſatz leiſtet. Ich beſchwöre Sie, mich nicht in die Nothwendigkeit zu verſetzen, morgen auf Ihre Verhaftung antragen zu müſſen. Verlieren Sie keine Zeit! Ihr Leben ſteht hier auf dem Spiele.“

Froh war ich, in dieſem Augenblick allein zu ſeyn. Ich warf mich auf ein Bett und fühlte, daß ein kalter Schweiß mich überfiel: ich zitterte an allen Gliedern. Meinen Blicken ſtellte ſich der Galgen als unvermeidlich dar; denn für den Augenblick würde mir Niemand fünfhundertzwanzig Guineen geliehen haben, und einen Monat hätte man nicht gewartet, um mich nach Newgate und von dort aus an den Galgen zu bringen. Von Fieberfroſt geſchüttelt ergreife ich zwei Piſto-

len und eile fort, indem ich dem Neger befehle auf mich zu warten. Daſſelbe ſagte ich dem armen Daturi, der ſchon an der Treppe ſtand, um ſeine zwei Schillinge abzuholen.

Ich ging zu Stenau, in der Abſicht ihm eine Kugel durch das Gehirn zu jagen, wenn er nicht ſogleich das Geld herausgäbe. Leider fand ich den Schurken nicht mehr: die Wirthin ſagte mir, daß er bereits vor vier Tagen nach Liſſabon abgereiſet ſey, wo er, wie ich ſpäter in Riga erfuhr, vier Monate nach ſeiner Ankunft ein unglückliches Ende nahm.

Kaum erfuhr ich ſeine Abreiſe, als ich auch einſah, daß ich auf der Stelle einen Entſchluß zu faſſen hätte. Ich beſaß nicht mehr als zehn bis zwölf Guineen, und dieſe reichten nicht lange hin. An Boſanquet, Vanhel, Salvador und Andere dachte ich nicht; ſie konnten vielleicht von meinem Handel ſchon etwas erfahren haben: ich ging zu Treves, einem venetianiſchen Juden, an welchen ich durch den Grafen Algarotti empfohlen war, und der mit jenen großen Banquiers in keiner Verbindung ſtand. Ich bat ihn, mir einen Wechſel von hundert venetianiſchen Zechinen zu discon-

tiren, den ich auf den Grafen Algarotti ſtellte. Sogleich honorirte der Jude den Wechſel mit klingender Münze, und ich eilte mit dem Gelde davon, als ob böſe Geiſter mich trieben.

Leigh hatte mir eine Friſt von vierundzwanzig Stunden bewilligt, und einer Wortbrüchigkeit war dieſer rechtſchaffene Engländer nicht fähig; aber ich konnte meine Angſt nicht beſiegen. Ich entſchloß mich, London ohne Aufenthalt zu verlaſſen; aber meine Wäſche und drei koſtbare Röcke, die ſich beim Schneider befanden, wollte ich nicht verlieren. Ich rief den Neger und fragte ihn, was er vorziehe: ſeinen Abſchied und zwanzig Guineen, oder einen Aufenthalt von acht Tagen, um mir an einen gewiſſen Ort, den ich ihm bekannt machen würde, nachzufolgen? — Gnädiger Herr, erwiderte Jarbe, ich verlange keinen Groſchen! ich will in Ihren Dienſten bleiben und Ihnen dahin folgen, wo Sie es befehlen werden. Wann reiſen Sie. —

Binnen einer Stunde; aber mein Leben ſteht auf dem Spiele, wenn Du gegen irgend Jemand ein Wort davon hören läſſeſt! —

Warum nehmen Sie mich denn nicht mit?

Weil Du mir die Wäſche nachbringen ſollſt. Uebrigens will ich Dir ſogleich das Geld geben, deſſen Du auf der Reiſe bedürfen wirſt. —

Ich verlange nichts. Was ich ausgegeben haben werde, zahlen Sie mir ſchon, wenn ich Ihnen nachkomme. Ich bitte, warten Sie einen Augenblick.

Mit dieſen Worten eilte er nach ſeiner Kammer und kam bald zurück, um mir ſechzig Guineen anzubieten, die er ſich erſpart hatte. Er bemerkte dabei, daß er Credit genug habe, um etwa noch funfzig Guineen herbeizuſchaffen Ich ſchlug ſein Erbieten aus, freute mich aber deſſen, weil es mir ſeine Treue verbürgte. Ich ſagte ihm, daß er binnen vier oder fünf Tagen durch Miſtreß Mercier den Brief erhalten ſolle, welcher ihm meinen Aufenthaltsort anzeige. Zugleich trug ich ihm auf, einen kleinen Mantelſack zur Aufbewahrung meiner Wäſche zu kaufen.

Hierauf ging ich zu meinem Schneider, dem ich Tuch zu drei Röcken und Goldſtickereien übergeben hatte. Als ich Luſt bezeugte, ihm alles dies zu überlaſſen, kaufte er mir das Ganze für dreißig Guineen ab, die er auf der Stelle bezahlte.

Nach Hauſe zurückgekehrt, zahlte ich der Mercier eine Guinee, damit ſie den Neger auf acht Tage bei ſich beherberge. Alsdann wurde mein Gepäck auf einen Wagen geſchafft, und in Begleitung Daturi's fuhr ich auf dem Wege nach Rocheſter ab.

Kaum konnte ich an dieſem Tage Rocheſter erreichen: ich lag in Fieberhitze und Krämpfen. Demungeachtet wollte ich Poſtpferde nach Sittingborn nehmen, aber Daturi gab es nicht zu, und dadurch rettete der ehrliche Junge mir das Leben. Ein von ihm herbeigerufener Arzt ließ mir auf der Stelle zur Ader, und nach ſechs Stunden konnte ich meine Reiſe weiter fortſetzen. Am nächſten Morgen traf ich zu Dover ein, und blieb hier kaum eine halbe Stunde, weil der Capitain des Packetbootes längeren Aufenthalt nicht geſtattete. Er ahnete nicht, daß er mir durch dieſe Eile den größeſten Gefallen erweiſe. Für die Ueberfahrt, welche diesmal ſechs Stunden dauerte, zahlte ich die herkömmlichen ſechs Guineen. Von Dover aus ſchrieb ich meinem Neger, daß ich ihn zu Calais erwarten würde. Er empfing meinen Brief richtig; doch kam er nicht nach Calais, und erſt

zwei Jahre darauf ſah ich ihn wieder; wo und wie ſoll der Leſer zu ſeiner Zeit erfahren.

In Calais angelangt, trat ich im Bras d'or ab, woſelbſt meine Poſtchaiſe ſich befand. Sogleich wurde mir der geſchickteſte Arzt in ganz Calais geſendet, um mir Hülfe zu leiſten. Der Conflict der Fieberhitze mit dem eingeſogenen Gifte, das in meinen Adern rollte, ließ den Arzt für mein Leben fürchten. Ein viermal wiederholter Aderlaß erſchöpfte meine Kräfte und verſenkte mich vierundzwanzig Stunden lang in eine Lethargie, der eine heilſame für mein Leben entſcheidende Kriſis folgte. Doch konnte ich erſt vierzehn Tage ſpäter, die ſtrengſte Diät beobachtend, meine Reiſe fortſetzen. Krank und verzweifelnd ſaß ich im Wagen. In Gravelines wechſelte ich die Pferde und ſchlief die Nacht in Dünkirchen.

Wen ich in Dünkirchen, als ich aus dem Wagen ſtieg, zuerſt ſah, war der Kaufmann P., der Gatte jenes jungen Mädchens, der Nichte der Madame M. in Paris, deſſen ſich der Leſer noch erinnern wird. Er kennt mich, er ſtaunt über meine Veränderung. Ich erzähle, daß ich eben eine ſchwere Krankheit überſtanden hätte, und

frage ihn nach ſeiner Frau. Sie befindet ſich wohl, verſetzt er: ich hoffe doch, Sie werden morgen mit einer Suppe bei uns fürlieb nehmen? — Ich antwortete darauf, daß ich morgen mit Tagesanbruch meine Reiſe fortſetzen müſſe. Doch, er will davon nichts hören und verlangt, daß ich ſeine Frau und drei kleine Püppchen ſehen ſoll. Als ich aber bei meinem Vorſatz bleibe, eilt er fort, um ſeine Familie zu holen; wie konnte ich mich widerſetzen? ich bat Alle zum Souper.

Wohl erinnern ſich noch meine Leſer, wie ſehr ich früher jenes Mädchen, das ich ſogar heirathen wollte, geliebt habe. In dieſem Augenblick betrübte mich die Erinnerung einer ſchönen Vergangenheit: denn ich fühlte nur zu gut, daß ich in meinem gegenwärtigen Zuſtande ihr nothwendig misfallen würde.

Nach einer Viertelſtunde erſchien Herr P. mit ſeiner Frau und drei Söhnen, wovon der älteſte ſechs Jahre zählte. Nachdem die herkömmlichen Complimente gewechſelt und ein mir ſehr misfälliges Bedauern über mein übles Ausſehen geäußert war, ſchickte ſie die beiden jüngern Söhne nach Hauſe und behielt nur den älteſten

zurück, für den ſie ſich aus guten Gründen von mir ein beſonderes Intereſſe verſprach. Das Kind war höchſt liebenswürdig; und da es der Mutter ähnlich ſah, ſo zweifelte Herr P. keinen Augenblick, der Vater deſſelben zu ſeyn. Lachen mußte ich bei dem Gedanken, daß in allen Ländern Europas Söhne von mir anzutreffen wären. Bei Tiſche erhielt ich Nachrichten von Tireta. Er war in die Dienſte der oſtindiſchen Compagnie getreten, und in Batavien, wo er ſich in eine Verſchwörung einließ, dem Galgen nahe geweſen; nur die Flucht konnte ihn retten.

Am folgenden Tage ging ich über Ypern nach Tournay. Zwei Reitknechte führen ſchöne Pferde vorüber, ich frage wem ſie gehören. — Dem Herren Grafen von St. Germain, dem Adepten, iſt ihre Antwort, ſeit vier Wochen hält er ſich hier auf und geht gar nicht aus. Er will unſer Land durch die Gründung von Fabriken beglücken. Alle Fremde, die durch Tournay kommen, möchten gern den Grafen ſehen; aber er iſt unzugänglich.

Dies reizte mich ihn zu beſuchen. Kaum im Gaſthofe angelangt, ſchrieb ich ihm ein Billet, worin ich den Wunſch ausdrückte, ihm meine Ehr=

erbietung bezeigen zu dürfen. Seine Antwort in italieniſcher Sprache, die ſich noch heute unter meinen Papieren befindet, lautete alſo:

„Meine Beſchäftigungen legen mir zwar die Nothwendigkeit auf, keine Beſuche zu empfangen, — doch Sie ſollen eine Ausnahme machen. Kommen Sie zu beliebiger Stunde, und man wird Sie zu mir führen. Es wird nicht nöthig ſeyn, daß Sie Ihren Namen oder den meinigen nennen. Ein Couvert an meiner Tafel biete ich Ihnen nicht an: denn meine Speiſen können gewiß Niemand zuſagen, am wenigſten aber Ihnen, wofern Sie noch Ihren alten Appetit bewahrt haben ſollten.“

Um neun Uhr begab ich mich zu dem Grafen. Ein buſchiger Bart, über einen Zoll lang, bedeckte ſein Geſicht; um ihn her ſtanden gegen zwanzig Flaſchen mit verſchiedenen Elixiren. Ich erfuhr von ihm, daß er mit Einrichtung einer Hutfabrik beſchäftigt ſey, um dem kaiſerlichen Miniſter, Grafen Cobenzl, gefällig zu ſeyn. Er hat mir, ſagte St. Germain, bis jetzt zwar nicht mehr als zwanzigtauſend Gulden gezahlt, doch ich gebe das Fehlende aus meiner Taſche. Wir ſprachen

hierauf von der Marquiſe d'Urfé. Er erzählte, daß ſie ſich durch eine zu ſtarke Doſis von Univerſalmedicin vergiftet habe, und aus ihrem Teſtamente ſey zu erſehen, daß ſie ſich ſchwanger glaubte. Hätte ſie mich um Rath gefragt, fügte St. Germain hinzu, ſo hätte ſie in der That ſchwanger werden können. Die Operation iſt wirklich ganz leicht; doch kann man nicht voraus ſagen, ob die Frucht männlichen oder weiblichen Geſchlechts ſeyn werde.

Als der Graf von meiner Krankheit hörte, beſchwor er mich, in Tournay drei Tage zu verweilen und ſeiner Vorſchrift zu folgen. Er verſicherte mir, daß ich von meiner Drüſengeſchwulſt vollkommen geheilt werden ſolle. Zu dem Ende bot er mir funfzehn kleine Pillen; ich dankte indeß für alles. Hierauf zeigte er mir in einer kleinen Phiole einen weißen Liqueur, welchen er den allgemeinen Weltgeiſt (Archée oder Atoäther) nannte. Es iſt eine Probe von der Aechtheit dieſes Geiſtes, ſagte er, daß derſelbe ſogleich die Phiole verläßt, wenn man mit einer Stecknadel eine kleine Oeffnung in das Wachsſiegel macht. Ich bat ihn, dieſen Verſuch anzuſtellen. Nun gab er mir eine Phiole und eine Stecknadel, mit der Aufforderung,

das Experiment ſelbſt anzuſtellen. Ich durchbohre das Wachs, und im Augenblick iſt die Phiole leer. — Das iſt wunderbar, ſprach ich, doch wozu iſt es gut? — Das kann ich Ihnen nicht ſagen, war ſeine Antwort.

St. Germain gedachte nicht anders mich zu entlaſſen, als erfüllt mit Bewunderung für ſeine geheime Wiſſenſchaft. Haben Sie, fragte er, Geld bei ſich? — Ich nahm ſoviel Geld, als ich bei mir trug, und legte es auf den Tiſch. Der Graf ſtand auf, nahm aus dem Kamin eine glühende Kohle, legte ſie auf eine Metallplatte, verlangte ein Zwölfſousſtück, legte daſſelbe auf die Kohle und darüber eine kleine ſchwarze Bohne. Jetzt blies er durch ein kleines Rohr die Gluth der Kohle an, und in Zeit von weniger als zwei Minuten ſah ich mit eigenen Augen, wie das Geldſtück ſich röthete. Warten Sie nur, ſagte der Graf, bis die Münze ſich abgekühlt hat. — Es geſchah in einer Minute, und lachend erſuchte mich St. Germain, das Geldſtück in die Taſche zu ſtecken, weil es mir zugehöre. In demſelben Augenblick ſah ich, daß die Silbermünze ſich in Gold verwandelt hatte, und wußte dafür keine

andere Erklärung, als gewandte Taſchenſpieler-kunſt; doch hütete ich mich, ſolches gegen den Grafen zu äußern. Nachdem ich ihm meine Bewunderung bezeigt, bemerkte ich, daß er gewiß ſeyn werde, das Erſtaunen des allerſcharfſinnigſten Beobachters zu erregen, wenn er künftig bei einem ſolchen Experiment zuvor ankündige, daß er Silber in Gold verwandeln wolle: denn alsdann möchte ein denkender Beobachter die Silbermünze genau unterſuchen, ehe ſie auf die Kohle gelegt würde. Wer an meiner Wiſſenſchaft zweifelt, war ſeine Antwort, der iſt nicht würdig, daß er mich von Angeſicht ſieht. — So pflegte St. Germain ſich auszudrücken. Es war zum letztenmal, daß ich dieſen kenntnißvollen und berühmten Betrüger ſah. Vor ſechs oder ſieben Jahren ſtarb er in Schleswig. Das Zwölfſousſtück war in der That zum reinſten Gold geworden; zwei Monate ſpäter ſchenkte ich es in Berlin dem Mylord Marſchall Keith, für den daſſelbe Merkwürdigkeit beſaß.

Am folgenden Tage verließ ich Tournay um vier Uhr Morgens. In Brüſſel ruhete ich aus, um eine Antwort auf meinen Brief an Herrn von

Bragadin zu erwarten. Dieſe erhielt ich fünf Tage nach meiner Ankunft, und beigeſchloſſen war ein Wechſel von zweihundert holländiſchen Ducaten auf Madame Nettine.

Schon hatte ich beſchloſſen, in Brüſſel meine große Cur vorzunehmen, da erſchien Daturi mit der Nachricht: er habe von einem Seiltänzer erfahren, daß ſeine Mutter und die ganze Familie ſich in Braunſchweig befänden. Wenn Sie hinreiſen wollen, ſagte er, ſo ſollen Sie von mir allen möglichen Beiſtand erhalten und ich verſpreche Ihnen, Sie werden ſo gute Pflege dort haben, als ob Sie zu Hauſe wären. — Leicht ließ ich mich überreden. Ich kannte den Erbprinzen von Braunſchweig, und war auch neugierig, Daturi's Mutter nach einer Trennung von zwanzig Jahren wiederzuſehen. Ich reiſete alſo ohne weiteren Aufenthalt von Brüſſel ab; aber ſchon in Ruremonde befand ich mich ſo unwohl, daß ich es für unmöglich hielt, die Reiſe weiter fortzuſetzen. Indeß ließen ſechsunddreißig Stunden, die ich im Bette zugebracht hatte, mich glauben, daß ich wohl die Reiſe noch aushalten könne. Und ſo ſetzte ich mich denn wieder in meine zweirädrige Poſt-

chaiſe, die mich immer zur Verzweiflung brachte, weil die Poſtpferde dieſer Gegend den Schwangbaum nicht gewohnt waren. In Weſel angelangt, begab ich mich ſogleich zu Bette, und beauftragte Daturi, meine Chaiſe gegen einen Wagen mit vier Rädern auszutauſchen.

Am folgenden Morgen war ich nicht wenig überraſcht, als ich den General Bekevitz bei mir eintreten ſah. Nachdem er ſein Bedauern über meine ſchlechten Geſundheitsumſtände bezeugt hatte, erbot er ſich, mir für die Poſtchaiſe einen ſehr bequemen Wagen zu geben, mit welchem ich ganz Deutſchland durchreiſen könne. Im Augenblicke war dieſer Tauſchhandel in Richtigkeit; als jedoch dieſer brave Engländer von mir die ausführliche Schilderung meines Zuſtandes erhielt, überredete er mich, in Weſel, wo man einen ſehr geſchickten Arzt der leidner Schule habe, meine Heilung abzuwarten. Nichts iſt leichter, als die Entſchlüſſe eines kranken und kummervollen Menſchen zu beſtimmen, deſſen Wahlſpruch das „sequere Deum“ iſt und der nicht weiß, wo das Glück, das er ſucht, ihn erwartet. — General Bekevitz, der mit ſeinem Regiment zu Weſel in Garniſon ſtand, ſen-

dete ſogleich nach dem Doctor Pipers, wollte bei deſſen Beſuch gegenwärtig ſeyn, und meine Beichte ablegen hören. Nicht will ich den Leſer durch eine Schilderung meines elenden Zuſtandes beläſtigen. Der junge Doctor, der die Sanftmuth und Güte ſelbſt war, bot mir ſein Haus an, und verſprach mir von Seiten ſeiner Mutter und ſeiner Schweſtern allen Beiſtand, den ich irgend wünſchen könne. Er verhieß mir eine vollſtändige Heilung binnen ſechs Wochen, ſobald ich ſeinen Vorſchriften pünktlich folgen wolle. Ich war mit Allem zufrieden, obgleich Daturi, der nach der Ehre ſtrebte, mich im Schooße ſeiner Familie geheilt zu ſehen, zur Fortſetzung der Reiſe nach Braunſchweig bereden wollte. Von einem Contract wollte Doctor Pipers gar nichts wiſſen und meinte, ich würde ihm bei der Abreiſe geben, was mir belieben und ihn unfehlbar ganz zufrieden ſtellen würde. Doctor Pipers empfahl ſich, um ein Zimmer für mich einrichten zu laſſen. Eine Stunde ſpäter ließ ich mein ſämmtliches Gepäck hinüberſchaffen und folgte in einer Portechaiſe. Außer der Mutter des Doctors und ſeinen Schweſtern fand ich noch eine Anzahl junger Mädchen; ſie anzuſehen wagte ich

nicht, und indem ich mich ſchämte verbarg ich das Geſicht hinter dem Taſchentuch.

Kaum war ich in das für mich beſtimmte Zimmer geführt, ſo entkleidete mich Daturi und ich ging zu Bette.

Zehntes Capitel.

Aufenthalt in Weſel. — Redegonda. — Unfreiwillige Entführung. — Braunſchweig. — Der Herzog. — Berlin. — Geſchichte der Belanger. — Calſabigi. — Die Lotterie.

Um die Stunde des Abendeſſens trat der Doctor mit ſeiner Mutter und einer ſeiner Schweſtern in mein Zimmer. Die letzteren verſicherten mich ihrer größten Aufmerkſamkeit, und ihre Herzensgüte war auf ihren Geſichtern zu leſen. Sobald ſie fort waren, ſetzte mir der Doctor ſeine Heilmethode auseinander. Reinigende Ptyſane und Merkurpillen ſollten mich von einem Gift befreien, das mich ſicher in's Grab führte. Ich ſollte die ſtrengſte Diät halten und aller anhaltenden Beſchäftigung entſagen. Ich erwiderte ihm, er würde mich ſeinen Vorſchriften gehorſam finden und er

verſprach, mir ſelbſt zweimal die Woche die Zeitungen vorzuleſen; zugleich theilte er mir die Nachricht von dem Tode der Frau von Pompadour mit.

So ſah ich mich denn zu einer langen Ruhe verurtheilt, wie ſie ſeiner Verſicherung nach, zum glücklichen Erfolge der Cur durchaus nothwendig war. Ich fand ſie grauſam, denn ich ſah voraus, daß die Langeweile mich tödten würde. Der Doctor ſelbſt fürchtete etwas ähnliches, denn er rieth mir, ſeine Schweſter in meinem Zimmer arbeiten zu laſſen, und ihr zu erlauben, daß ſie zwei oder drei gute Freundinnen mitbrächte. Mein Bett ſtand in einem Alkoven, den ein Vorhang verſchloß, und ſo würde mich nichts geſtört haben. Ich bat ihn um dieſe Erleichterung meiner Gefangenſchaft, und ſeine Schweſter freute ſich der Gelegenheit, mir gefällig zu ſeyn, um ſo mehr als mein Zimmer das einzige im Hauſe war, deſſen Fenſter nach der Straße hinausgingen. Doch dieſe Einrichtung ſollte für Daturi verhängnißvoll werden. Dieſer beſaß nur die geringe Erziehung ſeines Standes und langweilte ſich daher auf das ärgſte, den ganzen Tag bei mir zu ſeyn; ſobald er daher ſah, daß ich in guter Geſellſchaft war,

und der ſeinigen wohl entbehren konnte, dachte er an nichts mehr, als den ganzen Tag hier und dort herumzuſchlendern. Den dritten Tag unſers Aufenthalts in Weſel brachte man ihn mir nun eines Abends halb todt geſchlagen ins Haus. Er hatte ſich's in einem Wachthauſe mit den Soldaten wohl ſeyn laſſen, die ihn lange zum Beſten gehabt und zuletzt dem Spiel damit ein Ende gemacht hatten, daß ſie ihn tüchtig durchprügelten. Er war zum Erbarmen — blutig über und über mit drei fehlenden Zähnen und erzählte mir unter Thränen und Ausrufungen nach Rache ſeine unglückliche Geſchichte. Ich ſchickte meinen Arzt zum General Bek...., der mir antwortete, er wiſſe nicht, was er bei der Sache thun ſolle, und alles, worauf er ſich einlaſſen könne, ſey, daß er den Menſchen im Hoſpital heilen ließe. Glücklicherweiſe war jedoch kein Knochen entzwei; er wurde in acht Tagen wieder friſch und geſund, und ich ſchickte ihn nun mit einem Paß des General Solomon nach Braunſchweig. Die drei in der Schlacht verlornen Zähne ſchützten ihn vor dem Soldat werden; er machte ſich zu Fuß auf

den Weg, und ich verſprach, ihn wieder aufzuſuchen, ſobald ich nur reiſen könnte.

Dieſer junge Menſch war ungemein ſchön und wohlgebaut, allein er konnte kaum ſchreiben und hatte nichts gelernt, als auf dem Seile tanzen und zu feuerwerken. Uebrigens war er voller Muth, und wußte ſich etwas mit ſeiner Ehrlichkeit. Den Wein liebte er; dagegen hatte er keine beſondere Neigung für das weibliche Geſchlecht. Ich habe mehrere Menſchen gekannt, die ihr Glück den Frauen verdankten, troß dem, daß dieſe ihnen faſt gleichgültig waren.

Nach vier Wochen war ich wieder geſund, und obgleich ſehr abgemagert, doch im Stande zu reiſen. Die Vorſtellung, die ich von mir im Hauſe des Doctor Pipers zurückließ, war mir nicht im geringſten ähnlich. Er hielt mich für den geduldigſten der Menſchen, und ſeine Schweſter, mit ihren guten Freundinnen für den zurückhaltendſten und ſchüchternſten. Meine Tugenden entſprangen aus meiner Krankheit, denn um von einem Menſchen richtig urtheilen zu können, muß man ihn beobachten, wenn er geſund und frei iſt, krank oder im Gefängniß iſt er nicht mehr derſelbe. —

Ich ſchenkte Mamſel Pipers ein ſchönes Kleid und dem Doctor zwanzig Louisd'or. Am Abend vor meiner Abreiſe erhielt ich von Madam Rumain einen Brief, worin ſie mir, da ſie von meinem Freund Balletti gehört hatte, daß ich Geld brauche, einen Wechſel von ſechshundert Gulden Bankowerth auf Amſterdam überſandte. Sie ſagte dabei, daß ich ihr dieſe Summe nach meiner Bequemlichkeit wiedergeben möchte; allein ſie ſtarb, ehe ich mich dieſer Pflicht entledigen konnte.

Entſchloſſen, nach Braunſchweig zu gehen, konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen, Hannover zu ſehen. So oft ich an Gabrielen dachte, liebte ich ſie noch. Zwar wollte ich mich nicht lange dort aufhalten, denn leider war ich nicht mehr reich, und mein körperlicher Zuſtand nöthigte mich, auf meine Geſundheit Bedacht zu nehmen; allein ich wollte ſie doch mit einem kurzen Beſuch überraſchen und zwar auf dem Landgute ſelbſt, nahe bei Stocken, das ſie mir als ihren Wohnort bezeichnet hatte. Neugierde war auch dabei im Spiel.

Ich hatte daher beſchloſſen, mit Tagesanbruch ganz allein in dem Wagen, den mir der engliſche

General für meine zweirädrige Chaiſe gegeben hatte, von Weſel abzureiſen; allein dies ſollte nicht geſchehen. Ein Billet des Commandanten, worin er mich für den Abend zu ſich bittet, mit dem Bemerken, daß ich Landsleute bei ihm finden würde, nöthigte mich zum Aufſchub. Bleiben wir zu lange bei Tiſche, denke ich bei mir, ſo reiſe ich ſpäter. Ich nehme es alſo an, und gehe zu Herrn von Bek...., nachdem ich meinem Arzt verſprochen, mich alles Uebermaaßes ſtreng zu enthalten.

Welche Ueberraſchung, als ich beim Eintreten in das Zimmer Redegonde aus Parma mit ihrer Here von Mutter erblicke! Auf den erſten Blick erkannte dieſe mich nicht ſogleich; allein ihre Tochter nannte mich gleich bei Namen und ſagte, ich wäre ſehr mager geworden. Ich erwiderte ihr, ſie ſey dagegen ſchöner als je, und das war wahr. Die achtzehn verfloſſenen Monate hatten ihre Reize nur mehr entfalten können. Ich erzähle ihr, wie ich ſo eben erſt von einer ſchweren Krankheit erſtehe, und daß ich mit Tagesanbruch nach Braunſchweig reiſe.

Wir auch, antwortet ſie, indem ſie ihre Mutter fragend anſieht.

Der General erfreut, uns bekannt zu ſehn, erwidert, da könnten wir ja zuſammenreiſen, und lachend antworte ich ihm, das würde ſchwerlich angehen, wenn die Mutter nicht andere Grundſätze angenommen hätte.

Dieſe entgegnet, ſie ſey noch immer dieſelbe. Man fährt fort zu ſpielen, der General taillirt an einer kleinen Pharobank, und zwei oder drei andere Damen und einige Offiziere pontiren mit niedrigen Sätzen dagegen. Man bietet mir ein Buch und ich danke, indem ich ſage, daß ich auf der Reiſe niemals ſpiele.

Am Ende der Taille ſagt der General zu mir, er wiſſe warum ich nicht ſpiele, und zieht aus ſeiner Brieftaſche mehrere engliſche Banknoten hervor. Es ſind dieſelben Banknoten, ſagt er, mit den Sie mich vor ſechs Monaten in London bezahlt haben. Nehmen Sie Revanche; hier ſind vierhundert Pfund Sterling.

Ich habe keine Luſt ſo viel zu verlieren, antwortete ich ihm. Funfzig Guineen Papier ſind zu Ihrem Amüſement genug, und indem ich dies ſage, nehme ich aus meiner Börſe, worin ſich etwa zwei hundert Ducaten in Golde befanden, den

Wechſel, welchen die Gräfin von Rumain mir geſchickt hatte.

Er fährt fort zu tailliren und bei der dritten Taille habe ich funfzig Guineen gewonnen, die er mir in engliſchen Papieren bezahlt, ſo wie ich ihm ſage, daß es damit genug ſey. In dem Augenblick meldet man das Abendeſſen an und wir ſetzen uns zu Tiſch.

Redegonde, die recht gut franzöſiſch gelernt hatte, beluſtigte die ganze Geſellſchaft. Sie ging nach Braunſchweig im Dienſt des Herzogs, als zweite Sängerin für die Nicoliniſche Muſik und kam von Brüſſel. Sie klagte ſehr über die ſchlechten Poſtwagen, in welchen ſie die Reiſe zurückgelegt hatte und ſagte, ſie ſey überzeugt, daß ſie ſehr krank in Braunſchweig ankommen werde. Sehen Sie doch den Chevalier Seingalt, fing der General an, er iſt ganz allein in ſeinem trefflichen Reiſewagen. Machen Sie Partie mit ihm. — Redegonde lächelte, die Mutter fragt mich, zu wie viel Plätzen mein Wagen ſey, und der General antwortet für mich: zu zweien. Hierauf antwortet die Mutter, es ginge alſo nicht an, denn ſie ließe ihre Tochter mit Niemand allein. Bei

dieſen Worten war das Gelächter allgemein, ohne ſelbſt Redegonde auszunehmen, die nach langem Lachen endlich verſicherte, ihre Mutter fürchte immer von Jemand ermordet zu werden.

Das Geſpräch fiel auf andere Gegenſtände und man blieb bis ein Uhr an der heitern Tafel. Redegonde ließ ſich nicht lange bitten, ſetzte ſich ans Clavier und ſang eine Arie, welche die ganze Geſellſchaft entzückte.

Als ich weggehen will, bittet mich der General zum Frühſtück, indem er mir ſagt, daß die Poſt erſt um Mittag abginge, und daß ich dieſe Artigkeit meiner ſchönen Landsmännin ſchuldig ſey. Sie miſchte ſich darein, indem ſie mir gewiſſe Dinge aus Florenz und Turin vorhielt, wo ſie mir keinen Vorwurf zu machen hatte. Ich ergab mich, jedoch ging ich nach Hauſe und zur Ruhe, deren ich ſehr bedurfte.

Den andern Morgen um neun Uhr nehme ich Abſchied von meinem Arzt und ſeiner Familie, und gehe zu Fuß zum General, um dort zu frühſtücken, indem ich den Befehl hinterlaſſe, daß der Wagen mich vor ſeiner Thür erwarten ſolle, da ich nach dem Frühſtück durchaus abreiſen wollte.

Eine halbe Stunde nachher erſcheint Redegonde mit ihrer Mutter, und ich bin erſtaunt, den Bruder bei ihr zu ſehen, der in Florenz als Lohnbedienter bei mir im Dienſte geweſen war.

Nach dem überaus heitern Frühſtück, empfehle ich mich dem General und der ganzen Geſellſchaft, welche den Saal verlaſſen hatte, um mich abreiſen zu ſehen. Der Wagen ſtand vor der Thür. Redegonde fragt mich, ob er auch hübſch bequem ſey und ſteigt ein; ganz natürlich folge ich ihr, ohne alle Abſicht, allein mein Erſtaunen war nicht gering, als ich, kaum eingeſtiegen, den Poſtillon in vollem Galop dahinjagen ſehe. Ich bin im Begriff ihm zuzurufen zu halten, als ich Redegonde aus vollem Halſe lachen ſehe, und ſo laſſe ich ihn gewähren, entſchloſſen, ihn zum Haltmachen zu bewegen, ſobald Redegonde zu lachen aufhören und mir ſagen würde, daß es des Scherzes genug ſey. Aber keinesweges. Wir hatten ſchon eine halbe Meile gemacht, als ſie zu reden anfing. Ich habe ſo viel gelacht, ſagte ſie, weil ich an die Auslegung dachte, welche meine Mutter dieſem unvorbereiteten Scherz geben würde; denn der Gedanke in den Wagen zu ſtei-

gen, kam mir in einem Augenblick, und nachher mußte ich über den Poſtillon lachen, der mich doch gewiß nicht auf Ihren Befehl entführt hat.

Gewiß nicht, antwortete ich.

Meine Mutter wird das Gegentheil glauben, iſt das nicht zum Todlachen?

Allerdings; aber mir iſt dieſer Vorfall lieb. Ich bringe Dich nach Braunſchweig, beſte Redegonde, und dieſe Chaiſe iſt doch beſſer als der Poſtwagen.

O! das hieße den Scherz zu weit treiben. Wir halten an der erſten Station, und erwarten dort die Poſt.

Wie Du willſt; aber ich meines Theils werde die Gefälligkeit ſo weit nicht treiben.

Wie! Sie wären im Stande, mich auf der Station ganz allein zu laſſen.

Keinesweges, reizende Redegonde. Du weißt daß ich Dich immer geliebt habe, ich wiederhole Dir, ich bin bereit Dich nach Braunſchweig mitzunehmen.

Wenn Sie mich lieben, ſo warten Sie, und liefern mich zurück in die Arme meiner Mutter, die ſo ſchon in Verzweifelung ſeyn wird.

Theuerſtes Mädchen, erwarte das nicht von mir.

Die kleine Thörin fing nun wieder an zu lachen und während des bildete ich bei mir den allerliebſten Plan aus, ſie mit mir nach Braunſchweig zu nehmen.

Wir erreichten die Station; es waren keine Pferde vorräthig; ich mache den Poſtillon geſchmeidig und nach einer kurzen Ruhe machen wir uns gegen Abend auf ſehr ſchlechtem Wege nach der nächſten Station auf. Ich beſtelle Pferde und laſſe Redegonden reden. Ich wußte, daß die Poſt vor Mitternacht hier eintreffen mußte, und daß die Mutter ſich dann von neuem in den Beſitz ihrer Tochter ſetzen würde. Ich wollte meinem Worte Ehre machen, und reiſte weiter bis ich Lippſtadt erreichte, wo ich zu ſehr ungeeigneter Stunde zu eſſen beſtellte. Redegonde bedurfte der Ruhe ſo gut wie ich, allein ſie ergab ſich darein, als ich ihr ſagte, wir würden in Minden ſchlafen. Hiebei ſah ich ſie lächeln, denn ſie wußte wohl, was ſie zu erwarten hatte. Wir aßen dort angekommen zu Abend und brachten fünf Stunden in einem Bette zu; bitten ließ ſie

ſich nur um der Form willen. Hätte ſie eine vernünftige Mutter gehabt, als ich ſie in Florenz bei der Paleſi kannte, ſo würde ich mich damals nicht an die Corticelli gehängt haben, die mir tauſend Trübſal und Kummer bereitete. Nach dieſem nur allzukurzen Aufenthalt in Minden, erreichten wir am Abend Hannover, wo wir in einem trefflichen Gaſthofe ein ausgezeichnetes Abendeſſen zu uns nahmen. Ich fand hier denſelben Kellner wieder, der in dem Gaſthofe zu Zürich diente, als ich den beiden Damen aus Solothurn bei Tiſche den Hof machte. Miß Stendeligh ſpeiſete hier mit dem Herzog von Kingſton und reiſte dann nach Berlin. Er hatte ihr eine Salbottiere von zehn Zitronen à la glace machen laſſen, die er nur zu einem kleinen Theil verzehrt hatte; wir nahmen den Reſt zu uns und beſtiegen dann ein auf franzöſiſche Art zugerichtetes Bett.

Was uns am andern Morgen erweckte, war nichts anderes, als das Raſſeln des Poſtwagens, welcher ſo eben eintraf. Sogleich äußerte Redegonde ihre Furcht, und will nicht, daß die Mutter ſie im Bette treffe. Ich rufe den Kellner, um ihn anzuweiſen, daß er eine Frau, ſo und ſo

die aus dem Poſtwagen ſteigen würde, nicht etwa zu unſerm Zimmer hinauf führen ſolle; allein es war zu ſpät. In dem Augenblick, wo ich die Thür öffne, tritt Mama mit ihrem Sohn hinein und findet uns beide im Hemde. Ich heiße den Sohn draußen warten und mache meine Thür zu; die Mutter fängt an zu ſchmähen und zu behaupten, wir hätten ſie betrogen, und geht ſo weit mir zu drohen, wenn ich ihr ihre Tochter nicht ſogleich ausliefere. Dieſe erzählt ihr die Geſchichte, und überzeugt ſie, daß der Zufall allein ſie mit mir davon geführt habe. Die Mutter glaubt es am Ende; doch ſagt ſie zu ihrer Tochter: Du kannſt es nicht läugnen, du Schelm, mit ihm in einem Bette gelegen zu haben. — Sie antwortet lachend, das ſey etwas anderes und man ſündige nicht, wenn man ſchlafe. Die Mutter umarmt ſie und Redegonde beruhigt ſie vollends, indem ſie ihr ſagt, ſie wolle ſich nur ankleiden und dann mit ihr zuſammen nach Braunſchweig reiſen.

Nach dieſer Verſöhnungsſcene kleidete ich mich an, beſtellte Pferde und reiſte, nachdem ich ihnen noch ein Frühſtück zum Beſten gegeben hatte, nach Braunſchweig ab, wo ich drei Stunden vor ihnen

ankam. Redegonde hatte mich um die Luſt gebracht, Gabrielen einen Beſuch zu machen, die mit ihrer Mutter und ihren beiden Schweſtern ſich auf dem Landgute befinden mußte, das ſie mir genannt hatte. Ich nahm meine Wohnung in einem guten Gaſthof und benachrichtigte Daturi ſogleich von meiner Ankunft. Ich ſah ihn zierlich gekleidet vor mir erſcheinen, ungeduldig mich dem berühmten Nicolini vorzuſtellen, welcher Hauptunternehmer der Schauſpiele in der Stadt und bei Hofe war. Dieſer Mann, der ganz den Geiſt ſeines Standes beſaß und ſich des Wohlwollens ſeines fürſtlichen Herrn erfreute, lebte in Luxus und Aufwand. Er wollte mich mit Gewalt in ſein Haus aufnehmen; allein ich wußte mich davon los zu machen; ſeinen Tiſch nahm ich jedoch an, und fand ihn dieſer Annahme nicht allein um ſeines vortrefflichen Kochs willen, ſondern auch wegen der reizenden Geſellſchaft würdig, die weit geeigneter war alle Anſprüche zu befriedigen, als es die Geſellſchaft der Vornehmen zu ſeyn pflegt, wo der Frohſinn ſo oft von der Etikette zu Grabe getragen wird. Die Tiſchgeſellſchaft Nicolini's beſtand aus Leuten von Geiſt; die männlichen und

weiblichen Mitglieder der Kapelle und des Ballets boten meinen Wünſchen die befriedigendſten Schauſpiele dar. Ich war Reconvaleſcent und nicht mehr reich, ſonſt würde ich Braunſchweig nicht ſo bald verlaſſen haben. Schon am folgenden Tage erſchien Redegonde hier zum Eſſen. Jedermann wußte, ich weiß nicht durch wen, daß ſie mit mir die Reiſe von Weſel nach Hannover gemacht hatte.

Den darauf folgenden Tag traf der Kronprinz von Preußen aus Potsdam hier ein, um ſeine Braut, die Tochter des regierenden Herzogs zu ſehen, mit welcher er ſich im folgenden Jahre vermählte.

Bei Hofe gab man prachtvolle Feſte und der damalige Erbprinz, jetzt regierende Herzog, bewies mir lebhaftes Wohlwollen. Ich hatte ihn bei dem großen Piquenik am Soho-Square, den Tag nach ſeiner Aufnahme als Bürger von London, kennen gelernt.

Es war zwei und zwanzig Jahre her, daß ich Daturi's Mutter geliebt hatte; jetzt erinnerte ich mich ihrer Schönheit und war neugierig, ſie

wieder zu ſehen. Ich fand ſie vom Alter ſo grauſam gemißhandelt, daß es mir leid that, ſie genöthigt zu haben mich anzunehmen. Sie ſchämte ſich ihrer Häßlichkeit, obgleich dieſe mir beiſtand, vor meiner alten Unbeſtändigkeit nicht zu erröthen. Der Uebergang von der Schönheit zur Häßlichkeit iſt bei einer Frau von ſcharfgezeichneten Zügen nur allzu leicht.

Auf einer weiten Ebene in einer geringen Entfernung von der Stadt ließ der Erbprinz ſechstauſend Mann Infanterie braunſchweigiſcher Truppen die Revue paſſiren. Ich war zugegen; der Regen goß den ganzen Tag in Strömen herab, und die Zuſchauer, ſowohl Fremde als der Adel des Landes, und beſonders Damen, waren ſehr zahlreich. Ich ſah unter andern die achtbare Miß Kudleigs, die mich fragte, ſeit wann ich London verlaſſen hätte. Dieſe berühmte Dame war in einem Mouſſelinkleide, unter dem ſie nichts als das Hemde an hatte, und der ſtrömende Regen hatte ſie dergeſtalt durchgeweicht, daß es ärger war, als wäre ſie ganz nackt geweſen. Doch ſie ſchien nicht eben böſe darüber. Die andern Damen ſchützten ſich vor der Sündfluth unter Zelten, und

der Regen ſtörte die Bewegungen dieſer Truppen, welche niemals das Feuer gefürchtet hatten, nicht.

Da ich in Braunſchweig nichts zu thun hatte, ging ich damit um, nach Berlin zu reiſen und dort den Reſt des Sommers angenehm zuzubringen. Ich brauche einen Ueberrock und kaufe das Tuch von einem Juden, der ſich erbietet meine Wechſel zu discontiren, wenn ich deren für das Ausland hätte. Die Sache konnte nicht einfacher ſeyn. Ich hatte den Wechſel von funfzig Louisd'or auf die Bank von Amſterdam, welchen Frau von Rumain mir geſchickt hatte, nehme ihn aus meiner Brieftaſche und reiche ihn dem Juden. Nachdem er ihn wohl durchſtudirt hat, geht er mit der Verſicherung, in einer halben Stunde wieder zu kommen und ihn mir in holländiſchen Dukaten bezahlen zu wollen. Bald darauf kommt er mit dem Gelde; der Wechſel war an die Ordre Seingalt; ich quittire unter demſelben Namen und er entfernt ſich zufrieden mit ſeinem Gewinn von zwei Procent, dem gewöhnlichen Disconto für Wechſel auf die Bank von Amſterdam.

Doch kaum bricht am andern Morgen der Tag an, ſo ſehe ich denſelben Juden in mein

Zimmer treten. Er will ſein Geld wieder haben und verlangt, daß ich den Wechſel zurücknehme, oder ihm bis zur Rückkehr der Poſt, durch die er erfahren könne, ob der Wechſel gut geweſen ſey, Caution ſtelle.

Erſtaunt über die Kühnheit dieſes Menſchen und von der Gültigkeit meines Wechſels überzeugt, antworte ich ihm, er ſey nicht klug, mein Wechſel ſey richtig und ich wolle ihm keine Sicherheit ſtellen. Er erwidert, er verlange durchaus Geld oder Sicherheit, und würde mich arretiren laſſen, denn ich ſey bekannt. Bei dieſen Worten ſteigt mir das Blut zu Kopf, ich ergreiſe meinen Stock, und nachdem ich ihm fünf oder ſechs Hiebe aufgezählt habe, werfe ich ihn zur Thüre hinaus, verſchließe dieſe und kleide mich an, um zu Nicolini zum Eſſen zu gehen, wo ich jedoch von dieſem Vorfall nichts erwähnte.

Entſchloſſen, in zwei oder drei Tagen abzureiſen, gehe ich den folgenden Tag nach dieſer Geſchichte vor der Stadt ſpazieren und begegne dem Erbprinzen zu Pferde, dem in Entfernung von hundert Schritten nur ein einziger Reitknecht folgt. Ich mache ihm meine Verbeugung, und

da ich ſehe, daß er anhält, nahe ich mich ihm. Sie ſind alſo im Begriff abzureiſen, ſagt mir mit leutſeligem Ton der liebenswürdige Prinz. Ich hörte es dieſen Morgen von einem Juden, der ſich bei mir beklagte, daß Sie ihm Stockſchläge gegeben, weil er von Ihnen Sicherheit für einen Wechſel verlangt habe, den er Ihnen discontirt, und den man ihm als falſch, verdächtig gemacht habe.

Ich erinnere mich nicht mehr, gnädigſter Herr, erwiderte ich, was ich in der erſten Bewegung eines gerechten Zorns mit einem Elenden vorgenommen haben kann, der mich an meiner Abreiſe hindern wollte und mir ſagte, ich ſey bekannt; aber ich weiß, daß meine Ehre mir verbietet meinen Wechſel zurückzunehmen oder Caution zu leiſten, und daß es nur die Macht der Willkür ſeyn könnte, die mich an meiner Abreiſe zu hindern vermöchte.

Das iſt wahr, es wäre ungerecht; aber der Jude fürchtet ſeine hundert Dukaten zu verlieren, und behauptet, daß er ſie nicht hergegeben haben würde, wenn Sie mich nicht genannt hätten.

Er lügt. —

Auch verſichert er, daß Sie einen Namen unterzeichnet hätten, der nicht der Ihrige ſey.

Neue Lüge. —

Kurz, der Jude behauptet Schläge bekommen zu haben und fürchtet um ſein Geld zu kommen. Der arme Schurke thut mir leid, und ich will ihn abhalten, Sie ſo lange hier zurückzuhalten, bis er Antwort von Amſterdam über den Wechſel erhält, den Sie ihm girirt haben. Ich ſelbſt werde ihn einlöſen, und zwar noch dieſen Morgen, denn ich zweifle keinen Augenblick an ſeiner Richtigkeit. So bleiben Sie Ihr eigener Herr und können reiſen, wann Sie wollen. Adieu Herr von Seingalt, ich wünſche Ihnen eine recht glückliche Reiſe.

Nach dieſem Compliment jagte der Prinz davon, ohne meine Antwort zu erwarten. Ich wollte ihm ſagen, daß, wenn er ſelbſt meinen Wechſel einlöſe, der Jude ausſprengen würde, ſeine Durchlaucht hätten mir eine Gnade erwieſen, und daß die ganze Stadt dies zum Nachtheil meiner Ehre glauben würde.

Es fehlt großmüthigen Fürſten von reiner Geſinnung oft an demjenigen Geiſt des Details,

deſſen ſie bedürfen, um das Zartgefühl derer zu ſchonen, denen ſie Beweiſe von Achtung und Wohlwollen zu geben wünſchen. Das Benehmen des Erbprinzen gegen mich bewies augenſcheinlich ſeine großmüthige Geſinnung. Er hätte mich nicht feiner behandeln können, wenn er mich für einen Betrüger hielt, und mir ſeine Verzeihung beweiſen wollte, als indem er den ganzen Erfolg meiner Betrügerei auf ſich nahm.

Vielleicht aber hält er mich gar dafür, dachte ich bei mir einen Augenblick nachdem er mich verlaſſen hatte. Was geht ihm die ganze Sache an? Warum thut er nicht, als wüßte er von den Handel nichts? Hat er mit dem Juden Mitleid oder mit mir? Iſt das letzte der Fall, ſo muß ich eilen ihm eine Lehre zu geben, ohne jedoch den Helden in ihm zu demüthigen.

Auf dem Wege nach Hauſe fällt mir der Schluß unſeres Geſprächs wieder ein. Ich finde ſeine „glückliche Reiſe" ſehr an der unrechten Stelle. In dem Munde eines Fürſten, der hier ſo gut als der Souverain war, nahm ſein Wunſch vollkommen den Charakter eines Befehls an.

Ich entſchloß mich nun weder in Baun=

ſchweig zu bleiben — denn wenn ich blieb, hätte ich können zu einer für den Juden günſtigen Entſcheidung Veranlaſſung geben — noch auch für immer abzureiſen, wodurch ich dem Prinzen Anlaß gegeben hätte zu glauben, ich wolle von ſeiner Güte Gebrauch machen, und die funfzig Louisd'or einſtecken, die ich dem Juden eigentlich hätte wieder herausgeben ſollen.

Nach dieſem Raiſonnement, das die Klugheit anregte und die Ehre fortſpann, und das eines beſſern Kopfes würdig war als des meinigen, beſtelle ich Pferde, packe meine Koffer, eſſe zu Mittag, bezahle den Wirth und mache mich auf nach Wolfenbüttel, ohne von irgend Jemand Abſchied zu nehmen und in der Abſicht, nur etwa acht Tage dort zu bleiben. Ich war gewiß, mich nicht zu langweilen, denn die dortige Bibliothek iſt die dritte in Europa. Ich hatte ſeit langer Zeit ſchon den Wunſch gehabt, ſie näher zu unterſuchen. Der gelehrte Bibliothekar, deſſen Artigkeit um ſo ſchätzenswerther war, als ſie ohne alle Prätenſion und ohne Zwang erſchien, ſagte mir bei meinem erſten Beſuch, daß ich nicht nur in dem Saale ſelbſt mit allen verlangten Büchern

bedient werden ſollte, ſondern daß er ſie mir auch auf mein Zimmer ſchicken wolle, ohne davon ſelbſt die Manuſcripte auszunehmen, die den eigentlichen Reichthum dieſer berühmten Bibliothek ausmachen. Ich brachte acht Tage in derſelben zu, ohne ſie weiter zu verlaſſen, als um auf mein Zimmer zu gehen, und mein Zimmer, um dahin zurückzukehren. Den Bibliothekar ſelbſt ſah ich erſt den achten Tag wieder, eine Stunde vor meiner Abreiſe, um ihm meinen Dank zu ſagen. Dieſe Zeit verlebte ich in der tiefſten Ruhe, ohne der Vergangenheit oder der Zukunft zu gedenken: die Arbeit hielt mich ab die Gegenwart zu fühlen. Ich ſah jetzt ein, daß, um aus mir einen wahren Weiſen zu machen, es nur ſehr geringfügiger Umſtände bedurft hätte; denn die Tugend hatte für mich immer mehr Reiz, als das Laſter, und ich war, wenn ich ein Sünder war, dies wenigſtens mit frohem und freiem Herzen. — Von Wolfenbüttel nahm ich eine Maſſe von Notizen über die Iliade und die Odyſſee mit, die man in keinem Scholiaſten findet, und die ſelbſt der große Pope nicht kannte. Man findet ſie zum Theil in meiner Ueberſetzung der Iliade; das Uebrige habe

ich noch bei mir und es iſt ſomit für verloren zu achten. Jedoch verbrenne ich nichts, nicht einmal dieſe Memoiren, obgleich ich oft mit dem Gedanken daran umgehe. Ich ſehe voraus, daß ich nie den rechten Augenblick dazu treffen werde.

Ich kehrte nun nach Braunſchweig und zwar in denſelben Gaſthof zurück, von wo aus ich meinem Pflegeſohn Daturi meine Ankunft wiſſen ließ. Wie zufrieden war ich, als ich mich überzeugte, daß Niemand in Braunſchweig wußte, daß ich acht Tage drei Stunden von hier zugebracht hatte! Daturi ſagte mir, daß man davon ſpreche, daß ich vor meiner Abreiſe den Wechſel ſelbſt wieder eingelöſt habe, und daß keine Rede mehr davon ſey. Ich war jedoch überzeugt, daß die Antwort von Amſterdam da ſeyn mußte, und daß der Erbprinz wußte, wo ich die Zeit über war. Mein Pflegeſohn bat mich, bei Nicolini zu Mittag zu eſſen. Dies ging ohne Umſtände an, denn ich hatte mich gar nicht von ihm beurlaubt, und wollte den folgenden Tag nun wirklich abreiſen. Bei Tiſche ereignete ſich jedoch etwas, was mir als vollgültige Genugthuung für dieſen böſen Handel dienen mußte.

Wir waren beim Braten, als ein Kammerdiener Sr. Durchlaucht des Erbprinzen mit dem albernen Juden eintrat, deſſen Unverſchämtheit ich in einem Anfall von Jähzorn ſo heftig gezüchtigt hatte.

Ich habe Befehl, mein Herr, begann er, Sie um Vergebung dafür zu bitten, daß ich Ihren Wechſel auf die Bank von Amſterdam als richtig bezweifeln konnte. Ich bin jedoch dafür beſtraft worden, indem ich die zwei Procent verloren habe, die ich daran gewonnen hätte, wenn ich ihn für mich behielt. Ich antwortete ihm, ich wünſchte von Herzen, daß er ſonſt keine Strafe dafür erhalten hätte.

Director Nicolini verfehlte nicht ſich auf dieſe Genugthuung etwas einzubilden, weil Se. Durchlaucht ſie mir an ſeiner Tafel zukommen ließ, und ich ſchmeichelte bereitwillig ſeiner Eitelkeit. Gegen Abend fragte ich ihn, ob er mir Beſtellungen nach Berlin mitzugeben habe, und hierauf nahm ich Abſchied von ihm. Doch ein neues Hinderniß ſollte mich abermals um einen Tag aufhalten.

In meinem Gaſthofe fand ich ein Billet von Redegonden vor, die nach vielen Klagen darüber,

daß ich ſie während meines ganzen Aufenthalts in Braunſchweig nicht ein einziges Mal beſucht hätte, mich zum Frühſtück in einem kleinen Landhauſe vor der Stadt, das ſie mir beſchrieb, zu ſich bat. Sie ſagte mir zugleich, ich würde zwar nicht ihre Mutter, wohl aber eine alte Bekanntſchaft von mir bei ihr finden, die wiederzuſehen mir ſehr erfreulich ſeyn würde. Schlüßlich ermahnte ſie mich aber, ja die beſtimmte Stunde nicht zu verfehlen. Ich liebte Redegonden und ich hatte ſie in Braunſchweig vernachläſſigt, nicht ſowohl ihrer Mutter wegen, als weil ich mich nicht in der Lage ſah, ihr irgend ein artiges Geſchenk machen zu können.

Ich beſchloß jedoch ihrer Einladung zu folgen, ein Entſchluß, an dem auch die Neugier, die Dame zu ſehen, die ſie eine alte Bekanntſchaft von mir nannte, einigen Antheil hatte.

Zur beſtimmten Stunde begab ich mich alſo nach dem bezeichneten Hauſe, und fand ſie reizend und ſchön, in einem Saal auf ebner Erde, mit einer jungen Virtuoſa, die ich als Kind geſehn hatte, und zwar in demſelben Jahre, als ich unter die Bleidächer gerieth. Ich that als ſähe ich

ſie mit Vergnügen wieder, allein Redegonde zog doch meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich und ich erſchöpfte mich in Entſchuldigungen und Complimenten über das niedliche Haus, das ſie bewohnte. Sie erzählte mir, ſie habe es für ſechs Monate gemiethet, allein ſie ſchlafe niemals hier.

Nach dem Caffee wollten wir ſo eben in den Garten gehen, als wir den Erbprinzen eintreten ſehen, der Redegonden mit freundlichem Lächeln über den Zufall um Entſchuldigung bat, der die Veranlaſſung wäre, daß er ſie unterbreche.

Nun begriff ich alles und ſah ein, warum meine Schöne in ihrem Billet ſo ſehr auf die Stunde beſtand. Redegonde hatte in zehn bis zwölf Tagen das Herz des liebenswürdigen Prinzen erobert, der zwar immer ungemein galant war, allein in dem erſten Jahre ſeiner Ehe mit einer Schweſter des Königs von England doch für ſeine Liebſchaften das Incognito behaupten zu müſſen glaubte.

Wir brachten eine Stunde unter Geſprächen über London und Berlin zu, und ohne ein Wort von dem Wechſel oder dem Juden zu erwähnen. Ich ſah den Prinzen entzückt über das Lob, das

ich der Bibliothek zu Wolfenbüttel ſpendete, und herzlich lachen, als ich ſagte, daß ich ohne die Geiſtesnahrung, die die trefflichen Bücher mir gewährten, an der ſchlechten Koſt hätte des Todes ſeyn müſſen.

Nach einem zierlichen Compliment für Redegonden ſtieg er hundert Schritt von dem kleinen Hauſe wieder zu Pferde. Sobald ich mit meiner Landsmännin wieder allein war, rieth ich ihr, weit entfernt, ſie um Gunſtbezeugungen für mich anzugehen, dem Prinzen, der uns ſo eben verlaſſen, auf das beſte zu begegnen und ihn zu lieben; doch ſie wollte mir durchaus nichts einräumen. Den Reſt des Tages brachte ich in meinem Gaſthofe zu und reiſte am andern Morgen mit Tagesanbruch ab.

In Magdeburg ließ mich ein Offizier, dem ich einen Brief des General Bek.... überbrachte, die geheimſten Partieen der Feſtung ſehen, und hielt mich drei Tage in Geſellſchaft von Mädchen und Spielern feſt. Ich ſchonte jedoch meine Geſundheit und verbeſſerte meine Börſe, indem ich mich mit ehrlichem Gewinnſte begnügte.

Von hier ging ich geradesweges nach Berlin,

ohne in Potsdam anzuhalten, da der König nicht dort war. Die ſandigen Wege koſteten mich drei Tage, in denen ich nicht mehr als achtzehn deutſche kleine Meilen zurücklegte.

Ich nahm meine Wohnung in der Stadt Paris. Hier fand man zu der Zeit alles, was man für ſeine Bequemlichkeit und ökonomiſche Einrichtung nur wünſchen konnte. Die Wirthin, welche Ruſin hieß und eine Franzöſin war, beſaß vollkommen den Geiſt ihres Gewerbes und hatte ihr Haus in den beſten Ruf gebracht. Eine halbe Stunde nach meiner Ankunft kam ſie auf mein Zimmer, um mich zu fragen, ob ich damit zufrieden wäre, und um zu allem, was ich vorbrachte, Ja zu ſagen. Sie hielt table d'hôte und ließ ſich das Doppelte von denen bezahlen, die auf ihrem Zimmer ſpeiſen wollten. Ich erklärte ihr, ich wolle nicht an der table d'hôte eſſen, ſondern auf meinem Zimmer, jedoch ohne mehr zu bezahlen; die Portionen könne ſie vermindern, wie ſie wolle. Sie willigte ein, unter der Bedingung, daß ich Abends an einem kleinen Tiſch mit ihr äße, der mich nichts koſten ſollte, und wo ich nur einige gute Freunde von ihr vorfände. Ihre Artigkeit

zu erwidern, nahm ich die Bedingung mit Verſicherung meiner Freundſchaft an; doch fing ich erſt, ermüdet von der Reiſe, wie ich war, am folgenden Tage an, mit ihr zu Abend zu eſſen. Ihr Mann beſorgte die Küche und erſchien nie bei Tiſche, ſo wenig wie ihr Sohn. Meine Tiſchgenoſſen waren ein alter verſtändiger Herr und eine ſehr ruhige Geſellſchaft, welche dicht neben mir wohnte. Es war der Baron Treidel, deſſen Schweſter die Gemahlin des Herzogs von Kurland, Johann Ernſt Birten oder Biron war. Dieſer liebenswürdige Mann wurde mein Freund und blieb es während der zwei Monate, die ich in Berlin zubrachte. Ein Kaufmann aus Hamburg, Namens Gräve, mit ſeiner kürzlich geheiratheten Frau, die er nach Berlin gebracht hatte, um ihr die Wunder eines Hofes von Helden zu zeigen, kam auch dahin. Dieſe Frau war ſo liebenswürdig wie ihr Mann; ich machte ihr in allen Ehren eifrig den Hof. Ein ſehr aufgeräumter Menſch, Namens Noél, der der einzige und ſehr beliebte Koch des Königs von Preußen war, ſpeiſte auch, jedoch ſelten bei ſeiner guten Freundin, Madam Rufin, da er nur ſelten Zeit dazu hatte. Noél

hatte nur einen einzigen Küchenjungen unter ſich, und der König von Preußen beſaß nie einen andern Koch, als ihn. Ich kannte ſeinen Vater in Angoulême, der um ſeiner Paſteten willen berühmt war. Noél, der Geſandte des Directoriums in dem Haag, iſt, wie ich höre, der Sohn dieſes Kochs, den ich übrigens auch ganz angenehm fand. Ohne die Geſchicklichkeit dieſes Noéls wäre der berühmte Arzt und Gottesleugner la Metrie nicht an der Unverdaulichkeit geſtorben, die er ſich bei Mylord Fisconel holte; denn die vortreffliche Paſtete, die ihm das Leben koſtete, war ein Werk dieſes Noél. La Metrie aß während ſeines Lebens öfters bei der Rufin, und es war mir leid, ihn hier nicht gekannt zu haben. Er war ein Gelehrter und oft übertrieben luſtig; er ſtarb unter lautem Lachen, obgleich, wie man behauptet, kein Tod ſchmerzlicher ſeyn ſoll, als der, den eine Unverdaulichkeit veranlaßt. Voltaire ſagte mir: er glaube, daß es nie in der Welt einen entſchiedenern Atheiſten gab, als ihn, noch einen, der mehr Grund hatte, es zu ſeyn; und ich überzeugte mich hiervon, als ich ſeine Werke las. Der König von Preußen in Perſon war es, der in der

Akademie ſeine Leichenrede hielt, in der er ſagte: daß es kein Wunder ſey, wenn la Metrie nur an die Materie geglaubt habe, denn aller Geiſt, der exiſtiren könne, ſey in ſeinem Beſitz geweſen. Nur einem Könige allenfalls, der zum Redner wird, kann man bei dem Ernſt einer Leichenrede einen ſcherzhaften Gedanken vergeben. Der König ſelbſt war jedoch nie Atheiſt; allein das iſt gleichgültig, denn der Glaube an einen Gott hat weder auf ſeine Sitten, noch auf ſeine Handlungen je den geringſten Einfluß ausgeübt. Man behauptet, daß ein Atheiſt, der, indem er ſich mit ſeinem Syſtem beſchäftigt, an Gott denkt, mehr werth iſt, als ein Deiſt, der nie an ihn denkt.

Der erſte Beſuch, den ich in Berlin machte, galt Calſabigi, dem jüngern Bruder desjenigen, mit dem ich mich im Jahr 1757 in Paris zuſammen gethan hatte, zur Einrichtung der Lotterie, die man erſt die der Militairſchule und nach dem Tode des du Verroi die königliche nannte.

Der Calſabigi, den ich zu Berlin fand, hatte Paris verlaſſen, ſo wie ſeine Frau, welche man immer noch die Generalin la Motte nannte, um dieſelbe Lotterie in Brüſſel einzurichten, wo er je-

doch in Folge ſeines Aufwands, im Jahre 1762, und trotz allem, was der Graf Cobenzl that, um ihn zu halten, bankerott machte. Zur Flucht genöthigt, kam er nach Berlin und ſtellte ſich dem König vor. Guter Redner, wie er war, bewog er den König, die Lotterie in ſeine Staaten einzuführen, indem er ihm ſelbſt die Regie und den wohlklingenden Titel als Staatsrath übertrug. Er verſprach Sr. Majeſtät eine Revenu von wenigſtens zweimalhunderttauſend Thalern, und forderte für ſich nur zehn Procent der Einnahme und die Regiekoſten.

Alles wurde ihm bewilligt; ſeit zwei Jahren war die Lotterie eingeführt, ging aufs beſte, und hatte glücklicherweiſe noch keine unglückliche Ziehung erfahren. Aber der König, der da wußte, daß eine ſolche erfolgen könnte, und der dieſe immer fürchtete, erklärte Calſabigi plötzlich, er wolle nicht mehr, daß die Lotterie auf ſeine Rechnung gehe; vielmehr überließ er ſie ihm und begnügte ſich mit hunderttauſend Thalern, ſoviel wie ihm die italieniſche Oper koſtete.

Ich beſuchte Calſabigi gerade den Tag, als der König ihm dieſe unglückliche Entſcheidung hatte

mittheilen laſſen. Nach einigem Hin- und Herreden über unſere alten Verhältniſſe und unſere Schickſale theilte er mir dieſen unerwarteten Unglücksfall mit. Er ſagte mir dabei: daß die laufende Ziehung zwar noch für Rechnung des Königs gehe, allein daß er durch öffentliche Anſchläge dem Publicum bekannt machen ſolle, daß die nächſte Ziehung Sr. Majeſtät nichts mehr angehe. Er brauchte einen Fonds von zwei Millionen Thalern, oder er ſah den Sturz der Lotterie voraus; denn kein Menſch würde, bei ermangelnder Gewißheit bezahlt zu werden, mehr ſetzen wollen. Er verſprach mir zehn tauſend Thaler jährlich, wenn es mir gelänge, den König zu überreden, die Lotterie wie früher auf ſeine Rechnung gehen zu laſſen. Zugleich erinnerte er mich an die Zeit, wo ich vor nun ſieben Jahren in Paris die Geſchicklichkeit gehabt hatte, das ganze Conſeil der Militairſchule zu überzeugen, daß der Gewinn gewiß ſey, und munterte mich auf, daſſelbe auch hier zu unternehmen. Die Auſpicien ſind gut, ſagte er; man braucht nicht abergläubiſch zu ſeyn, um ſich zu überzeugen, daß der gute Geiſt der Lotterie Sie gerade geſtern nach Berlin führen muß.

Ich lache über ſeine Täuſchungen und beklage ihn; ja, ich beweiſe ihm die Unmöglichkeit, Jemand zu überzeugen, der da ſagt: ich habe Furcht, und ich will nicht mehr fürchten. Er bittet mich zum Mittag, und ſtellt mir Frau von Calſabigi vor. Zwei Ueberraſchungen auf einmal! Die eine, daß ich die Generalin la Motte noch am Leben glaubte, die andere, daß ich in Frau von Calſabigi Mademoiſelle Belanger erkenne. Ich mache ihr die gewöhnlichen Complimente und frage ſie nach ihrer Mutter; ſie ſeufzt und bittet mich ihrer Familie nicht zu erwähnen, da dies ſie nur an Kummer und Unglücksfälle erinnere.

Ich hatte Madame Belanger in Paris als die Wittwe eines Wechſelagenten gekannt, die nur dieſe einzige, ziemlich hübſche Tochter beſaß und mir in guten Verhältniſſen zu ſeyn ſchien. Da ich ſie jetzt verheirathet wieder ſah und ſie anſcheinend ſich über ihr Loos beklagen hörte, begriff ich nichts davon, und war auch eben nicht neugierig; allein mein Freund hatte mich über ſeine gute Küche urtheilen laſſen, und wollte nun auch, daß ich über ſeine Pferde und ſeine elegante Equipage urtheilen könnte. Er bat mich, ſeiner Frau auf der Spa=

zierfahrt im Park Geſellſchaft zu leiſten und zum Abendeſſen zu bleiben; denn dies ſey ſeine beſte Mahlzeit. Er ſelbſt hatte viel zu thun, denn übermorgen war Ziehungstag.

Kaum waren wir im Wagen allein, als ich ſie bat mir zu erzählen, durch welche glückliche Umſtände ſie die Frau meines Freundes geworden ſey. Seine Frau, antwortete ſie mir, lebt noch, und ſo habe ich alſo nicht das Unglück, ſeine Gattin zu ſeyn; doch ganz Berlin hält mich dafür. Bei dem Tode meiner Mutter vor drei Jahren ſtand ich entblößt da, denn ſie lebte zuletzt von einer Penſion. Ohne Verwandte, die reich genug geweſen wären, daß ich mich zu ihnen hätte flüchten können, und entſchloſſen, von Niemandem etwas anzunehmen, der mir nur auf Koſten meiner Ehre geliehen hätte, lebte ich zwei Jahre lang von dem Gelde, das der Verkauf aller Meublen und Effecten meiner armen Mutter mir verſchafft hatte. Zugleich brachte ich mich bei einer guten Frau unter, welche ſtickte und davon lebte. Ich bezahlte ſie monatsweiſe und lernte von ihr. Nie ging ich aus als um die Meſſe zu hören, und ſtarb faſt vor Langweile und Traurigkeit. Jemehr

mein Geld abnahm, je zuverſichtlicher hoffte ich auf Gottes Hülfe; doch als ich endlich nicht mehr einen einzigen Sol beſaß, empfahl ich mich Herrn Brea aus Genua, den ich unfähig glaubte, mich zu hintergehen. Ich bat ihn, mir eine gute Condition als Kammerjungfer zu ſuchen, indem ich mir ſchmeichelte, die hierzu nöthigen Eigenſchaften zu beſitzen. Er verſprach mir daran zu denken, und fünf oder ſechs Tage nachher ſchlug er mir eine Stelle vor, zu deren Annahme er mich zu überreden wußte.

Er fing damit an, mir einen Brief von Herrn Calſabigi, den ich nie geſehen hatte, vorzuleſen, in welchem er ihm auftrug, ihm ein anſtändiges Mädchen, von guter Geburt, wohlerzogen und hübſch, nach Berlin zu ſenden, da er die Abſicht habe, ſie dort in der Eigenſchaft ſeiner Frau zu ſich zu nehmen und ſie nach dem Tode ſeiner Gattin, die ſchon alt ſey und nicht mehr lange leben könne, zu heirathen. Da das Mädchen, die er von ihm verlangte, nicht wohl vermögend ſeyn konnte, ſo trug er ihm zugleich auf, ihr funfzig Louisd'or auszuzahlen, um ſich einzurichten und funfzig andere, um mit einer Dienerin die Reiſe

von Paris nach Berlin zu machen. Herr Brea war vollkommen autoriſirt, ſich geſetzlich für Herrn von Calſabigi dafür zu verpflichten, daß die junge Dame, ſobald ſie Berlin erreicht hätte, von ihm wie ſeine Frau empfangen und als ſolche allen denen vorgeſtellt werden ſollte, die ſein Haus beſuchten. Er verſprach ihr eine Geſellſchafterin nach ihrer Wahl, ſo wie Pferde und Wagen zu halten, und ihr eine angemeſſene Garderobe einzurichten, indem er ihr monatlich ein Beſtimmtes zu ihrem Nadelgelde ausſetzte. Zugleich verpflichtete er ſich, ſie nach Ablauf eines Jahres, wenn ſein Umgang, oder Berlin ihr nicht gefiele, wieder frei zu laſſen, und ihr in dieſem Fall hundert Louisd'or zur Rückreiſe zu reichen, ſo wie ihr auch alles zu laſſen, was er ihr indeß zu ihrem Gebrauch geſchenkt haben würde. Wollte die Dame jedoch bei ihm bleiben und die Zeit erwarten, bis er ſie heirathen könne, ſo wolle er ihr ein Geſchenk von zehntauſend Thalern ausmachen, die ſie ihm als Mitgift zubringen ſolle; ſtürbe er aber früher, ſo ſolle ſie ſich wegen dieſer zehntauſend Thaler aus ſeinem ganzen Vermögen bezahlt machen.

Mit dieſen ſchönen Verſprechungen, fuhr ſie

fort, überredete Herr Brea mich, mein Vaterland zu verlaſſen und mich hier zu entwürdigen. Denn erzeigt mir gleich Jedermann, was einer Frau gebührt, ſo iſt es doch nicht wahrſcheinlich, daß man das Geheimniß nicht durchſchaue. Seit ſechs Monaten bin ich hier, und ſeit ſechs Monaten bin ich unglücklich. —

Unglücklich? Wie! Hat er die zwiſchen Ihnen und Brea verabredeten Bedingungen nicht gehalten?

Alle. Aber ſeine zerſtörte Geſundheit erlaubt ihm nicht zu hoffen, daß er ſeine Frau überlebe. So habe ich keine Ausſicht, daß die zehntauſend Thaler auf mich als Mitgift übergehen können, und wenn er ſtirbt, habe ich nichts; denn er iſt mit Schulden beladen, und ſeine zahlreichen Gläubiger würden vor mir befriedigt werden. Dazu kommt, daß er mir unerträglich iſt, gerade weil er mich zu ſehr liebt. Sie verſtehen mich — er zerſtört ſich ſelbſt. — In jedem Fall können Sie ja in ſechs Monaten nach Paris zurückkehren, oder machen was Sie wollen, ſobald Sie Ihre Freiheit wieder haben. Sie erhalten hundert Louisd'or und finden ſich vortrefflich equipirt.

Das wäre der Gipfel meiner Schmach, ſowohl wenn ich nach Paris zurückkehrte als wenn ich hier bliebe. Kurzum ich bin höchſt unglücklich, und der gute Brea trägt die Schuld davon. Doch ich kann ihm nicht zürnen, denn er wußte allerdings nicht, daß ſein Freund hier nichts beſitzt als Schulden. Jetzt, da der König ſeine Garantie zurücknimmt, iſt der Fall der Lotterie vorauszuſehen, und der Bankerott Calſabigi's unvermeidlich.

Nichts war in der Erzählung der Belanger übertrieben, und ich mußte daher ihren Klagen beiſtimmen. Ich rieth ihr zu dem Verſuch, ihre Obligation über die zehntauſend Thaler, welche Calſabigi ihr verſprochen hatte, zu verkaufen; er konnte ſeine Einwilligung nicht verſagen. Sie antwortete mir, ſie habe auch ſchon daran gedacht; allein hierzu bedürfe ſie eines Freundes, und ſie ſähe voraus, daß es nicht ohne großen Verluſt angehen würde. Ich verſprach ihr daran zu denken. —

Beim Abendtiſch waren wir unſer Viere. Unſer vierter Mann war ein junger Menſch, der in dem Caſteletto der Lotterie zu Paris bereits eine Anſtellung gehabt hatte und Calſabigi's Glücksſtern

nach Brüſſel und von da nach Berlin gefolgt war. Er ſchien mir in die Belanger verliebt; allein ich hielt ihn nicht für glücklich. Er führte das Bureau, in dem er Generalſecretair war. Beim Deſſert bat mich Calſabigi um meine Meinung über einen Plan, den er verfaßt hatte, und den er bekannt machen wollte, um ſich einen Fonds von zwei Millionen zu verſchaffen, deren er zur Aufrechthaltung ſeines Credits bedurfte. Madame entfernte ſich hierauf, um zu Bett zu gehen. Sie konnte nicht älter ſeyn als fünf bis ſechsundzwanzig Jahre, und war geſchaffen zu gefallen. Zwar glänzte ſie nicht gerade durch ihren Geiſt; allein ſie beſaß Welt, was bei einer Frau oft mehr werth iſt, als Geiſt. Durch ihr Vertrauen flößte ſie mir Empfindungen der Freundſchaft ein, jedoch nichts weiter und ich war wohl zufrieden damit.

Der Plan Calſabigi's war kurz und deutlich. Er lud alle die ein, deren Vermögen dem Publicum bekannt war, nicht ſowohl in der Lotteriecaſſe einen baaren Fonds niederzulegen, als nur dazu, ihren Namen für eine gewiſſe Summe herzugeben, für welche ihre Zahlbarkeit nicht bezweifelt werden konnte. Verlor die Lotterie in einer

Ziehung, ſo mußten die Unterzeichnenden nach ihrer Quote den Verluſt decken, ſo wie ſie nach demſelben Grundſatz den Gewinn jeder Ziehung unter ſich theilten. Ich verſprach ihm für den andern Tag meine Bemerkungen ſchriftlich über dieſen Plan. Der Fonds ſollte ſogar drei Millionen betragen. — Hierauf verließ ich ihn bis zum andern Tag auf die Mittagsſtunde, und bis dahin hatte ich ſeinem Plane folgende gänzlich umgeänderte Geſtalt gegeben.

I. Ein Fonds von einer einzigen Million iſt genug. II. Dieſe Million wird in hundert Actien von zehntauſend Thalern vertheilt. III. Jeder Actionair gibt ſeinen Namen bei einem bekannten Notar an, der für ſeine Zahlbarkeit einſteht. IV. Die Dividende wird drei Tage nach jeder Ziehung vertheilt. V. Im Fall des Verluſtes ergänzt der Actionair ſeine Actie, ſtets vor dem Notar. VI. Ein Caſſirer von vier Fünftel der Actionairs erwählt, führt die Aufſicht über den Lotteriecaſſirer bei dem die Einnahme in baarem Gelde niedergelegt iſt. VII. Die Gewinne werden den Tag nach der Ziehung ausgezahlt. VIII. Den Abend vor der Ziehung überliefert der Caſſirer der Lotte=

rie die Einnahme an den Caſſirer der Actionairs; ſie wird unter drei verſchiedenen Schlüſſeln, von denen jeder einen behält, verwahrt, den dritten erhält der Generaldirector der Lotterie. IX. Man nimmt keine anderen Einſätze an als den Auszug, die Ambe und die Terne; die Quaterne wird unterdrückt, weil ſie die Lotterie einem zu großen Verluſte bloßſtellt. X. Man kann weder auf die Terne, noch auf die Ambe oder den Auszug mehr als einen Thaler, oder weniger als vier Groſchen ſetzen, und vierundzwanzig Stunden vor der Ziehung wird kein Satz mehr angenommen. XI. Der zehnte Theil der Einnahme gehört dem Generaldirector, dem jedoch alle Regiekoſten zur Laſt fallen. XII. Außerdem beſitzt er zwei Actien, ohne der Gewährleiſtung durch einen Notar dafür zu bedürfen.

Als Calſabigi meinen Plan las, merkte ich an ſeiner Miene, daß er ihm nicht gefiel; allein ich ſagte ihm voraus, daß er keine Actionairs als nur zu dieſen, oder noch ſchlimmern Bedingungen finden würde.

Er hatte die Lotterie zu einer Art von Biribi gemacht; ſein Aufwand erregte Mißfallen; man wußte, daß er Schulden hatte, und der König

konnte nicht umhin, früher oder ſpäter einmal irgend eine Schurkerei zu fürchten, obgleich er einen Controleur dabei hielt, der zu rechnen verſtand.

Die letzte Ziehung unter der Garantie des Königs hatte ſtatt, und die aus dem Glücksrad hervorgehenden Nummern gaben der ganzen Stadt zu lachen. Die Lotterie verlor zwanzigtauſend Thaler über die ganze Einnahme; der König ſchickte ſie ſogleich ſeinem Geheimenrathe Calſabigi. Man ſagt, daß, als man ihm die Nachricht dieſes Verluſtes brachte, er in ein anhaltendes Gelächter ausbrach, indem er verſicherte, er hätte das längſt erwartet, und ſich glücklich pries, daß der Schlag verhältnißmäßig zu dem was er ſeyn konnte, noch ſo unbedeutend geblieben war.

Ich glaubte mich verpflichtet, am Abend zu dem Director zu gehen, um ihn zu tröſten. Ich fand ihn in tiefer Beſtürzung. Er ſtellte die verzweifelte Betrachtung an, wie dieſe unglückliche Ziehung die Schwierigkeit vermehren würde, wohlhabende Leute zu finden, die geneigt wären, den Fonds der Lotterie zu bilden. Es war dies das

erſte Mal, daß die Lotterie verlor, und dieſer Fall trat allerdings ſehr zur Unzeit ein.

Er verlor jedoch den Muth nicht, und begann bereits am andern Tage Schritte zu thun, indem er durch einen gedruckten Anſchlag das Publicum benachrichtigte, daß die Einnahmebureaus bis zur Herbeiſchaffung neuer Fonds für die Sicherheit der Spielenden geſchloſſen blieben.

Elftes Capitel.

Lord Keith. — Der König. — Die Denis. — Lambert. — Abreiſe nach Rußland. — Abenteuer in Mietau. — Der Herzog und ſeine Gemalin. — Ich ſpiele den Mineralogen. — Abreiſe nach Riga.

Den fünften Tag nach meiner Ankunft in Berlin ſtellte ich mich endlich Mylord Marſhal vor, den man nach dem Tode ſeines Bruders Keith nannte. Ich hatte ihn das letztemal in London geſehen, als er eben aus Schottland zurückkehrte, wo man ihm ſeine Güter zurückgegeben hatte, die man früher, als er ſich König Jacob anſchloß, confiscirt hatte. Der König von Preußen hatte es durchgeſetzt, ihm dieſe Gnade auszuwirken. Jetzt lebte er in Berlin, in ungeſtörter Ruhe ſeiner Lorbeern genießend, dem Könige immer noch theuer,

und ſich in nichts miſchend in ſeinem achtzigſten Jahre. —

Einfach in ſeinem Weſen wie immer, ſagte er mir, daß er mich mit Vergnügen wiederſähe, und fragte mich ſodann, ob ich nur auf der Durchreiſe hier ſey, oder ob ich einige Zeit in Berlin zu bleiben gedächte. Meine Schickſale waren ihm zum Theil bekannt, und ich antwortete ihm alſo, daß ich gern hier bleiben würde, wenn der König mich durch irgend eine Anſtellung, wie ſie meinen geringen Talenten entſpräche, hier feſſeln wollte. Als ich ihm jedoch um ſeine Fürſprache dieſerhalb bat, erwiderte er mir, daß er mir dadurch bei dem König mehr ſchaden als nützen würde. Er wiſſe ſich etwas mit ſeiner Menſchenkenntniß und wolle überall ſelbſt urtheilen; ſo geſchähe es, daß er häufig Verdienſte da entdeckte, wo kein Menſch ſie gefunden hätte, und umgekehrt. Er rieth mir dagegen, ihm geradezu zu ſchreiben, daß ich die Ehre zu haben wünſche, mich ihm vorzuſtellen. Wenn Sie ihn dann ſprechen, fuhr Mylord fort, können Sie ihm wie zur Einleitung ſagen, daß Sie mich kennen, und dann denke ich wird er mich wohl nach Ihnen

fragen, und verſichere Sie daß meine Antwort Ihnen nicht ſchaden ſoll. —

Ich, ein Unbekannter, dem Könige ſchreiben, mit dem ich nie in der geringſten Beziehung geſtanden habe? Ich habe keine Vorſtellung von einem ſolchen Schritt. —

Wünſchen Sie ihn denn nicht zu ſprechen? Nun, das iſt ja Ihre Beziehung zu ihm. Ihr Brief darf nichts enthalten, als die Eröffnung Ihres Wunſches.

Wird er mir denn antworten?

Zweifeln Sie nicht; er antwortet Jedermann. Er wird Ihnen ſchreiben, wo und zu welcher Stunde er Sie ſehen will. Thun Sie das. Se. Majeſtät iſt in dieſem Augenblick in Sansſouci. Ich bin fürwahr auf dieſe Unterhaltung neugierig, die Sie mit einem Könige haben werden, der wie Sie ſehen, beſtändig zeigt, daß er ſich nicht davor fürchtet, hintergangen zu werden. —

Ich verſchob es keinen Augenblick und ſchrieb ihm, zwar einfach, doch mit dem größten Reſpect. Ich fragte ihn, wann und wo ich mich ihm darſtellen könne und unterzeichnete mich in dem Brief, den ich aus meinem Gaſthof datirte,

als Venetianer. Den zweiten Tag darauf erhielt ich ein Schreiben von der Hand eines Secretairs, doch Fréderic unterzeichnet. Er ſchrieb mir, daß der König meinen Brief empfangen habe und ihm auftrage, mich wiſſen zu laſſen, daß Se. Majeſtät ſich um vier Uhr im Garten von Sansſouci befinden würden.

Ich begab mich alſo, ſchwarz angekleidet, um drei Uhr dahin; durch eine kleine Thür trete ich in den Hof des Schloſſes, ſehe Niemand, keine Schildwacht, keinen Thürſteher, keinen Lakaien. Ueberall herrſchte die größte Stille. Ich erſteige eine kleine Treppe, öffne eine Thür und befinde mich in einer Gemäldegalerie. Der Aufſeher tritt herein und will mich herumführen; ich danke ihm, indem ich ſage, daß ich den König erwarte, der mir geſchrieben habe, daß ich ihn im Garten finden würde. Er iſt, antwortete mir der Aufſeher, bei ſeinem kleinen Concert, wo er, wie alle Tage nach dem Eſſen, die Flöte bläſt. Hat er Ihnen die Stunde bezeichnet? —

Ja, um vier Uhr; doch er wird es vergeſſen haben. —

Der König vergißt nie etwas. Er kommt ge-

wiß um vier Uhr hinab, und Sie würden wohlthun, ihn im Garten zu erwarten.

Ich gehe, und gleich darauf ſehe ich ihn in Begleitung ſeines Vorleſers Cot und eines kleinen Windſpiels erſcheinen. Kaum hat er mich erblickt, ſo tritt er auf mich zu, nimmt mit mürriſcher Miene ſeinen Hut ab, indem er mich dabei bei meinem Namen nennt, und fragt mich mit zurückſchreckendem Ton, was ich von ihm wolle. Ueberraſcht von dieſem Empfang ſtutze ich, ſehe ihn an, und weiß nichts zu antworten.

Eh bien, beginnt er wieder, reden Sie. Sind Sie es nicht, der mir geſchrieben hat?

Ja, Sire! allein ich beſinne mich auf nichts mehr. Ich glaubte nicht, daß die Majeſtät des Königs mich ſo überraſchen könne. Das ſoll mir nicht wieder geſchehen; Mylord Marſhal hätte mich davon unterrichten ſollen. —

Er kennt Sie alſo? Allons, laſſen Sie uns ſpazieren gehen. Was haben Sie mir zu ſagen? Wie gefällt Ihnen dieſer Garten?

In demſelben Augenblick, wo er mich fragte, was ich ihm zu ſagen habe, befiehlt er mir von ſeinem Garten zu ſprechen. Jedem andern würde

ich geantwortet haben, daß ich mich darauf nicht verſtünde; doch einem König, der mich für einen Gartenkenner hält, kann ich dies Dementi nicht geben. Ich ſetze mich alſo lieber der Gefahr aus, ihm einen Beweis meines ſchlechten Geſchmacks zu geben, und antworte ihm, ich fände ihn prächtig.

Aber, antwortete er, die Gärten von Verſailles ſind doch wohl weit ſchöner?

Unleugbar, Sire! Wäre es auch nur um des Waſſers willen.

Das iſt wahr; allein wenn es hier an Waſſer fehlt, ſo iſt das nicht meine Schuld; ich habe dreimalhunderttauſend Thaler weggeworfen, um welches hierher zu bringen. —

Dreimalhunderttauſend Thaler? Hätten Ihre Majeſtät ſie auf einmal daran gewendet, ſo müßte hier Waſſer zu finden ſeyn.

Ha, ha! Ich ſehe Sie ſind ein Waſſerarchitekt?

Sollte ich ihm ſagen, daß er ſich irre? Ich fürchtete ihm zu mißfallen, und ließ alſo den Kopf ſinken; das hieß weder Ja noch Nein ſagen. Doch, gottlob! Der König ſetzte ſeinen Examen in einer Wiſſenſchaft nicht weiter fort, von

der mir die erſten Grundſätze unbekannt waren. Ohne einen Augenblick anzuhalten, fragte er mich, worin die Seemacht der Republik Venedig in Kriegszeiten beſtände. — In zwanzig Kriegsſchiffen, Sire, antwortete ich und einer großen Menge Galeeren.

Und die Landtruppen?

Siebzigtauſend Mann, Sire! Lauter eigene Unterthanen, wenn man nur einen Mann aus jedem Dorfe aushebt.

Das iſt nicht wahr. Sie wollen mich, wie es ſcheint, zum Lachen bringen mit dieſen Fabeln. Sind Sie Financier? Was halten Sie von den Abgaben?

Es war das erſte Geſpräch, das ich mit einem König führte. In Bezug auf ſeinen Styl, auf ſeine Abſprünge, und auf ſeine plötzlichen Einfälle kam ich mir vor, als wäre ich berufen eine Scene in einem italieniſchen Luſtſpiel zu improviſiren, wo das Parterre pfeift, ſo wie der Schauſpieler ſtecken bleibt. Ich antwortete dem ſtolzen König alſo, indem ich ganz die ernſthafte Miene eines Finanzkünſtlers annahm und die nöthige Grimaſſe dazu ſchnitt: ich könne ihn, wenn er be-

fehle, von der Theorie der Abgaben unterhalten. —

Das will ich eben, denn die Praxis geht Sie nichts an. —

Es gibt nämlich in Bezug auf ihre Wirkung drei Arten von Abgaben, deren erſte verderblich, die zweite leider nothwendig und die dritte trefflich iſt.

Das gefällt mir wohl! Nur weiter. —

Die verderbliche Auflage iſt die für den König, die nothwendige die für das Militair, die treffliche die für das Volk.

Was heißt das?

Ich mußte etwas weiter ausholen, denn ich fing an zu dichten. — Die Abgabe für den König, Sire, iſt die, welche der Monarch ſeinen Unterthanen auferlegt, um ſeine Koffer zu füllen. —

Und dieſe iſt immer verderblich, ſagen Sie?

Unleugbar, Sire, denn ſie ſtört die Circulation, die Seele des Handels und die Stütze des Staats.

Aber die Auflage für das Militair finden Sie alſo nöthig?

Leider ja, denn der Krieg iſt unſtreitig ein Unglück.

Das kann ſeyn. Und die Volksabgabe?

Iſt immer trefflich; denn der König empfängt mit der einen Hand von ſeinen Unterthanen, was er mit der andern in ihren Schooß zurückgibt, durch nützliche Einrichtungen und Anſtalten, die auf ihr Wohl abzwecken. —

Sie kennen ohne Zweifel Calſabigi?

Ich muß ihn allerdings kennen, Sire, da wir vor ſieben Jahren gemeinſchaftlich zu Paris die Genueſer Lotterie einführten. —

Und zu welcher Gattung rechnen Sie dieſe Abgabe? denn Sie werden mir zugeben, daß es eine Abgabe iſt. —

Allerdings, Sire. Es iſt eine Abgabe von der rühmlichen Art, wenn der König den Gewinn für die Aufrechthaltung irgend eines nützlichen Inſtituts beſtimmt. —

Aber der König kann ja dabei verlieren.

Einmal unter zehnen.

Iſt das das Reſultat einer zuverläſſigen Rechnung? —

Zuverläſſig, Sire, wie alle politiſche Rechnungen.

Sie ſind nur gar zu häufig irrig.

Ich bitte Eure Majeſtät um Verzeihung; ſie ſind es faſt nie, wenn die Vorſehung neutral iſt.

Kann ſeyn, daß ich darüber denke wie Sie, aber von Ihrer Genueſer Lotterie mag ich nichts wiſſen. Ich ſehe ſie an, wie eine feine Betrügerei, und ich möchte nichts davon hören, wenn ich auch die phyſiſche Gewißheit hätte, nie dabei verlieren zu können.

Eure Majeſtät denkt wie ein Weiſer; das unwiſſende Volk würde jedoch nicht ſpielen, wenn nicht ein täuſchendes Vertrauen es dazu verleitete.

Nach dieſem Geſpräche, das im Ganzen genommen dem Geiſte dieſes erlauchten Fürſten nur Ehre machte, ſtockte die Unterhaltung ein wenig; allein er fand mich nie um Antwort verlegen. Hierauf tritt er in ein doppeltes Periſtyl, ſteht vor mir ſtill und betrachtet mich genau von Kopf bis zu Fuß, dann denkt er einen Augenblick nach und ſpricht: Sie ſind ein ſchöner Mann.

Iſt es möglich, Sire, daß Ihre Majeſtät nach einer ſo langen und gelehrten Unterhaltung

eine Eigenſchaft an mir bemerken können, die jeder Ihrer Grenadiere mit mir theilt? —

Lächelnd antwortete er hierauf, daß, da Lord Marſhal-Keith mich kenne, er von mir mit ihm reden wolle; darauf grüßte er mich, indem er ſeinen Hut abnahm, den er niemals und gegen Niemand ſchonte.

Drei oder vier Tage nachher gab mir Mylord Marſhal die angenehme Nachricht, daß ich dem Könige gefallen und daß Se. Majeſtät ihm geſagt habe, er wolle darauf denken, mich irgendwo anzuſtellen.

Höchſt neugierig zu ſehen, worin dieſe Anſtellung beſtehen würde, und da nichts wo anders mich hintrieb, beſchloß ich zu warten. Wenn ich nicht bei Calſabigi aß, ſo erfreute mich die Geſellſchaft des Baron Treiden am Tiſche meiner Wirthin; die Jahreszeit war ſchön und die Promenade im Park nahm faſt meinen ganzen Tag auf angenehme Weiſe hin.

Calſabigi erhielt bald die Erlaubniß von Seiten des Königs, ſeine Lotterie auf Rechnung weſſen er wolle, gehen zu laſſen, wenn er ihm nur ſechstauſend Thaler vor jeder Ziehung abzahlte.

Er eröffnete ſeine Bureaus von neuem, und kündigte mit kecker Stirne dem Publicum an, daß die Lotterie auf ſeine Rechnung gehe. Er war glücklich. Sein Mißcredit hinderte das Publicum nicht, zu ſpielen, und zwar mit ſolchem Eifer, daß die Einnahme ihm einen Gewinn von faſt hunderttauſend Thalern abwarf, mit denen er ein gutes Theil ſeiner Schulden bezahlte, und die Verſchreibung ſeiner Geliebten über die verſprochenen zehntauſend Thaler einlöſte, indem er ſie ihr baar bezahlte. Der Jude Ephraim nahm ſie an ſich, verſicherte ihr das Capital und bezahlte ihr ſechs Procent Zinſen. —

Nach dieſer glücklichen Ziehung hatte Calſabigi keine Mühe, Sicherheit für eine Million, die er in Tauſend Actien vertheilte, zu finden, und die Lotterie ging zwei oder drei Jahre lang, ohne irgend ein Mißgeſchick zu erfahren, ihren Gang. Dennoch machte dieſer Mann bankerott und floh nach Italien, wo er ſtarb. Seine Geliebte verheirathete ſich und kehrte nach Paris zurück.

In dieſen Tagen traf auch die Herzogin von Braunſchweig, Schweſter des Königs, zu einem Beſuch mit ihrer Tochter ein, die ſich im folgen-

den Jahre mit dem Kronprinzen vermählte. Bei dieſer Gelegenheit kam der König nach Berlin, und ließ ihr zu Ehren auf dem kleinen Theater zu Charlottenburg eine italieniſche Oper aufführen. Ich ſah den König von Preußen an dieſem Tage als Hofmann gekleidet, in einem goldgeſtickten Rock von Lüſtrine, gallonirt auf allen Nähten, und in ſchwarzſeidenen Strümpfen. Seine Figur war höchſt auffallend; er trat in den Schauſpielſaal, den Hut unter dem Arm, indem er ſeine Schweſter bei der Hand führte und die Blicke aller Gegenwärtigen auf ſich zog; denn nur die älteſten Leute wußten ſich zu erinnern, ihn ohne Uniform und Stiefeln geſehen zu haben.

Doch was mich bei dieſem Schauſpiel am meiſten überraſchte, war, die berühmte Denis tanzen zu ſehen. Ich wußte nicht, daß ſie im Dienſt des Königs war, und beſchloß nun auf meine alte Bekanntſchaft mit ihr hin, ihr ſchon am andern Morgen in Berlin einen Beſuch zu machen.

In meinem zwölften Jahre ſchickte mich meine Mutter, als ſie nach Sachſen abreiſen mußte, mit meinem Erzieher Gozzi auf einige Tage nach Venedig. Im Theater überraſchte mich nichts ſo

ſehr, als ein kleines Mädchen von acht Jahren, die am Schluß des Stücks mit hinreißender Grazie ein Menuet tanzte. Dies Mädchen, die Tochter des Tänzers, der in dem Stück den Pantalon gemacht hatte, entzückte mich dergeſtalt, daß ich in die Loge drang, wo ſie ſich entkleidete, um ihr mein Compliment zu machen. Ich war als Abbee gekleidet und ſah ſie ſehr erſtaunt, als ihr Vater ihr befahl aufzuſtehen und mir einen Kuß zu geben. Sie that dies mit reizender Anmuth und ich benahm mich ſehr linkiſch. Allein ſo voll war ich meines Glücks, daß ich mich nicht enthalten konnte, aus den Händen einer Bijouteriehändlerin, welche gegenwärtig war, einen kleinen Ring zu nehmen, den das reizende Kind hübſch, aber zu theuer gefunden hatte, und ihn ihr zu überreichen. Sie umarmte mich hierauf von neuem mit einem von Erkenntlichkeit ſtrahlenden Antlitz. Ich bezahlte der Verkäuferin eine Zechine, die der Ring koſtete, und eilte zu meinem Doctor zurück, der mich in einer Loge erwartete. Mein Herz war in einer kläglichen Verfaſſung; die Zechine, welche ich für den Ring gegeben hatte, gehörte meinem Doctor, und trotz dem, daß ich mich bis

zum Sterben in die Tochter des Pantalon verliebt fühlte, erkannte ich doch auch die formelle Thorheit, die ich begangen hatte, ſowohl, weil ich über Geld verfügt hatte, das mir nicht gehörte, als auch weil ich es wie ein Narr für einen bloßen Kuß ausgegeben hatte. —

Des andern Tages ſollte ich meinem Doctor von ſeiner Zechine Rechenſchaft geben, und da ich nicht wußte, wo ich ſie hernehmen ſollte, brachte ich die Nacht ſehr unruhig zu; allein zu dieſer Friſt war ſchon alles entdeckt, und meine Mutter ſelbſt gab dem Hauslehrer die Zechine wieder. Doch ich muß noch heute darüber lachen, wenn ich an die Scham denke, die ich bei dieſer Gelegenheit empfand. Dieſelbe Frau, von der ich den Ring im Theater gekauft hatte, kam, als wir bei Tiſche ſaßen, in unſer Haus, ſie zeigte Bijouterien, die man ſehr theuer fand, und nun fiel es ihr ein, mein Lob zu ſingen, indem ſie ſagte, daß ich den Ring doch nicht zu theuer gefunden, den ich der Pantaloncina geſchenkt hatte. Mehr bedurfte es nicht, um mir den Proceß zu machen. Ich glaubte die Sache enden zu müſſen, und geſtand, es ſey die Liebe geweſen, welche mich zu

dieſem Fehltritt verleitet hätte; zugleich verſicherte ich der Mutter, es ſolle der erſte und der letzte ſeyn, den ſie mich begehen ließe. Bei dem Wort Liebe fängt man an zu lachen und verſpottet mich ſo grauſam, daß ich feſt entſchloſſen war, es müſſe der letzte Fehltritt ſeyn.

Nachdem mir die Mutter die Zechine gegeben hat, fragt ſie mich, ob ſie ſie zum Abend einladen ſolle; allein meine Großmutter widerſetzte ſich dem und ich dankte es ihr im Stillen. Andern Tages kehrte ich mit meinem Lehrer nach Padua zurück, wo Bettina mich die Pantaloncina bald vergeſſen ließ.

Seit dieſem Vorfalle hatte ich ſie bis zu dieſem Augenblick in Charlottenburg nicht wieder geſehen. Es war ſiebenundzwanzig Jahr her; ſie mußte ſiebenunddreißig Jahr alt ſeyn. Ohne ihren Namen zu wiſſen, hätte ich ſie natürlich nicht wieder erkannt; denn im achten Jahre ſind die Züge noch nicht ausgebildet. Mich verlangte nach einer Unterredung mit ihr in ihrem Zimmer, um zu erfahren, ob ſie ſich dieſer Geſchichte noch erinnere, denn ich hielt es nicht für wahrſcheinlich,

daß ſie mich wiedererkennen ſollte. Ich fragte, ob ihr Gatte Denis bei ihr wäre, und man ſagte mir, daß der König ihn fortgeſchickt habe, weil er ſie mishandle.

Den andern Morgen laſſe ich mich alſo bei ihr melden. Sie empfängt mich artig, ſagt mir jedoch, daß ſie nicht glaube ſchon das Vergnügen gehabt zu haben, mich irgendwo zu ſehen.

Nun erregte ich nach und nach das größte Intereſſe bei ihr, indem ich ihr von ihrer Familie, ihren Kinderjahren und der Anmuth erzählte, durch die ſie einſt ganz Venedig in der Menuet entzückt habe. Sie unterbricht mich, um mir zu verſichern, daß ſie damals nur ſechs Jahr alt geweſen ſey, und ich antworte ihr, daß ſie allerdings nicht älter ſeyn konnte, da ich ſelbſt nur zehn Jahr alt geweſen ſey, als ich mich in ſie verliebt habe. Ich kann es Ihnen nicht ſagen, fuhr ich fort, aber ich habe nie einen Kuß vergeſſen können, den Sie mir auf Geheiß Ihres Vaters und als Belohnung für ein kleines Geſchenk gaben, das ich Ihnen machte.

O ſchweigen Sie, — Sie ſchenkten mir einen Ring — Sie waren als Abbee gekleidet —

auch ich habe Sie nie vergeſſen können. Iſt es nur möglich, daß Sie es ſind?

Ich bin es.

Ich freue mich unausſprechlich darüber. Doch da ich Sie nicht wieder erkannte, ſo ſcheint es auch unmöglich, daß Sie mich erkannt haben ſollten.

Gewiß, denn wenn man mir Ihren Namen nicht genannt hätte, würde ich nicht auf Sie verfallen ſeyn.

In zwanzig Jahren, beſter Freund, verändert ſich die Geſtalt.

Nehmen Sie hinzu, daß im ſechsten Jahre die Geſichtszüge noch keinesweges feſt ſind.

Ja wohl, und Sie können mir bezeugen, daß ich trotz allen Verläumdern, die mir zehn Jahre mehr andichten, nicht älter als ſechsundzwanzig bin.

Laſſen Sie ſie doch reden. Sie ſind in der Blüthe Ihrer Jahre, geſchaffen für die Liebe, und ich halte mich für einen glücklichen Menſchen, da ich Ihnen ſagen kann, daß Sie die Erſte ſind, die meiner Seele den Gedanken der Liebe eingehaucht hat.

Mit ſolchen Worten hatten wir uns gar bald gegenſeitig gerührt; allein die Erfahrung lehrte uns, daß man dabei ſtehen bleiben und aufſchieben müſſe.

Die Denis, noch jung, ſchön und blühend, verminderte ihr Alter um zehn Jahr; ſie war überzeugt, daß ich darum wußte, und deſſen ungeachtet wollte ſie, daß ich ihr Recht gab. Sie würde mich gehaßt haben, wenn ich als ein ausgemachter Narr mir hätte einfallen laſſen ihr eine Wahrheit zu beweiſen, die ihr übrigens eben ſo bekannt war als mir.

Was ich bei mir denken mochte, darum bekümmerte ſie ſich wenig: ſie überließ es mir. Es iſt ſogar möglich, daß ſie mir einen Gefallen zu thun meinte, indem ſie mich durch dieſe ſehr verzeihliche Lüge berechtigte, auch meiner Seits zehn Jahre abzuſchütteln, und ſich bereit erklärte, mir nöthigen Falls als Zeuge zu dienen. Doch mir lag nichts daran. Die Verminderung der Jahre iſt eine Art von Pflicht für eine Theaterheldin, beſonders weil ſie weiß, daß das Publikum ſie ungeachtet ihres Talents geringſchätzt, wenn ſie alt iſt. — Ich hielt die Offenheit, mit der ſie mich in

ihre Schwäche eingeweiht hatte, für ein treffliches Omen und zweifelte nicht, daß ſie ſo gütig ſeyn würde, mich als Liebhaber anzunehmen und mich nicht lange ſeufzen zu laſſen. Sie ließ mich ihr ganzes Hausweſen ſehn, ich fand ſie in aller Art vortrefflich eingerichtet und fragte ſie, ob ſie einen Freund habe. Sie antwortete mir lächelnd, ganz Berlin glaube es; allein man irre ſich in der Haupteigenſchaft ihres Verehrers, der ihr mehr Vater als Geliebter ſey. —

Jeden Falls verdienen Sie einen wahren Freund, und es ſcheint mir unmöglich, daß Sie deſſelben entbehren können.

Ich verſichre Sie aber, daß es mir nicht einfällt. Leider bin ich gewiſſen Krampfanfällen unterworfen, die das Unglück meines Lebens ausmachen. Ich wollte nach Teplitz ins Bad, wo, wie man mich verſichert, ich geſund werden würde, allein der König hat mir die Erlaubniß dazu verſagt; erſt im nächſten Jahre werde ich ſie erhalten.

Sie ſah mich von Liebe entflammt, und mir ſchien es, als ſey ſie mit meiner Zurückhaltung zufrieden. Ich fragte ſie, ob die Wiederholung meines Beſuches ihr unangenehm ſeyn würde, und

ſie antwortete lächelnd, daß, wenn ich nichts dagegen hätte, ſie ſich meine Nichte oder Couſine nennen wolle. Ich antwortete ihr hierauf ohne zu lachen, daß dies wohl wahr ſeyn könne und daß ſie vielleicht wohl gar meine Schweſter wäre. Dieſe Vermuthung ließ uns von der engen Freundſchaft ſprechen, welche ihr Vater immer für meine Mutter gehegt hatte, und gab zu gewiſſen Liebkoſungen Anlaß, die unter nahen Verwandten ſtets erlaubt ſind. Ich nahm Abſchied, als ich merkte, daß ich auf dem Wege war, zu weit zu gehen. Sie führte mich bis an die Treppe und fragte mich, ob ich morgen bei ihr zu Mittag eſſen wollte. Ich nahm es an. Ganz entflammt kehrte ich in meinen Gaſthof zurück, dachte unterweges über meine Schickſale nach, und glaubte der ewigen Vorſicht eine Schuld zu bezahlen, wenn ich einräumte, daß ich unter einem glücklichen Stern geboren ſey.

Den folgenden Tag, als ich bei der Denis erſchien, war die ganze eingeladene Geſellſchaft ſchon gegenwärtig. Der erſte der mir um den Hals fiel, war ein junger Tänzer, Namens Aubri, den ich zu Paris als Figurant bei der Oper und

ſpäter in Venedig als erſten Solotänzer gekannt hatte, wo er als der Geliebte einer der erſten Damen der Stadt berühmt war. Zur gleichen Zeit war er jedoch auch der Liebling ihres Mannes, der es ohnedies ſeiner Frau nicht verziehen haben würde, ſich zu ſeiner Nebenbuhlerin erklärt zu haben. Aubri ſpielte ein feines Spiel, und trieb es ſo weit, daß er zwiſchen beiden ſchlief. Die Staatsinquiſitoren ſchickten ihn zu Anfang der Faſten nach Trieſt. Zehn Jahre nachher treffe ich ihn bei der Denis, wo er mir nun ſeine Frau, eine Tänzerin, die man die Santina nannte, vorſtellte. Er hatte ſie in Petersburg geheirathet, von wo ſie jetzt kamen, um den Winter in Paris zuzubringen. Nach beendigten Begrüßungen mit Aubri ſehe ich einen dicken Herren auf mich zukommen, der mich verſichert, daß wir ſeit fünfundzwanzig Jahren Freunde ſeyen, doch daß wir damals noch zu jung waren, um uns wiedererkennen zu können. Wir haben uns in Padua bei dem Doctor Gozzi gekannt, ſagte er, und ich bin Joſeph da Loglio. — Ich erinnere mich. Sie wurden zur Kaiſerin von Rußland als ein geſchickter Violoncelliſt geſendet.

Allerdings, und ich kehre jetzt in mein Vaterland zurück, um es nicht mehr zu verlaſſen. Hier ſtelle ich Ihnen meine Frau vor. Sie iſt in Petersburg geboren und die einzige Tochter des berühmten Violiniſten Madonis. In acht Tagen bin ich in Dresden, und werde mir eine Freude daraus machen Madame Caſanova, Ihre Mutter, zu begrüßen. Ich war höchlich erfreut, mich in ſo guter Geſellſchaft zu ſehen; allein ich bemerkte, daß meine fünfundzwanzigjährigen Erinnerungen der reizenden Madame Denis nicht gefielen. Man ſprach von den Ereigniſſen in Petersburg, welche die große Kaiſerin Katharine auf den Thron erhoben hatten, und da Loglio erzählte uns, daß er in der Verſchwörung ein wenig mit verwickelt geweſen ſey. Seitdem hatte er das kluge Theil erwählt, ſeinen Abſchied zu begehren; er war reich genug geworden, um den ganzen übrigen Theil ſeines Lebens in ſeinem Vaterlande zubringen zu können und keines Menſchen zu bedürfen.

Die Denis ſagte uns hierauf, daß es kaum zehn oder zwölf Tage ſeyen, ſeitdem man ihr einen Piemonteſer, Namens Audar, vorgeſtellt habe,

der gleichfalls Petersburg verlaſſen, nachdem er bei der ganzen Verſchwörung thätig geweſen. Die Kaiſerin hatte ihm zu reiſen befohlen, ihm aber ein Geſchenk von hunderttauſend Rubeln gemacht. — Dieſer Mann eilte nach Piemont, um ſich ein Landgut zu kaufen, und glaubte hier lange und glücklich zu leben, da er noch nicht fünfundvierzig Jahr alt war; allein er hatte ſeinen Ort ſchlecht gewählt. Zwei oder drei Jahre nachher ſchlug der Blitz in ſein Zimmer ein und tödtete ihn. Kam dieſer Schlag von einer allmächtigen und unſichtbaren Hand, ſo war es wenigſtens nicht die von Rußlands Schutzgeiſt; denn dieſer würde den Tod Kaiſer Peter's III. wohl nicht haben rächen wollen, der, wenn er am Leben geblieben wäre, tauſendfaches Unglück über das Reich gebracht haben würde.

Seine Gemahlin Katharine ſchickte alle Fremde, welche ihr beigeſtanden hatten, ſich von einem Manne zu befreien, der ihr, ihres Sohnes und der ganzen ruſſiſchen Nation Feind war, wohl belohnt aus dem Lande, und war erkenntlich gegen die Ruſſen, welche ihr zum Throne verholfen hatten. Die Großen, welche mit der Revolution nicht

zufrieden zu ſeyn Urſache hatten, ſchickte ſie auf Reiſen.

Da Loglio und ſeine hübſche Frau waren es, die mich zuerſt auf den Gedanken brachten, nach Rußland zu gehen, wenn der König von Preußen mich nicht, wie ich es wünſchte, anſtellte. Sie verſicherten mich, daß ich gewiß mein Glück machen würde, und gaben mir gute Empfehlungen.

Nach ihrer Abreiſe von Berlin ward ich der zärtliche Freund der Denis. Unſer vertrautes Verhältniß begann eines Nachmittags bei Gelegenheit der Krämpfe, die ſie ergriffen und die ganze Nacht hindurch währten. Ich brachte dieſe ganze Zeit an ihrem Bette zu, und empfing am andern Morgen den wohlverdienten Lohn für eine ſechsundzwanzigjährige Beſtändigkeit. Unſer zärtlicher Umgang dauerte bis zu meiner Abreiſe von Berlin; ſechs Jahr nachher erneuerte ich ihn zu Florenz, wovon ich zu ſeiner Zeit reden werde.

Einige Tage nach da Loglio's Abreiſe hatte ſie die Güte, mich nach Potsdam zu führen, um mir dort alles Sehenswerthe zu zeigen. Niemand hatte etwas gegen unſern vertrauten Umgang;

denn ſie hatte Jedermann weiß gemacht, ich ſey ihr Onkel und ich nannte ſie ſtets meine liebe Nichte. Der General, ihr Freund, zweifelte keinen Augenblick an dieſer Verwandtſchaft oder ſtellte ſich wenigſtens ſo.

In Potsdam ſahen wir den König bei der Parade ſein erſtes Bataillon kommandiren, von dem jeder Soldat eine goldene Uhr, als ein Geſchenk des Königs trug.

Das Zimmer, welches wir in unſerm Gaſthofe bewohnten, war einem Corridor gegenüber, durch welchen der König zu gehen pflegte, wenn er ausging. Die Fenſterläden waren feſt verſchloſſen und unſre Wirthin gab uns den Grund davon an. Sie erzählte uns, daß die Reggiana, eine allerliebſte Tänzerin, vor vier Jahren daſſelbe Zimmer, wo wir uns befanden, bewohnt habe und daß der König, als er ſie eines Morgens beim Vorübergehen ſehr im Negligee erblickte, ſogleich Befehl gegeben hatte die Fenſter zu verſchließen, die ſeitdem auch nicht wieder geöffnet worden waren.

Nachdem wir die Schönheit und die Pracht der Zimmer des Schloſſes bewundert hatten, war

es nicht wenig überraſchend zu ſehen, wie der König ſelbſt wohnte. Man zeigte uns ein kleines Bett hinter einem Wandſchirme in einer Ecke des Zimmers. Kein Schlafrock, keine Pantoffeln — der gegenwärtige Kammerdiener zeigte uns eine Nachtmütze, die der König aufſetzte wenn er den Schnupfen hatte; in der Regel trug er ſeinen Hut, was freilich wenig bequem ſeyn mußte. In demſelben Zimmer bemerkte ich einen Tiſch vor einem Sopha, auf dem ſich alles Nöthige zum Schreiben befand. Ich ſah einige halb verbrannte Hefte; man ſagte uns, es ſey die Geſchichte des letzten Krieges, und der Zufall, der dieſe Papiere mit dem Feuer in Berührung gebracht, habe Sr. Majeſtät ſo mißfallen, daß er das ganze Werk aufgegeben habe. Er muß es jedoch ſpäter wieder aufgenommen haben, denn nach ſeinem Tode wurde es gedruckt.

Fünf oder ſechs Wochen nach der kurzen Unterredung, die ich mit dieſem berühmten Monarchen hatte, ſagte Mylord Marſhal mir, daß der König mir eine Stelle als Erzieher in dem neuen pommerſchen Cadettenkorps, das er ſo eben eingerichtet hätte, anböte. Die beſtimmte Zahl betrug

funfzehn; er wollte ihnen fünf Lehrer geben; jeder Erzieher hatte demnach drei Zöglinge und bekam ſechshundert Thaler Gehalt, nebſt dem Tiſch mit ſeinen Eleven. Die ſechshundert Thaler waren für den glücklichen Mann alſo nur zur Kleidung beſtimmt. Er hatte nichts weiter zu thun, als ſie überall umherzuführen, und an den Gallatagen bei Hofe in einem gallonirten Kleide zu erſcheinen. Ich ſolle mich ſo bald als möglich erklären; denn vier Stellen wären ſchon beſetzt, und der König liebe das Warten nicht. Ich fragte Mylord, wo die Anſtalt ſey, um mir das Lokal anzuſehen, und verſprach ihm, mich ſchon übermorgen zu entſcheiden.

Ich bedurfte eines kalten Bluts, das eigentlich nicht in meinem Charakter lag, um mich bei dieſem Antrag des Lachens zu enthalten. Aber mein Erſtaunen wuchs noch, als ich die Wohnung dieſer funfzehn jungen Edelleute aus dem reichen Pommerlande vor mir ſah. Ich erblickte drei oder vier große Zimmer, faſt ohne alle Meubles, mehrere Kammern, worin nichts vorhanden war als ein klägliches Bett, ein Tiſch und zwei Schemmel, und ſah wie dieſe jungen Leute alle zwiſchen zwölf

und dreizehn Jahren, ſchlecht friſirt und in ſchlechte Uniformen gekleidet, pêle-mêle durch einander mit ihren Lehrern, die mir wie ihre Bediente vorkamen, mich mit großer Spannung betrachteten, und es nicht wagten in mir den Cameraden zu vermuthen, den ſie erwarteten.

In dem Augenblick, als ich weggehen wollte, ſteckte einer der Lehrer den Kopf zum Fenſter hinaus und rief: Da kommt der König geritten! — Se. Majeſtät erſcheint mit ſeinem Freunde Q. Icilius, und macht ſich daran, alles zu unterſuchen. Er ſieht mich und ſagt mir kein Wort. Ich hatte das glänzende Kreuz meines Ordens im Knopfloch und ein ſchönes Kleid von Taffet an. Aber ich ſtand wie erſtarrt, mit niedergeſunkenen Armen, als ich den großen Friedrich in einer Art von Zorn über ein Nachtgeſchirr erblickte, das neben dem Bett eines Cadetten ſtand und dem Auge des Neugierigen den Stoff zeigte, von dem es ſo übel roch. Wem gehört dies Bett? fragte der König. — Mir, Sire, antwortete ein Cadet. — Schon gut, aber ich habe es nicht mit Dir zu thun. Wo iſt Dein Lehrer?

Dieſer glückliche Lehrer erſchien; der Monarch

nannte ihn einen Dummkopf und wuſch ihm tüchtig den Kopf. Die einzige Gnade, die er ihm noch erwies, war daß er ihm ſagte, er hätte ja einen Bedienten zu ſeinem Befehl, und ſeine Pflicht ſey es, für die Reinlichkeit des Ortes zu ſorgen.

Zufrieden mit dieſer grauſamen Scene, machte ich mich heimlich davon und eilte zu Mylord Marſhal, um ihm herzlich für das Glück zu danken, das der Himmel mir durch ſeine Vermittelung habe verleihen wollen. Er mußte lachen, als ich ihm die Geſchichte im Detail erzählte, und geſtehen, daß ich recht hatte, eine ſolche Anſtellung abzulehnen; allein er ſagte mir zu gleicher Zeit, daß ich dennoch, bevor ich Berlin verließe, mich bei dem König ſelbſt bedanken müſſe; doch nahm er es über ſich Sr. Majeſtät vorher mitzutheilen, daß ich die Stelle mir nicht entſprechend gefunden habe. Ich zeigte Mylord zugleich an, daß ich nach Rußland zu gehen dächte, und begann mit meinen Vorbereitungen zu dieſer Reiſe. Der Baron Treiden ermunterte mich dazu und verſprach, mich der Herzogin von Kurland zu empfehlen. Ich ſchrieb an Herrn von Bragadin mir Empfehlungen an einen Banquier in Petersburg zu ver-

ſchaffen, der mir monatlich das Nöthige zu meinem anſtändigen Unterhalt auszahlte.

Der Anſtand erheiſchte, daß ich die Reiſe mit einem Bedienten zurücklegte, und das gute Glück führte mir einen zu, eben als ich nach einem ſolchen ſuchte.

Ein junger Lothringer erſchien bei Madame Rufin, ſeine ganze Equipage unterm Arm. Er erzählte ihr, er heiße Lambert, käme ſo eben in Berlin an und wünſche bei ihr zu wohnen.

Sehr gern, mein Herr, aber Sie bezahlen mich Tag für Tag.

Ich beſitze keinen Sol, Madame; allein man wird mir von Hauſe ſchicken, wenn ich ſchreibe, wo ich bin.

So kann ich Sie nicht aufnehmen, mein Herr.

Ich ſah ihn gebeugt fortgehen, rief ihm zu, ich wollte heute für ihn bezahlen, und fragte ihn, was er in ſeinem Bündel habe. Zwei Hemden, antwortete er mir, und gegen zwanzig mathematiſche Bücher. — Ich nahm ihn mit auf mein Zimmer, und da ich ihn wohlunterrichtet fand, fragte

ich ihn, durch welchen Zufall er ſich in dieſer Lage befände.

In Straßburg, antwortete er mir, gab mir ein Cadet von dem und dem Regiment im Kaffeehauſe eine Ohrfeige. Den folgenden Morgen ging ich zu ihm auf ſein Zimmer und ſtreckte ihn zu Boden. Hierauf kehrte ich nach meiner Wohnung zurück, ſteckte meine Bücher und Hemden in dieſen Sack und verließ die Stadt mit zwei Louisd'or und einem Paß in der Taſche. Da ich ſtets zu Fuße reiſte, hat mein Geld bis dieſen Morgen ausgereicht. Morgen ſchreibe ich nach Luneville, wo meine Mutter iſt, und ich bin gewiß, daß ſie mir Geld ſchicken wird. Ich denke hier Dienſte im Geniecorps zu ſuchen, denn ich glaube mich dazu fähig, und im ſchlimmſten Fall werde ich Soldat.

Ich ſagte ihm, ich wolle ihm ein kleines Domeſtikenzimmer geben laſſen, und Geld bis die Hülfe von ſeiner Mutter ankäme. Er küßte mir die Hand.

Ich hielt ihn für keinen Betrüger, weil er ſtammelte; allein ich ſchrieb doch ſogleich nach Straßburg an den Grafen Schauenburg um zu er=

fahren, ob die Geſchichte, die er mir erzählt hatte, wahr ſey. Den andern Tag ſprach ich mit einem Offizier vom Geniecorps, der mir ſagte, daß die jungen, wohlunterrichteten Leute in ſeinem Regimente ſo zahlreich wären, daß man keine mehr annähme, wenn ſie nicht zugleich Soldatendienſte thun wollten. Mir ſchien es Schade, wenn der junge Menſch ſich zu dieſer Wahl genöthigt ſähe. Ich hatte angefangen ganze Stunden den Cirkel und das Lineal in der Hand mit ihm zuzubringen, fand ihn gelehrt, und dachte darauf, ihn mit mir nach Petersburg zu nehmen. Ich ſagte es ihm; er antwortete, ich würde ſein Glück machen, und er wolle mir unterweges als was ich wolle dienen. Er ſprach ſchlecht franzöſiſch; allein da er Lothringer war, wunderte mich das nicht. Was mich an ihm überraſchte, war nur, daß er kein Wort Latein verſtand, und daß er als ich ihm ſelbſt einen Brief dictirte, in jedem Worte einen orthographiſchen Fehler beging. Da er mich lachen ſah, antwortete er mir ohne Scheu: er ſey nur in der Schule geweſen, um Geometrie und Mathematik zu lernen, und habe ſich gefreut, daß die langweilige Grammatik mit

dieſen Wiſſenſchaften nichts zu thun habe. So war dieſer in der Analyſe bewanderte und geſcheute Menſch in jeder andern Wiſſenſchaft ein entſchiedener Ignorant. Er hatte überdies gar keine Welt, und in allen ſeinen Manieren und Bewegungen unterſchied er ſich in nichts von einem wahren Bauer. Zehn oder zwölf Tage nachher ſchrieb mir Herr von Schauenburg aus Straßburg, daß Lambert Niemandem bekannt und daß von dem bezeichneten Regimente kein Cadet getödtet oder verwundet worden ſey. Als ich ihm dieſen Brief zeigte, um ihm ſeine Lüge vorzuhalten, entſchuldigte er ſich damit, daß er gewünſcht Militair zu werden, und daher geglaubt habe, für brav gelten zu müſſen. Ich möchte ihn entſchuldigen, ſo wie auch dafür, daß er mir weis gemacht habe, ſeine Mutter würde ihm Geld ſchicken. Er erwarte von Niemand dergleichen; allein er wolle mir treu ſeyn und niemals mehr lügen. Ich mußte lachen und ſagte ihm, daß wir in fünf oder ſechs Tagen reiſen würden.

Hierauf ging ich mit dem Baron Bodiſſon aus Venedig nach Potsdam. Er wollte dem König ein Gemälde von Andrea del Sarto verkau=

ſen, und ich, wie Mylord Marechal mir gerathen hatte, mich von Sr. Majeſtät ſehen laſſen.

Ich ſah ihn bei der Parade auf und ab ſpazieren. Kaum hat er mich erblickt, als er auf mich zukommt und mich fragt, wann ich nach Petersburg abzureiſen gedächte.

In fünf bis ſechs Tagen, Sire, wenn Eure Majeſtät es mir erlauben.

Glückliche Reiſe! Aber was erwarten Sie in dem Lande dort?

Was ich hier erwartete, Sire, dem Herrſcher zu gefallen.

Sind Sie der Kaiſerin empfohlen?

Nein, Sire, ich habe nur Empfehlungen für einen Banquier mit.

Fürwahr das iſt noch mehr werth. Wenn Sie auf Ihrer Rückreiſe hier wieder durchkommen, ſo machen Sie mir das Vergnügen, mir etwas Neues von dort zu erzählen. Adieu! —

Dies ſind die beiden Unterhaltungen, welche ich mit dieſem großen König gehabt habe, den ich nie wiederſah. Nachdem ich von allen meinen Bekannten Abſchied genommen, und vom Baron

Treiden einen Brief an Herrn von Kaiſerling Großkanzler zu Mietau, worin ein anderer an die Herzogin eingeſchloſſen war, erhalten hatte, brachte ich den letzten Abend bei der zärtlichen Denis zu, welche mir meine Poſtchaiſe abkaufte. Ich verließ Berlin mit zweihundert Ducaten in der Taſche, die bis ans Ende meiner Reiſe ausgereicht haben würden, wenn ich nicht die Hälfte in Danzig bei einer kleinen Spielpartie mit jungen Kaufleuten verloren hätte. Dies kleine Unglück hielt mich ab einige Tage in Königsberg zu verweilen, wo ich dem Gouverneur, Feldmarſchall von Lehwaldt empfohlen war. Ich blieb nur einen Tag, um die Ehre zu haben, mit dem liebenswürdigen Greis zu ſpeiſen, der mir einen Brief nach Riga an den General Woyakoff mitgab. Da ich noch Geld genug beſaß, um als großer Herr bis Mietau gelangen zu können, nahm ich einen vierſitzigen Wagen mit ſechs Pferden, und erreichte in drei Tagen Memel, mit Lambert, der die ganze Reiſe über nichts that als ſchlafen. Im Gaſthofe traf ich eine Sängerin aus Florenz, Namens Bregonci, die mir hundert Liebkoſungen erwies und mich verſicherte, ich hätte ſie geliebt, als ich

noch klein und Abbee geweſen ſey. Sie bezeichnete mir dabei mehrere Umſtände, die die Sache wohl als möglich erwieſen; doch konnte ich mich durchaus nicht auf ihr Geſicht beſinnen. Sechs Jahr nachher traf ich ſie in Florenz wieder, zu derſelben Zeit, als ich die Denis wiederſah, bei der ſie wohnte.

Bald nachdem ich die preußiſche Gränze überſchritten hatte, kam gegen Mittag ein Menſch, den ich ſogleich für einen Juden erkannte, allein und im freien Felde auf mich zu, ſagte mir, ich befände mich auf einen Landſtriche, der zu Polen gehörte, und müſſe eine gewiſſe Abgabe für die Waaren bezahlen, die ich wahrſcheinlich bei mir hätte. Ich ſage ihm, ich führte keine Waaren, und er antwortet mir, daß er mich viſitiren müſſe. Ich erwidere ihm, er ſey nicht klug, und befehle meinem Kutſcher fortzufahren. Der Jude ſtürzt ſich in die Zügel meiner Pferde, und der Kutſcher wagt nicht ſich mit der Peitſche des Schurken zu entledigen. Ich ſteige mit meinem Rohrſtock und einem Piſtol in der Hand aus, und der Jude ergreift nach einigen Hieben die Flucht. Während dieſes Vorganges nahm jedoch mein Reiſegefährte ſich nicht einmal die Mü-

he, vom Wagen zu ſteigen, und entſchuldigte ſich nachher damit, er habe es nicht gethan, damit der Jude ſich nicht rühmen könne, einen Kampf gegen Zwei beſtanden zu haben.

Zwei Tage nach dieſem Vorfall traf ich in Mietau ein und nahm meine Wohnung dem Schloß gegenüber. In meiner Börſe befanden ſich nicht mehr als drei Ducaten.

Um neun Uhr des andern Tages ging ich zu Herrn von Kaiſerling, der kaum den Brief des Baron Treiden geleſen hat, als er mich ſeiner Gattin vorſtellt und mich mit ihr allein läßt, um nach Hofe zu eilen und der Herzogin den Brief von ihrem Bruder zu bringen.

Frau von Kaiſerling ließ mir durch eine polniſche Kammerjungfer von blendender Schönheit eine Taſſe Chocolade reichen. Sie ſtand vor mir, die Untertaſſe in der Hand, die Augen niedergeſchlagen, als wenn ſie mir Zeit gewähren wollte, ihre ſeltene Schönheit gemächlich zu betrachten. Auf einmal kommt mir ein wunderlicher Gedanke in den Kopf, dem ich nicht widerſtehen kann. Ich ziehe meine drei einzigen Ducaten aus der Taſche

und laſſe ſie, indem ich die Taſſe wieder auf ihre Unterlage ſetze, geſchickt mit darauf fallen. Hierauf antworte ich Frau von Kaiſerling ruhig auf die Fragen, die ſie mir über Berlin vorlegt. Eine halbe Stunde nachher kehrt der Kanzler zurück, um mir zu ſagen, daß mich die Herzogin zwar nicht ſogleich empfangen könne, aber daß ſie mich zum Souper und Ball einlade. Ich lehne zuerſt den Ball ab, indem ich ſage, was wahr war, daß ich nichts weiter als Sommerkleider und einen ſchwarzen Rock bei mir hätte. Es war im Anfang Octobers und ziemlich kalt. Der Kanzler geht hierauf nach Hofe zurück, und ich in meinen Gaſthof. — Eine halbe Stunde nachher erſchien ein Kammerherr, mich von Seiten Sr. Durchlaucht zu bewillkommnen und mir zu ſagen, der Ball würde maskirt ſeyn, und ſo könne ich ja im Domino erſcheinen; man fände dergleichen bei den Juden vorräthig. Der Ball, ſagte er mir, war zwar urſprünglich als paré beſtimmt, allein der Hoffourier hat dem ganzen Adel ſchon angezeigt, daß er maskirt ſtatt finden würde, weil ein auf der Reiſe begriffener Fremder, der ſeine Koffer nicht bei ſich habe, dazu geladen ſey. Ich be=

zeigte ihm mein Bedauern darüber, die Urſache dieſer Veränderung zu ſeyn; allein er verſicherte mich, daß der Bal masqué viel freier ſey und dem Geſchmack des Landes mehr zuſage. Hierauf entfernte er ſich, nachdem er mir die Stunde der Eröffnung des Balls bezeichnet hatte.

Da die preußiſche Münze in Rußland keinen Kurs hat, ſo meldete ſich ein Jude bei mir, um mich zu fragen, ob ich etwa Friedrichsd'or zu verwechſeln hätte, indem er ſich erbot, mir ohne allen Verluſt Ducaten dafür zu geben. Ich antwortete ihm, ich habe nichts als Ducaten, und er erwiderte, daß er es wiſſe, und daß ich ſie ſelbſt ſehr wohlfeil weggäbe. Ich begriff nicht, was er damit ſagen wollte, und er erwiderte, er wolle mir zweihundert Ducaten geben, wenn ich ſie ihm zu Petersburg in Rubeln zurückzahlte. Etwas erſtaunt über das ſchnell gewonnene Vertrauen dieſes Menſchen, antwortete ich ihm, daß ich nur hundert brauchen würde, und er zählte ſie mir im Augenblick auf. Ich gebe ihm eine Anweiſung auf den Banquier Demetrio Papanelopolo, für den mir da Loglio einen Brief mitgegeben hatte. Er dankt mir und geht, indem er ſagt, daß er mir Domi-

nos ſchicken wolle. Lambert folgte ihm, um auch noch Strümpfe bei ihm zu beſtellen, und hörte ihn noch dem Wirth erzählen, ich würfe die Ducaten zum Fenſter hinaus und hätte dem Kammermädchen der Frau von Kaiſerling für eine Taſſe Chocolade deren drei gegeben.

So iſt denn nichts in der Welt ſo leicht und ſo ſchwer, als Geld zu erlangen, je nach der Art, wie man ſich dabei benimmt, und je nach den Launen des Glücks. Ohne die Gasconade mit den drei Ducaten, hätte ich keinen Sol in Mietau gefunden, allein dieſe That war ein Wunder, das das Mädchen ſogleich ausbreitete, und der Jude eilte, ſeine Ducaten dem großen und freigebigen Herrn, der ſich ſo wenig daraus machte, anzubieten, um auch ſeinen Nutzen zu haben.

Zur beſtimmten Stunde ließ ich mich an den Hof tragen, wo Herr von Kaiſerling mich ſofort der Herzogin vorſtellte, ſo wie dieſe ihrem Gemal, den berühmten Biron, welcher der Liebling der Kaiſerin Anna Iwanowna, nach ihrem Tode Regent Rußlands, und dann zwanzig Jahre lang nach Sibirien verwieſen geweſen war. Er war eine ſechs Fuß hohe Geſtalt, und man erkannte

noch, daß er einſt ſchön geweſen war; aber das Alter hatte die Schönheit verwiſcht. Den zweiten Tag darauf hatte ich eine lange Conferenz mit ihm.

Eine Viertelſtunde nach meiner Ankunft begann der Ball mit einer Polonaiſe. Als Fremden glaubte mir die Herzogin die Ehre bewilligen zu müſſen, ſie mit mir zu tanzen. Ich kannte den Tanz nicht; doch er iſt ſo leicht, daß Jedermann ihn tanzt, ohne ihn gelernt zu haben: es iſt eine wahre Proceſſion von mehrern Paaren, unter denen das erſte die Touren rechts oder links beſtimmt. Trotz der Gleichförmigkeit des Pas und der Bewegungen gewährt dieſer Tanz doch Gelegenheit, alle Anmuth zu entfalten. Es iſt der impoſanteſte und zugleich der einfachſte aller Tänze, an dem alle Perſonen des Balls Theil nehmen können.

Nach der Polonaiſe tanzte man Menuet, und eine Dame, mehr alt als jung, fragte mich, ob ich wohl den aimable Vainqueur zu tanzen verſtünde. Ich antwortete ihr Ja, ohne mich über dieſe Frage zu wundern; denn ſie mochte in ihrer Jugend in dieſem Tanze geglänzt haben —

ſeit den Tagen des Regenten tanzt man ihn nicht mehr, er war eine Art von Wunder für die jüngern Damen.

Nach einem großen Contretanz, den ich mit Fräulein von Manteuffel, der liebenswürdigſten der vier Kammerfräulein der Herzogin, vortanzte, ließ dieſe mir ſagen, daß das Abendeſſen ſervirt ſey. Ich bot ihr daher meinen Arm an und fand mich an einer Tafel von zwölf Couverts als der einzige Mann neben ihr; die elf übrigen Perſonen waren lauter alte Wittwen. Ich war erſtaunt, in der kleinen Stadt Mietau eine ſolche Menge von Matronen dieſes Alters unter dem Adel zu finden. Die Herzogin hatte die Artigkeit, faſt nur mit mir zu ſprechen, und am Schluß der Tafel präſentirte ſie mir ſelbſt ein Glas Liqueur, den ich für Tokaier hielt, der aber nichts anders als altes engliſches Bier war. Ich rühmte ſeine Trefflichkeit und wir kehrten in den Ballſaal zurück.

Derſelbe junge Kammerherr, der mich zum Ball eingeladen hatte, machte mich nun mit den geſammten Damen des Adels bekannt; allein ich hatte nicht Zeit, irgend einer von ihnen den Hof zu machen.

Den anderen Tag ſpeiſte ich bei Herrn von Kaiſerling und überwies Lambert einem Juden, um ihn anſtändig zu kleiden.

Zum nächſten Mittag wurde ich bei Hofe eingeladen, um mit dem Herzog zu ſpeiſen, wo ich nur Männer fand. Der alte Fürſt ließ mich in einem fort ſchwatzen. Gegen Ende der Tafel fiel das Geſpräch auf den Reichthum des Landes, der zum Theil in Bleiminen und Halbmetallen beſtand; ich wagte zu behaupten, daß dieſe Reichthümer, welche nur von der Ausbeute abhingen, ungewiß wären, und ſprach, um meine Behauptung zu rechtfertigen, von dieſer Materie, als wenn ich ſie ſowohl in der Theorie, als in der Praxis auf das gründlichſte verſtände. Ein alter Kämmerer, der die Regie ſämmtlicher Minen in Kurland und Semgallen verwaltete, ließ ſich mit mir, nachdem er mir alles hatte ſagen laſſen, was die Begeiſterung mir eingab, in Streit ein, indem er mir einige Einwürfe machte und zugleich alles höchlich belobte, was ich Vernünftiges über die Oekonomie, von der der Ertrag der Ausbeute abhinge, geſagt hatte.

Wenn ich beim Anfang des Geſprächs ge=

wußt hätte, daß ich es mit einem wahren Kenner zu thun hatte, ſo würde ich gewiß weit weniger geſchwatzt haben; denn ich war ein großer Ignorant in der Sache. Allein ich würde dabei verloren haben, denn ich hätte nicht imponirt, wie ich es that. Der Herzog ſelbſt war ſo gütig, mich für einen Gelehrten von Fach zu halten.

Nach Tiſche führte er mich in ſein Kabinet und bat mich, wenn meine Reiſe nach Petersburg nicht ſehr eilig wäre, ihm vierzehn Tage zu ſchenken. Ich erklärte mich bereit zu ſeinen Befehlen, und er ſagte mir nun, daß derſelbe Kämmerer, mit dem ich vorhin geſprochen, mich alle Bergwerke in ſeinen Herzogthümern ſehen laſſen ſollte, und ich die Gefälligkeit haben möchte, meine Bemerkungen über ihre ökonomiſchen Einrichtungen aufzuſetzen. Ich ſagte ſogleich zu und meine Abreiſe wurde auf morgen beſtimmt. Der Herzog, überaus zufrieden mit meiner Bereitwilligkeit für ſeine Wünſche, ließ ſogleich den Kämmerer rufen, der mir verſprach, bei Tagesanbruch mit einer Kutſche und ſechs Pferden an der Thür meines Gaſthofes zu halten. Kaum nach Hauſe zurückgelangt, packe ich meinen Koffer und heiße Lambert mit

ſeinem mathematiſchen Beſteck ſich in Bereitſchaft zu halten. Sobald ich ihm ſage, wovon die Rede iſt, verſpricht er mir, obgleich auch er von der Sache nichts verſtånde, mir doch mit allen ſeinen Einſichten getreulich zur Seite zu ſtehen.

Wir reiſten zur beſtimmten Stunde alle drei in dem Wagen, ein Bedienter hinten auf, und zwei andere mit Såbel und Flinte bewaffnet zu Pferde voran, von Mietau ab. Alle zwei und drei Stunden trafen wir auf einen Ort, wo man die Pferde wechſelte und ſich erfriſchte, indem man etwas aß und guten Rheinwein oder franzöſiſche Sorten trank, wovon wir in unſerm Wagen eine große Proviſion mitgenommen hatten.

Auf unſrer Beſichtigungsreiſe, welche vierzehn Tage wåhrte, hielten wir an fünf verſchiedenen Orten an, wo es Kupfer= oder Eiſengruben gab. Ich hatte nicht nöthig Kenner zu ſeyn, um überall etwas aufzuzeichnen, und brauchte nur vernünftig zu raiſonniren, beſonders über die ökonomiſche Einrichtung, welches der Hauptartikel war, den der Herzog mir aufgetragen hatte. Ich verbeſſerte an einem Orte, was ich unnütz fand, und befahl an einem andern eine Vermehrung der Handarbeiter,

um den Ertrag zu ſteigern. Bei einer Haupt=mine, mit deren Bearbeitung dreißig Menſchen beſchäftigt waren, ſchlug ich vor einen Kanal aus einem kleinen Bach herbei zu leiten, der, obgleich ſehr kurz, doch vermittelſt ſeines Falles, bei Er=öffnung einer kleinen Schleuſe, drei Räder in Bewegung ſetzen konnte, die dem Director der Mine zwanzig Menſchen entbehrlich machen muß=ten. Lambert zeichnete unter meiner Leitung ei=nen vortrefflichen Plan von dem Werk, maaß die Höhen, entwarf die Schleuſe und die Räder, und ſetzte ſelbſt die Höhenmeſſer, mit denen der Kanal rechts und links bis zu ſeinem Ausgang bezeichnet wurde. Durch Anordnung einiger an=drer Kanäle hoffte ich große Thalflächen auszu=trocknen, um in größerer Maſſe den Schwefel und das Vitriol zu ſammeln, an denen das Land das wir unterſuchten, großen Ueberfluß hatte.

Ich kehrte nach Mietau zurück, hoch erfreut, Niemanden hintergangen, ſondern nur raiſonnirt und ein neues Talent bei mir entdeckt zu haben, von dem ich vorher nichts wußte.

Ich brachte den ganzen nächſten Tag damit zu, meine Bemerkungen ins Reine zu ſchreiben

und die beigefügten Zeichnungen ins Große copiren zu laſſen. Den darauf folgenden Tag ging ich, um dem Herzog meine Bemerkungen mitzutheilen, mit denen er ſich ſehr zufrieden erklärte; zugleich nahm ich Abſchied und dankte ihm für die Ehre, die er mir erwieſen habe. Er antwortete mir, er würde mich in einer ſeiner Reiſekutſchen nach Riga fahren laſſen, und wolle mir einen Brief an den Prinzen Carl, ſeinen Sohn, der dort in Garniſon ſtünde, mitgeben. Der weiſe Greis, reich an Welterfahrung, fragte mich darauf, ob mir ein Kleinod oder ſein Werth in Gelde angenehmer ſey. Ich antwortete ihm, daß ich von einem Fürſten, wie er, es vorziehen würde, Geld anzunehmen, obgleich ich mich ſchon hinreichend durch die Ehre belohnt fände, ihm die Hand küſſen zu dürfen. Er überreichte mir hierauf eine Anweiſung an ſeinen Caſſirer auf vierhundert Albertusthaler, deren Werth ich in zweihundert Ducaten mit holländiſchem Gepräge aus der Münze von Mietau empfing. Hierauf ging ich, der Frau Herzogin die Hand zu küſſen, und ſpeiſte zum zweiten Mal bei Herrn von Kaiſerling.

Den andern Morgen früh brachte mir der

junge Kammerherr, den ich ſchon kannte, den Brief des Herzogs für ſeinen Sohn und wünſchte mir eine glückliche Reiſe, indem er mir meldete, daß die Hofequipage, welche mich nach Riga führen ſolle, vor meiner Thür ſey. Ich reiſte alſo höchſt zufrieden mit meinem ſtammelnden Lambert ab und traf, nachdem wir auf halbem Wege die Pferde gewechſelt hatten, zu Mittag in Riga ein, wo ich den Brief des Herzogs ſogleich an ſeinen Sohn, Generalmajor in ruſſiſchen Dienſten, Kammerherrn und Ritter des Alexander-Newsky Ordens, überſandte.

Casanova, Giacomo Girolamo,

Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb

Bd.: 9

Leipzig (1826)

Rem.II 11-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10780227-0